B. L. franç. pag. 110.

<36602461710019

<36602461710019

Bayer. Staatsbibliothek

Epist. 81-2 Bielfeld

Des

Freyherrn von Bielfeld freundſchaftliche Briefe

nebſt einigen andern.

Aus dem Franzöſiſchen.

MARTIAL. *L. X. Epigr.* 47.

Quod ſit, eſſe velit, nihilque *magis.*

Zweyter Theil.

Danzig und Leipzig,

bey Daniel Ludwig Wedeln, 1765.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sechs und vierzigſter Brief.

An die Madam von *** zu Berlin.

Breßlau, den 20. Jul. 1741.

Dieſen Augenblick komme ich aus dem Lager bey Strehle wieder zurück, wo ich dem König aufzuwarten die Ehre gehabt habe. Dieſes Lager iſt den Feldlägern des Alexanders und des Darius zugleich ähnlich. Es hat das rauhe, lebhafte und kriegeriſche des erſtern, und das prächtige des letztern. Man ſieht hier Kaufleute von allen Arten, und man kann hier alles zu kaufen bekommen, ſo gar Edelgeſteine und koſtbare Spitzen. Es iſt nicht anders, als wenn man ſich auf einer der berühmteſten Meſſen befände. Die kleine Stadt Strehle, welche nur einen Ka-

nonenſchuß vom Lager entfernt liegt, war mit Fremden, mit Miniſtern, Hofleuten, Kaufleuten, und vornehmlich mit Officiersweibern angefüllt, welche letztern der Magnet der ehelichen Liebe allem Anſehn nach dahin gezogen hatte. Die Martisſöhne eilten hierher, um in den Armen ihrer Schönen ſich von den ausgeſtandenen Mühſeligkeiten wieder zu erholen. Indeſſen hatte nicht alle dieſe Schönen ein rechtmäßiger Beruf dahin gebracht, denn, wenn auf der einen Seite der Gott der Ehen zärtliche und getreue Gemahlinnen herbey gerufen hatte: ſo ſtellte die Liebe auf der andern Seite eine Menge irrender Nymphen von der Hof-Etaat der Venus den Augen dar, welche aufs Ungewiſſe dem Glück der Krieger gefolget waren.

Unter den fremden Miniſtern machten der Herr Herzog von Belisle und der Herr Marquis von Montigo das meiſte Aufſehen. Sie waren beyde, der erſte von dem franzöſiſchen, und der andre von dem ſpaniſchen Hofe zur Geſandſchaft nach Frankfurt beſtimmt, um der Wahl und Krönung eines neuen Kaiſers mit beyzuwohnen. Da ſo viele geſchickte Federn das Portrait dieſer beyden berühmten und verehrungswürdigen Männer gezeichnet haben: ſo trage ich Bedenken, Ihnen von ſelbigen einen Abriß zu machen.

machen. Ich habe auch nicht die Ehre gehabt, ſo lange Zeit um dieſe Miniſter zu ſeyn, daß ich im Stande wäre, ihren Charakter völlig zu entwickeln. Kaum habe ich einige Augenblicke dieſes Glück genoſſen. Indeſſen dünkt mich doch, in ihren Perſonen erleuchtete Staatsmänner, geſchickte Miniſter, artige Hofleute, und eben ſo wohl gelehrte als liebenswürdige Cavaliers entdeckt zu haben. So wohl der eine als der andre machen überall einen glänzenden Aufzug, und niemals habe ich jemanden mit einer weſentlichern Pracht, mit beſſerer Einrichtung und mit mehrerer Bequemlichkeit reiſen geſehen, als den Herrn von Montigo. Ueberall, wo er auf ſeiner Reiſe eintraf, es mochte des Mittags oder des Abends ſeyn, fand er ſein Zimmer mit dem ſchönſten Hauteliſſen tappeziert, den Fußboden mit türkiſchen Teppichen belegt, ſammtne Reiſeſtühle, alle nöthige Bequemlichkeiten, eine vortreffliche Mahlzeit, den ausgeſuchteſten Wein, und einen Nachtiſch von ſo auserleſenen Früchten und Confecte, daß man ihn mitten in Paris nicht beſſer haben konnte. Dieſe Art von Zauberey, dieſes wahre Wunderwerk in Deutſchland wurde durch drey Karren oder Baggagewagen bewerkſtelliget, welche einander die Zufuhre erleichterten, wovon allemal zween vor

den Geſandten vorausgiengen, und deren ein jeder alles, was zu ſeiner Aufnahme nöthig war, mit ſich führte. Wenn die Hausoffi- ciers und Bedienten, die zu jedem Wagen gehörten, in dem armſeligſten Dorfe anka- men, ſo machten ſie ſo gleich das Zimmer zurechte, ließen es reinigen, beveſtigten die Tapeten mit Ringeln an bloße Nägel, brei- teten die Fußteppiche auf den Boden, und beſorgten darauf die Küche, den Keller, und was ihnen ſonſt oblag.

Den erſten Tag, da der Herr von Mon- tigo ankam, hatte er zu Mittage die Ehre, mit dem König im Lager zu ſpeiſen; weil aber Se. Majeſtät des Abends nie zu eſſen pflegen, ſo kehrte der Geſandte gegen Abend nach Strehle zurück, wo wir, der Herr Ba- ron von Pöllnitz, Herr Jordan und ich, ſel- bigen antrafen, da er eben mit ſeinem erſten Geſandſchaftscavalier, dem Herrn von Cara- vachal, in der Stadt ſpatzieren gieng: er ſah etwas verdrüßlich aus, und ſchien verlegen zu ſeyn, wie er den Abend zubringen ſollte. Wir hatten das Herz, ihm ein Abendbrod anzubieten, welches wir in der Geſchwindig- keit ſo gut, als uns nur möglich war, zu- bereiten ließen. Unſre Bedienten liefen wie die Spürhunde überall herum, um das Beſte, ſo in der Stadt noch aufzutreiben war, es

mochte

mochte auch koſten, was es wollte, zuſammen zu holen; allein, aller Vorrath war aufgezehrt, und wir hielten eine gar erbärmliche Abendmahlzeit. Wir bemühten uns indeſſen, dieſen unglücklichen Zufall durch ein muntres und aufgeräumtes Weſen zu erſetzen, und um das Vergnügen noch vollkommner zu machen, luden wir eine junge Demoiſelle mit ein, welche man Louiſe von Strehlen nannte, und welche ſehr nach des Herrn Geſandten Geſchmack war, und eine gute Geſellſchafterinn abgab. Sie willigte darein, und die allerelendeſte Abendmahlzeit wurde die vergnügteſte von der Welt. Der Herr von Montigo war ſo ſehr erfreut, daß er uns insgeſammt auf den andern Tag zu ſich zu Tiſche bat. Wir glaubten, er würde eben ſo ſehr, wie wir, in Verlegenheit gerathen, wenn er uns gut bewirthen wollte: Allein, wie groß war nicht unſre Verwunderung, als wir uns zur Tafel ſetzten; wir fanden eine Mahlzeit, die ſo prächtig war, die ſo einen großen Ueberfluß an Leckerbiſſen von allen Arten hatte, daß man ſie in den vornehmſten Städten von Europa nicht beſſer geben konnte. Nunmehro ſchämten wir uns wegen unſers geſtrigen Tractaments, und ſahen, daß man mit Gelde und kluger Einrichtung

in allen geſitteten Ländern von Europa ſich einen guten Aufenthalt verſchaffen kann.

Die Muſterung, die der König bey ſeiner Cavalerie gehalten, iſt vorbey. Sie iſt vollzählig gemacht worden, und befindet ſich in einem vortrefflichen Zuſtande. Nach der Abreiſe der Herren Abgeſandten gewinnen die Sachen bey der Armee ein ganz andres Anſehen, und mir kommt es vor, als wenn der König willens wäre, das Lager aufzuheben, eine andre Stellung zu nehmen, und die Eroberung von Schleſien zu vollenden. Alle übrige fremde Miniſter ſo wohl, als die Gemahlinnen der Herren Officiers haben Strehle verlaſſen, und ſind nach Breßlau zurückgekehrt. Uns hat der König ebenfalls beurlaubet, und mir insbeſondre aufgetragen, mich in dieſe Stadt zu begeben, und daſelbſt ſeine Befehle ruhig zu erwarten. Ich gehorche Sr. Majeſtät mit deſto größerm Vergnügen, je angenehmer es für mich iſt, nach ſo beſchwerlichem Herumreiſen, das ſeit achtzehn Monaten nicht aufgehöret, ein wenig Ruhe zu genießen.

Ich kann nicht ſchließen, ohne Sie zu verſichern, Madam, daß der König, der ausgeſtandenen Kriegsbeſchwerlichkeiten ungeachtet, ſich recht ſehr wohl befindet, daß er aufgeräumter und lebhafter iſt, als jemals,

und

und daß er alle, die ſich Sr. Majeſtät nähern, ſehr gnädig aufnimmt. Er iſt mir mitten in ſeinem Lager und an der Spitze von 60000 Preußen ſehr groß vorgekommen.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Sieben und vierzigſter Brief.

An den Herrn von M**
zu Hannover.

Breßlau, den 3. Aug. 1741.

Ich befinde mich recht wohl in Breßlau, und bringe hier meine Zeit auf die angenehmſte Weiſe von der Welt zu. Ich wohne mit meinem Freunde Jordan in dem Hauſe eines ſehr galanten Mannes, nämlich bey dem Herrn Banquier Gimſch, wo die Frau Gräfinn von Stůbeck die Gütigkeit gehabt hat, uns ihr Logis einzuräumen. Hier führen wir ein Leben voller gelehrten Beſchäfftigungen. Der Vormittag vergeht mit Frühſtücken, Leſen und Schreiben. Von 11 Uhr bis halb zwölfe kleiden wir uns an, und wenn es zwölfe ſchlägt, ſo gehen

wir zu Herr Korn, dem königlichen Buchhändler, wo ſich um dieſe Zeit alle Gelehrte der Stadt, und alle diejenigen, welche Neuigkeiten lieben, zu verſammlen pflegen. Man lieſet hier alle gelehrte Nachrichten, und erfährt alle Staatsbegebenheiten. Um ein Uhr gehen wir wieder nach Hauſe, und finden daſelbſt eine gute Mahlzeit bereit. Der Nachmittag iſt denen Viſiten und den Pflichten, die der Wohlſtand erfordert, gewidmet. Alle Abende iſt nach der Reihe in ſieben Häuſern Aſſamblee, nämlich bey Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal von Sinzendorf, der Frau Marſchallinn, Gräfinn von Wilſcheck, dem Herrn Grafen von Hoberg, dem Herrn Grafen von Noſtitz, dem Herrn Grafen von Almenslo, dem Herrn Baron von Wargotſch und dem Herrn Baron von Sweerts. Man trifft daſelbſt eine ſehr gute und zahlreiche Geſellſchaft an, und ein jeder Fremder, den man kennt, wird hier vollkommen wohl aufgenommen. Man betrachtet uns hier als Hofleute des Königs von Preußen, und als ſolche, die er mit ſeiner Gnade beehrt; und folglich ſetzt man den Höflichkeiten, womit man uns überhäuft, keine Gränzen. Ob ich nun gleich hierbey nicht unempfindlich bin, ſondern meine Erkenntlichkeit auf alle mögliche Weiſe an Tag leger ſo muß ich

un-

unterdeſſen doch in meinem Herzen allemal lachen, wenn ich die hohe Miene des vornehmen öſterreichiſchen Adels bey den itzigen Zeitumſtänden ſich vor mir erniedrigen ſehe: und jedesmal, wenn ich in ein Haus trete, dünkt es mich, als wenn die gute Aufnahme, die ich daſelbſt genieße, durch 50000 Preußen unterſtützt würde. Unterdeſſen glauben Sie nicht, daß ich im Stande bin, eine eitle und ſtolze Miene anzunehmen, und mich dieſer Umſtände wegen zu überheben. O! nein! ich befleißige mich mehr, als jemals, Merkmaale der Erniedrigung und Höflichkeit blicken zu laſſen; und dieſer Aufführung habe ich es zu verdanken, daß ich in Breßlau mehr geliebet, als gefürchtet bin.

Es befinden ſich überdies noch hier der Herr von Münchow, und der Herr von Reinhard, welche über des Königs von Preußen Kriegsdirectorium und Commiſſariatweſen in Schleſien geſetzt ſind; der Herr von Marwitz, Generallieutenant und Commendant der Stadt; die Frau Gräfinnen von Kamecken, von Haak und von Wartensleben; die Frau von Horn und die Frau von Thiel, mit noch einigen andern berliniſchen Damen, welche Gemahlinnen der Herren Officiers ſind; der Milord Hyndfort, Geſandter von England; der Marquis von Wallory, Geſandter von Frank-

Frankreich; der Baron von Ginckel, Geſandter von Holland; der General Pretorius, Geſandter von Dänemark; der Herr Rudensſchildt, Geſandter von Schweden, der Herr Graf von Thöring und der Chevalier de la Roſee, als bayeriſche Miniſter; der Herr von Bülow, Geſandter des Königs von Pohlen; und der Herr von Schweichelt, Geſandter von Honnover.

Endlich habe ich auch, ſo wohl mit dem Vetter unſers Staatsminiſters, mit dem lieliebenswürdigen Herrn von Podewils, welcher nur kürzlich aus Rußland zurückgekommen iſt, als auch mit dem Herrn Bockerodt, dem geheimden Rathe in dem Departement der auswärtigen Staatsgeſchäffte, einem ſehr gelehrten, ſehr fähigen und arbeitſamen Manne, eine genaue Freundſchaft errichtet. Von dem berühmten Baron von Pöllnitz will ich Ihnen nichts ſagen: Sie wiſſen ſchon, daß ich längſtens die Ehre habe, mit ihm in ſehr guter Bekanntſchaft zu ſtehen. Und damit die Geſellſchaft vollkommen wird, ſo hat ſich auch der Herr Graf von Algarotti von ſeiner Reiſe, die er nach Turin gethan, nur kürzlich hier wieder eingefunden.

Mein liebſtes Haus zu Breßlau iſt des Herrn Baron von W * * * ſeines. Die Urſachen hiervon ſind dieſe: ich werde darinnen mit offnen Armen und zu jeder Stunde

des

des Tages, ohne Zwang und Complimente aufs beſte aufgenommen. Der Wirth iſt der beſte Mann von der Welt, mit dem es ſich vortrefflich umgehen läßt; er liebt eine gute Geſellſchaft, einen guten Tiſch und ein Spielchen. Seine Gemahlinn iſt aus dem beſten Stoff, woraus Gott jemals eine Frau gemacht hat, gebildet; allein, etwas rieſenförmig in Anſehung ihrer langen und dicken Leibesſtatur. Sie hat Verſtand, und ſpricht mit einer donnernden Stimme ſehr artige und angenehme Sachen. Sie macht unvergleichliche Verſe, aber in deutſcher Sprache. Sie liebt Geſellſchaft, und macht des Abends gerne ein freundſchaftliches Spielchen. Ihre Küche iſt vollkommen wohl eingerichtet. Das aber, was ihrem Hauſe noch größern Reiz giebt, iſt dieſes, daß zwo ſehr artige Muhmen bey ihr wohnen, welche man die Mademoiſelles v. St. *** nennt. Mein Verſtand hat ſich vor die älteſte, und mein Herz für die jüngſte erklärt; Niemals habe ich ſchönere Augen, noch ſchönere braune Haare, als die ihrigen geſehen, Sie hat ſehr viel Verſtand, und was noch mehr iſt, ſehr viel feines in ihrem Verſtande, eine ſanfte und beſcheidne Munterkeit, etwas gefälliges im Umgange, und endlich viel Klugheit in der Aufführung und eine vollkommen tugendhafte Seele. Alle Fremde, die hier ſind, opfern ihren Reizungen. Ich gebe mir Mühe,

mich

mich unter den Haufen ihrer Anbeter vor andern hervor zu thun, aber ich habe einen ſehr fürchterlichen Nebenbuhler in der Perſon meines beſten Freundes. Die Philoſophie des guten ehrlichen Jordans hat bey ſo vielen Reizungen eine gewaltige Erſchütterung erlitten, und ich erblicke ihn weit verliebter, als einen jungen Stutzer. Er iſt ſehr ſinnreich, allerhand Mittel zu erdenken, um ſeine angehende Leidenſchaft derjenigen, die ſie verurſacht hat, auf eine unvermerkte Weiſe zu entdecken. Eines Tages ſagte ſie zu ihm: Die Unempfindlichkeit mache ihren Hauptcharakter aus. Herr Jordan glaubte, daß er dieſe Unempfindlichkeit beſtreiten müſſe, und ſchrieb an ſie ein ſcherzhaftes Briefchen, unter dem Namen des Empfindlichen. Hier iſt, mein Herr, dieſer Liebesbrief, der Ihnen vielleicht viel Vergnügen machen wird, vornehmlich, wenn ich Ihnen die luſtigen Folgen erzähle, die er gehabt hat.

Mademoiſelle!

Die Regung einer frommen Liebe verbindet mich, an Sie zu ſchreiben: kein anderer, als ein ſolcher Bewegungsgrund kann dieſe meine Freyheit rechtfertigen. Denn ich weis,

weis, wie viel Bedenken ſich die Damen über ein Brieſchen machen, ſo man ihnen zuſendet.

Denn jedes Mägdchen glaubt, es wäre große Sünde
Wenn ſie ſich einen Brief zu leſen unterſtünde
Von einer Mannsperſon. Warum? in ſolcher Schrift
Steckt ihrer Meynung nach, ein ſehr gefährlich Gift.

Dieſes Gift iſt jedoch nicht ſo gefährlich, als die Unempfindlichkeit, der Sie ſo gerne einen Platz in Ihrem Herzen einräumen wollen.

O! nein! du kannſt ihn nicht, den ſtrengen Vorſatz, hegen:
Die Unempfindlichkeit iſt der Natur entgegen.
Denn ſeyn, das, was du biſt, und doch die Liebe fliehn,
Dies iſt ein Widerſpruch. Nicht wahr? du fühleſt ihn?

Zwar äußerlich erlaube ich Ihnen, Mademoiſelle, mit dieſem Vorgeben zu prangen; es iſt dieſes das beſte Mittel für Sie, ſich von einem Haufen ungeſtümer Anbeter, die Ihnen Ihre Reizungen zugezogen haben, zu entledigen. Denn

Wenn Reiz und Jugend ſich ſo, wie bey dir verbinden,
Wird man ſtets einen Schwarm Verehrer um ſich finden.

Doch

Doch deren allzuviel vor ſich zu Füſſen ſehn,
Dies traurige Geſchick iſt nicht wohl auszuſtehn.

In dieſem Falle iſt die Unempfindlichkeit nicht ein Werk der Eigenliebe, nein! ſie gründet ſich alsdenn auf eine richtige Denkungsart, und zeigt eine große Stärke der Seele an.

So ward ein Sieger einſt auf ſeinem Siegeswagen,
Den Ruhm und Ehre zog, voll Stolz daher getragen:
Und nur der Held allein warf einen kleinen Blick
Auf des Triumphes Pracht, die ihn umgab, zurück.

Allein, ſtellen Sie ſich einen Menſchen vor, der zu Ihren Füßen faſt vor Liebe ſtirbt, der angenehm, der aufgeweckt iſt, der Hochachtung verdienet, könnten Sie alsdenn wohl unempfindlich ſeyn?

Das wäre Grauſamkeit, alsdenn bey ſo viel Gaben
Ein unempfindliches, ein hartes Herz zu haben,
Die Vorſicht ſchadet nie. Das räum ich willig ein.
Doch ſie muß ohne Stolz und Eigenliebe ſeyn.

Eine ſolche Unempfindlichkeit und der Stolz ſind einander ſo ähnlich, wie ein Tropfen Waſſers dem andern. Es iſt, wenn ich ſagen darf, bey dieſem Entſchluſſe allzuviel Einbildung. Schmeicheln Sie ſich denn, allezeit Meiſterinn von Ihrem Herzen zu ſeyn?

O! nein! du irreſt dich, Vollkommenſte der Schönen!
An dieſen ſtolzen Sinn kann man ſich leicht gewöhnen:
Doch, Silvie! es kommt der Zeitpunkt, eh mans glaubt,
Der uns im Augenblick des Herzens Freyheit raubt.

Dies iſt das große Werk unſers gemeinſchaftlichen Beherrſchers, oder wenn Sie lieber wollen, unſers Tyrannen. Sie kennen ihn nicht; allein Sie werden ihn kennen lernen, und ſollte er Sie auch unter der Larve der Freundſchaft hintergehen. Ja!

Die Freundſchaft wird zuerſt dein hartes Herz erweichen,
Und den Verehrer dir als einen Freund erſt zeigen.
Als Freund ſiegt er nur halb. Allein nimm dich in Acht,
Die Liebe iſts, die ihm den Sieg vollkommen macht.

Sehen Sie nun, Mademoiſelle, auf was Weiſe Sie die Unempfindlichkeit, wovon Sie ſo viel Weſens machen, verlieren werden; denn im Grunde wollen Sie doch nicht gegen die Freundſchaft vor unempſindlich gehalten ſeyn. Ich will Ihnen gerne aus Gefälligkeit einräumen, daß die Parten, die Sie er-

greiſen, von der Klugheit vorgeſchrieben worden: und das iſt in der That zu loben; allein, rühmen Sie ſich ja nicht damit.

Die, welchen Stärk und Kraſt weit mehr, als andern, fehlen,
Die hört man immer viel von ihrem Muth erzählen.
Doch bringt ein Zufall ſie in Streit und in Gefahr:
So zeigt es ſich gar bald, wie klein ihr Herze war.

Dieſe Tugend, wenn es eine Tugend iſt, verdanken Sie bloß Ihrer Vernunft, nicht aber Ihrem Herzen. Die Natur hat Sie empfindlich gebildet, und nur die Vernunft iſt es, die da haben will, daß Sie unempfindlich ſcheinen ſollen. Zwar wenn Sie ſolches in Anſehung meiner ſind, ſo iſt dieſes eine ganz natürliche Sache.

Ich, welchen nur die Welt bey den Gelehrten nennet,
Der nicht die ſchwere Kunſt, dir zu gefallen, kennet,
Ich liebe zwar; allein ich lieb als ein Pedant;
Drum hat der Liebesgott mir ſeine Huld entwandt.

Dieſe

Dieſe Bemühung wird Ihnen nicht theuer zu ſtehen kommen. Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung

Mademoiſelle,

Dero gehorſamſter Diener,

der Empfindliche.

Mademoiſelle von St. *** fand dieſes Brieſchen ſehr ſinnreich und galant. Ihre geſchmeichelte Eigenliebe hielt alles vor ſchön, was auch etwan darinnen unvollkommen war. Allein ſie konnte ſich doch nicht entſchlieſſen, ſchriftlich darauf zu antworten, und nahm die ganze Sache für einen bloßen Scherz an. Sie zeigte dieſen Brief dem jungen P*** der davon eine Abſchrift nahm, und ingeheim im Namen dieſer Schönen eine ſehr artige Antwort darauf verfertigte. Er hatte in den Verſen, die in dieſer Antwort eingeſtreuet ſind, alle die nämlichen Reime des Herrn Jordans beybehalten. Ob er mir gleich nie eine Abſchrift davon nehmen laſſen: ſo entſinne ich mich doch, daß ſich ſein Brief alſo anfieng:

Mein Herr!

Wenn etwas weniger Witz und Galanterie in Ihrem Briefe herrſchte, ſo könnten Sie unmöglich vor deſſelben Verfaſſer gehalten werden: allein ſollte man in den ſinnreichen Zügen und artigen Wendungen, die darinnen angebracht ſind, Sie wohl verkennen?

Ein jeder ſagt Dir nach, ich glaube, ohne Sünde,
Daß Niemand, ſo, wie Du, die ſchwere Kunſt verſtünde
Die Kunſt zu hintergehn. Warum? in deiner Schrift
Verdeckt ein artger Scherz ein ſehr gefährlich Gift.

Wenigſtens, mein Herr, iſt mir kein Menſch bekannt, der ſolches beſſer verbergen könnte, als Sie, und eben dieſes beſtärkt mich in meinem Entſchluſſe, den ich gefaßt habe; u. ſ. w. ꝛc. Denn das übrige iſt mir entfallen.

Der Herr von P * * * ließ dem verliebten Jordan dieſe Antwort in der Aſſamblee auf eine Geheimnißvolle Art zuſtellen, daß es das Anſehn hatte, als wenn ſie unmittelbar von der Mademoiſelle von St. * * * käme. Dieſer ſchlich ſich ſo gleich aus dem Saal, um ſie im Vorgemach zu leſen, und kam kurz darauf mit einer ſo vergnügten und ſo triumphirenden

Miene

Miene zurück, daß ich in ſeinen funkelnden Augen die vollkommne Zufriedenheit ſeiner Seele gar bald entdeckte, ohne jedoch die Urſache hiervon errathen zu konnen. Wir hatten gleich den Herrn von P * * * und den Herrn Vockerodt gebeten, nach Endigung der Aſſamblee mit uns des Abends zu ſpeiſen. Herr Jordan kam zu mir, und erſuchte mich, mein Spiel ſo bald als möglich zu endigen, und mit ihm nach Hauſe zu gehen, wo er mir von einer ſehr wichtigen Sache Eröffnung thun wollte. Wir endigten in der That unſer Spiel ſehr bald, und begaben uns mit unſern zween Gäſten nach unſrer Wohnung; Der ungeduldige Jordan las uns augenblicklich die Antwort vor, die er nur erhalten hatte. Seine Liebe fand dieſes Briefchen tauſendmal artiger, als es in der That war, und ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß die geiſtreiche St* * * nicht die Verfaſſerinn davon ſeyn ſollte. Herr Vockrodt beſtärkte ihn in dieſen Gedanken, und wünſchte ihm viel Glück. Der witzige und ſcherzhafte Podewils aber biß ſich in die Lippen, und ſtellte ſich, als wenn er allerhand an dem Briefe auszuſetzen hätte; was mich betraf, ſo konnte ich ſelbigem meinen Beyfall unmöglich verſagen: allein im Herzen regte ſich ein Gefühl der Eiferſucht, welches mir entdeckte, daß die Hand, von welcher der Brief

kam, mir eben nicht ſo gleichgültig wäre, als ich zeither geglaubt hatte. Wir redeten die Mahlzeit über von nichts als der göttlichen St * * *, wir trunken wohl zwanzigmal ihre Geſundheit, ich trank tapfer mit; allein meine Freudigkeit gieng mir nicht von Herzen, und mein Mund war es nur, der da lachte. Ich warf mich nachher voller Grillen auf mein Bette, und ſchlief mit einer traurigen Verwunderung ein; aber den folgenden Morgen riß mich der Herr von P * * * ohne ſein Wiſſen aus aller meiner Unruhe, da er mir im Vertrauen entdeckte, daß dieſe Antwort ſeine Arbeit ſey, und daß unſre Schöne gar keinen Antheil daran gehabt hätte. Von der Zeit an bemühe ich mich mit mehrerm Eifer, ihr zu gefallen, und wo möglich, ihr Herz zu gewinnen. Ich war bereits darinnen dem Herrn Jordan zuvor gekommen: und da wir dieſe Sache einer im Angeſicht des andern nur zum Spaße treiben: ſo ſchmeichle ich mir, daß der glückliche Fortgang, womit unſre Bemühungen wechſelsweiſe belohnet werden, die zärtliche Freundſchaft, die unter uns beſtehet, im geringſten nicht verändern wird. Alles unſer Dichten und Trachten geht übrigens auf nichts weiter, als auf das Glück, dieſer unvergleichlichen Perſon zu gefallen. Wir ſchätzen ſie zu hoch, als daß wir unſre Abſichten

ten weiter treiben ſollten, und ihre Tugend ſo wohl als ihre Geburt befiehlt uns, die Empfindungen der Zärtlichkeit mit den Regungen einer vollkommnen Ehrerbietung auf das genaueſte zu vereinigen. Was das Band der Ehe betrifft: ſo glaubt mein Freund und Mitbuhler, daß er zu alt iſt, und ich, daß ich zu jung bin, als daß wir daran denken könnten. Die Opfer die wir ihr bringen, ſind daher gänzlich von allem Eigennutz entfernt; wir können dabey alle Eiferſucht verbannen, und manchen Scherz und manche Freude mit einmiſchen. Ich wünſche, daß es hierbey bleiben möge, daß mein Herz nicht dabey ins Gedränge komme, und von einem guten Vorſatze hintergangen werde, und daß ſich nichts ernſthaftes darunter mengen möge. Ich merke, daß ich alle meine Sorgfalt nöthig habe, mich vor der ſchönſten unter allen Leidenſchaften in Acht zu nehmen, wenn ich in dieſer Welt ein Glück, das ſich auf meine Zufriedenheit gründet, genießen will. Davor ſetze ich im Gegentheil meiner Freundſchaft keine Gränzen, und vornehmlich derjenigen, die ich Zeit meines Lebens vor Sie hegen werde.

Acht und vierzigſter Brief.

An Ebendenſelben.

Breßlau, den 12. Auguſt, 1741.

Wie unglücklich iſt doch der Müßiggang für einen jungen Menſchen, der zur Arbeit gewöhnt iſt! In England, wo mich große Gegenſtände beſchäfftigten, bot ich allen Gefahren der Liebe Trotz, und der Anblick der allervollkommenſten Schönheiten machten nur einen geringen Eindruck in meiner Seele, ja! die Reizungen der Liebe waren meinem Herzen faſt gänzlich unbekannt. Allein itzt, da ich nur zu meinem Vergnügen arbeite, verwandeln ſich alle meine Neigungen in Leidenſchaften. Und ſehen Sie nur, mein Herr, auf einmal haben mich zwo liebenswürdige Perſonen gefeſſelt! Gott weis es, was daraus werden wird; denn man ſagt, daß die zärtlichen Leidenſchaften insgemein von Tage zu Tage mehrere Stärke erhalten, als man es ſich anfangs vorſtellet. Da mir daran gelegen iſt, daß Sie mich meiner Schwachheiten ohngeachtet lieb behalten; und da es mir ſehr empfindlich ſeyn würde, wenn Sie mich für

einen Romanenheld oder für einen Theaterprinz, welcher alle Tage einer andern von ſeiner Liebe vorſchwatzt, in ihrem Herzen anſähen: ſo halte ich mich verbunden, Ihnen von meinen Liebesbegebenheiten eine kleine Erzählung zu machen. Wohlan! hier haben Sie ſolche mit zwey Worten:

Ich habe Ihnen bereits vertrauet, wie viel mein Herz für die liebenswürdige St * * * empfunden. Dieſe Neigung hatte von Tag zu Tage immer mehr zugenommen, und es war ſchon andem, daß ich der allerſchönſten und ſtärkſten Leidenſchaft von der Welt für dieſe unvergleichliche Perſon in meinem Herzen völligen Platz einräumen wollte: als ein andrer Gegenſtand ſich zeigte, der dieſes angenehme Feuer zu erſticken ſchien. Ich befand mich einmal in der Aſſamblee; die Mademoiſelle von St * * * war nicht zugegen, und meine Augen irreten mit einer nachläßigen Neugierde im Saale herum, als ich den Augenblick eine fremde Dame, die ich nicht kannte, und welche mich ſehr lebhaft rührte, hereintreten ſah. Dem äußerlichen Anſehn nach war ſie ohngefähr acht und zwanzig Jahr alt; ihre Stellung war natürlich, ſie zeigte ſich mit einem edlen Anſtand, und in ihrem ganzen Betragen ließ ſie ein gefälliges und angenehmes Weſen blicken. Sie hatte, ohne

eine wirkliche Schönheit zu ſeyn, regelmäßige und zarte Züge, womit ihre ganze übrige Geſtalt übereinſtimmte. Ihre großen blauen Augen waren zugleich lebhaft und ſanft, ihre Haare mehr aſchenfarbig als blond, und ihre Geſichtsfarbe helle. Ich fragte nach ihrem Namen, und man ſagte mir, daß es die Madame von C* * * wäre, deren Gemahl ſich bey der Armee befände, und um den König wäre, und die dahero den Feldzug über ihre Zeit in Breßlau zubringen wollte. Ich ließ mich zugleich mit dem Haufen der Anweſenden dieſer Dame vorſtellen, und empfand ein mehr als gemeines Verlangen, von ihr bemerkt zu werden: allein, da ſie eben nicht viel Achtſamkeit vor meine Perſon blicken ließ, entfernte ich mich, um mich mit andern Perſonen von der Geſellſchaft in ein Geſpräch einzulaſſen, und ſah darauf, daß ſie ſich mit dem Herrn von P* * * unterhielte, welchen ſie kannte. Eine halbe Stunde darnach machten die Damen Anſtalt zum Spiel. Da ſie noch fremde an dieſem Orte war, ſchlug ihr der Herr von P* * * mit der Frau Gräfinn von Noſtitz, mit ſich ſelbſt, und einem von ſeinen Freunden eine Parthie Quadrille vor. Dieſer Freund war ich. Sie antwortete, wie ich hernach erfahren habe: Ich bin mit der Madam von Noſtitz und mit Ihnen, mein Herr,

voll-

vollkommen zufrieden, allein die vierte Perſon habe ich ſchon im Geſichte, die ich darzu einladen will, wenn ſie noch nicht verſprochen iſt. Sie kam in der That über den Saal auf mich los, wo ſie mich in einem Fenſter mit jemanden ſchwatzen ſah: und ich war ſehr verwundert, als ſie ſich mit einer Karte in der Hand mir nahte, und mir antrug, mit ihr eine Parthie zu machen. Ich nahm dieſen Antrag mit einer ſolchen Freudigkeit an, die etwas mehr, als eine bloße Höflichkeit zu verrathen ſchien; ich gab ihr die Hand, und führte ſie an den Tiſch, welcher für uns zurechte gemacht war. Als wir dahin kamen, ſagte ſie: Sehen Sie, mein Herr, da iſt unſer vierter. Je! Madam, antwortete der Herr von P*** das iſt eben der Freund, den ich für Sie beſtimmt hatte. Wie iſt es denn gekommen, daß er ſo geſchwinde die Ehre Dero Bekanntſchaft erlangt hat? ſie erröthete bey dieſen Worten ein wenig, und dieſe Erröthung kam mir überaus reizend vor. Wir fiengen an zu ſpielen; kleine verſtohlne Blicke, eine ungefähre Begegnung derſelben, Merkmaale der Aufmerkſamkeit und des Beyfalls bey allem, was ich ſagte, angenehmes Lächeln, eine kleine Zerſtreuung, alles dieſes rührte mich dermaßen, daß ich vor meine Perſon ganz unruhig ward:

allein

allein es flößte mir unterdeſſen genugſamen Muth ein, ſie um Erlaubniß zu bitten, ihr den andern Tag meine Aufwartung machen zu dürfen. Sie verbat dieſes; jedoch auf ſo eine gelinde Art, daß ich kein Bedenken trug, den andern Tag nach Mittage meinen Beſuch bey ihr abzuſtatten. Ich wurde ſehr gütig aufgenommen. Wir waren ohne Zeugen, und ich wagte es, ihr mit vielen Umſchweifen, jedoch mit ſehr abgemeßnen Worten, den geſchwinden Eindruck, den der erſte Anblick ihrer Reize auf mein Herz gemacht hatte, zu entdecken. Sie antwortete mir auf eine ſehr feine Art, und mit vieler Beſcheidenheit, jedoch ſo, daß ich glauben konnte, daß in unſern Seelen und unſerm Geſchmacke eine Art von Sympathie herrſchen müſſe, und daß wir beyde zugleich bey dem erſten Anblicke von einander gerühret worden wären. Eine nur entſtandene Liebe pflegt allemal ſehr ſinnreich zu ſeyn, um einen geſchickten Vorwand zu finden, vermittelſt welchem ſie mit Anſtändigkeit wachſen und zunehmen kann. Wir nahmen alſo dieſen Vorwand von der Schwierigkeit her, die ſich insgemein in der Aſſamblée äußerte, wenn man ſeine Parthien machen wollte. Wir wurden alſo einig, künftig allezeit mit einander und unter dem Charakter fremder Perſonen, die einem Könige zugehörten,

ten, zu ſpielen, und verſprachen einander, auf dieſe Art ſo oft, als nur möglich, beyſammen zu ſeyn. Die Madam von C * * * hat ihr Wort gehalten. Es vergeht kein Tag, an welchem ich nicht das Vergnügen habe, entweder ihr in ihrem Hauſe aufzuwarten, oder ſie wenigſtens in der öffentlichen Aſſamblee zu ſprechen. Allein, liebſter Freund, ich ſauge in dieſen Zuſammenkünften in vollem Maaße ein Gift ein, welches mir das Herz abnaget, und mir den Geſchmack, den ich ſonſt an der Mademoiſell von St * * * fand, unvermerkt zu benehmen ſcheint: Mein Freund Jordan, der meine angehende Leidenſchaft bemerkt hat, ſucht ſie zu unterſtützen, und ſtellt mir vor, daß ich nicht nach den Regeln eines vollkommen rechtſchaffnen Mannes handeln würde, wenn ich bey einem jungen Frauenzimmer Neigungen zu erregen ſuchte, an deren geſetzmäßigen Befriedigung ich niemals im Ernſte denken könnte. Ich ſehe dieſes junge Frauenzimmer täglich mit Vergnügen, allein ich empfinde nicht mehr die lebhafte Bewegung in meiner Seele, die ich verſpüre, wenn ich mich der Madam von C * * * nähere. Was denken Sie von allem dieſem, liebſter Freund? halten Sie mich in der That vor verliebt? Sollte ich wohl dieſe neue Liebe mit der Neigung, die ich der ſchönen St * * * erkläret habe,

vereinigen können? Sollte meine Aufrichtigkeit, meine Redlichkeit nicht darunter leiden? Stehen Sie mir ja bald mit Ihrem Rathe bey! weiſen Sie mich auf den rechten Weg! Da Sie die Gegenſtände nicht kennen, ſo werden Sie von keinem Vorurtheil eingenommen ſeyn; und bey Ihrer Entſcheidung bloß die Vernunft und die Redlichkeit vor Augen haben.

Ich umarme Sie zärtlich, und habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Neun

Neun und vierzigſter Brief.

An Herrn Lamprecht zu Berlin.

Breßlau, den 15. Aug. 1741.

So! Sie ſind alſo itzt zu Berlin, und gedenken, Ihr Glück daſelbſt zu machen. Dieſes iſt ein Entſchluß, welcher Sie, wie ich hoffe, niemals gereuen wird. Die brandenburgiſche Sandgrube wird inskünftige ein gutes Erdreich abgeben, worinnen die Hand des Königs das Verdienſt und die Geſchicklichkeit in Wachsthum bringen wird; und er wird ſich nicht bloß an die innländiſchen Pflanzen binden, ſondern er wird auch auswärtige Gewächſe, ſie mögen kommen, aus welchem Lande ſie wollen, darein verpflanzen. Suchen Sie ſich nur bekannt zu machen, und ſeyn Sie verſichert, daß Sie Ihr Glück finden werden. Allein, Sie kommen zu einer ſehr unfruchtbaren Jahreszeit dahin, zu einer Zeit, wo der Krieg unſern Herrn einzig und allein beſchäfftiget. Der Sommer iſt für die Heldenthaten des Mars beſtimmt; man muß nun hoffen, daß der Krieg dem Könige verſtatten wird, den

Win-

Winter den Muſen zu widmen, und daß Se. Majeſtät alsdenn in Ihre Hauptſtadt werden zurückkehren können. Ich ſchmeichle mir, daß ich die Ehre haben werde, Sr. Maj. dahin zu folgen. Unterdeſſen führen wir in Breßlau ein ſehr ruhiges, und ich möchte faſt ſagen, ein ſehr vergnügtes Leben, indem, daß das Kriegsfeuer die ganze Gegend umher verwüſtet. Dieſe Stadt gleicht einem Salamander mitten im Feuer. Die Ruhe iſt darinnen ſo groß, daß ich für langer Weile ſterben möchte, wenn ich nicht durch mancherley Beſchäfftigungen ſie zu vertreiben ſuchte. Meine Frühſtunden ſind dem Studiren gewidmet. Ich habe ſeit einiger Zeit darinnen einen Zeitvertreib gefunden, daß ich des Herrn von Monteſquieu Betrachtungen über die Urſachen der Größe und des Verfalls des römiſchen Volks, aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt habe. Dieſes iſt ein Buch, welches ich mehr als einmal mit dem größten Vergnügen durchgeleſen. Es kam, gleich da ich zu Paris war, zum Vorſchein, und wurde daſelbſt anfänglich wenig geachtet. Man nennte es ſo gar zum Spott: den Verfall des Monteſquieu. Daher durchlief ich ſolches nur flüchtig, und ließ mich durch die Urtheile der Franzoſen zu einer falſchen Meynung verfüh-

führen. Wie groß aber war nicht meine Verwunderung, als ich das letzte mal nach London kam; ich fand dieſes Werk in aller Leute Händen, und ſah, daß es von den größten Kennern mit Bewunderung geleſen ward. Je mehr ich nachgehends dieſes Buch mit Bedacht durchgegangen bin: deſto mehr habe ich meinen erſten Irrthum eingeſehen. Sie wiſſen beſſer, als ein andrer, geliebteſter Freund, daß einmal eine Zeit in Deutſchland war, wo die ſchönen Künſte unter der Herrſchaft der Pedanten ſeufzeten, welche eben nicht die Gratien zu Hülfe ruften, wenn ſie ſolche bearbeiteten. Die Beredſamkeit, die Kunſt, wohl zu reden und zu ſchreiben, war außerordentlich verſtellt. Der deutſche Styl wurde weitſchweifig, auf eine lächerliche Weiſe ſchwülſtig, voller hochtrabenden Worte und weit hergeholter Redensarten, und man füllte unſre Sprache, die an ſich ſelbſt ſchon reich und fruchtbar genug iſt, mit einer unendlichen Menge lateiniſcher, italiäniſcher und franzöſiſcher Worte an, und gab ſolchen eine deutſche Endung. Dieſer Miſchmaſch, anſtatt, daß er die natürliche Rauhigkeit derjenigen Sprachen, die von dem alten Sklavoniſchen herzukommen ſcheinen, etwas lindern ſollte, machte nur die unſrige noch ſeltſamer, und dem Ohr noch weniger wohlklingend, noch weniger

harmoniſch. Dieſes iſt, wie ich vermuthe, unter andern eine Urſache, welche dem Könige, unſerm Herrn, eine Abneigung oder Antipathie gegen ſeine Mutterſprache eingeflößt hat. Er verſteht ſie, allein er bedient ſich derſelben ſehr ſelten. Ich erinnere mich, daß Se. Majeſtät einmal zu mir ſagten, daß Sie nicht glaubten, daß ein wohl geſchriebenes franzöſiſches Buch mit eben dem Nachdruck und eben der Kürze ins Deutſche könnte überſetzt werden, wenn man nicht fremde Ausdrücke mit einmiſchte. Ich war zwar ebenfalls ſeiner Meynung, allein, da ich während meines ruhigen Aufenthalts zu Breßlau die Größe und den Verfall des römiſchen Volks beſtändig auf dem Tiſche meines Freundes Jordans liegen fand, und überlegte, daß man wohl kein franzöſiſches Werk hätte, welches mit mehrerer Kürze und Genauigkeit geſchrieben wäre: ſo machte ich einen Verſuch, ſelbiges ſo wohl wegen ſeines wichtigen Innhalts, als auch wegen ſeiner Schönheit im Ausdrucke, ins Deutſche zu überſetzen.

Sehen Sie, mein Herr, hier iſt die Abſchrift meiner Ueberſetzung. Sie werden finden, daß ich, ohne das Geringſte auszulaſſen, noch weit kürzer im Deutſchen geweſen bin, als der Herr von Monteſquieu im Franzöſi-

zöſiſchen, und daß ich keinen einzigen Ausdruck, kein einziges Kunſtwort gebraucht habe, welches nicht deutſch, und zwar das reinſte Deutſch ſeyn ſollte. Sie mögen ſelbſt urtheilen, ob meine Schreibart bey dieſer erſtaunlichen Kürze ſo ſchön und deutlich geblieben iſt, als ſie es ſeyn muß, wenn die Ueberſetzung ihrem fürtrefflichen Originale gleichkommen ſoll. Ich erſuche Sie gehorſamſt, mir ohne Umſtände Ihre Meynung zu ſagen, und mir Ihre Anmerkungen überall, wo Sie es vor nöthig achten, mitzutheilen. Da meine Abſicht iſt, der gelehrten Welt zu gefallen, ſo bin ich ſehr erfreut, an Ihnen einen einſehenden Freund gefunden zu haben, der mir die ſchwachen oder fehlerhaften Stellen anzeigen kann.

Ich will Ihnen nicht verhalten, mein Herr, daß ich hier und da große Schwierigkeiten angetroffen habe, wenn ich die nachdrücklichen Gedanken des Verfaſſers in unſrer Sprache ausdrücken wollen. Ich will Ihnen nur ein einziges Beyſpiel anführen. Im 22ſten Kapitel auf der 213ten Seite meiner Ausgabe, ſtellt er eine Vergleichung an, indem er von den Theologen redet und ſpricht: On ne peut pas plus finir leurs affaires en écoutant leurs ſubtilités, qu'on ne pourroit abolir les Duels, en établiſſant des écoles, où l'on raf-

ſineroit ſur le point d'honneur. Dieſes Point d'honneur hat mich erſtaunlich gemartert. Ob wir gleich in Deutſchland die Sache ſehr wohl kennen, ſo haben wir doch kein Wort, ſie auszudrücken. Ich habe mir nicht einmal durch eine Umſchreibung helfen können, und dieſes läßt mich muthmaßen, daß die Gedanke ſelbſt etwas unverſtändliches hat. Es giebt in dieſem Buche einige Stellen, die ſonſt ſehr ſchön ſind, wo der Verfaſſer aber, weil er ſich gezwungen hat, ſinnreich zu ſeyn, mir dennoch dunkel vorkommt, und wiederum andre Stellen, wo ſeine Gedanken nicht allemal die richtigſten ſind, ob er ſie gleich göttlich ſchön ausgedruckt hat. Was er von dem verſtorbenen Könige von Preußen, und von den Bewegurſachen, die ſelbigen zu der beträchtlichen Vermehrung ſeiner Armee veranlaßt haben ſollen, anführet, das iſt nach dem nämlichen Schlage. Allein, dieſe Gerechtigkeit muß man ihm doch wiederfahren laſſen, daß, wenn ja Fehler in ſeinem Buche ſind, es deren nicht viele darinnen giebt, und im Ganzen betrachtet, iſt dieſes allemal ein ganz unvergleichliches Werk. Ich habe die Ehre gehabt, den Verfaſſer davon in Paris kennen zu lernen. Er iſt ein eben ſo liebenswürdiger Mann in Geſellſchaft, als er ein großer Mann iſt, wenn er die Feder anſetzt. Schon

als

als Präſident im Parlamente zu Bourdeaux, ſchon mit dem Ruhme ſeiner großen Gelehrſamkeit überhäuft, und in einem Alter, welches über das meinige weit erhoben war, hat er kein Bedenken getragen, mir als einem jungen Fremdling, welcher ſich die Sprache, die Sitten und die Klugheit der franzöſiſchen Nation eigen machen wollte, tauſend Höflichkeiten zu erzeigen; allein, er thut noch mehr, er erzeigt mir die Ehre, und würdiget mich ſeines Briefwechſels. Ich habe Briefe von ſeiner eignen Hand, welche Meiſterſtücke ſind, und welche ich als einen koſtbaren Schatz aufbewahre. Er meldete mir einmal ſeine Ankunft zu Paris, und ſagte: „daß er daſelbſt in die Geſchäffte der großen Welt „ſehr eingeflochten würde, daß er viel „Zerſtreuungen hätte, und daß der Auf„enthalt in der Hauptſtadt ihn zu ſeinem „Grabe führte, aber auf einem Wege, „der mit Blumen beſtreuet wäre. Ein andermal, da er mir von der Schwachheit ſeines Geſichts ſchrieb, fügte er ſcherzhaft hinzu: „Mein Freund, ich verliere alle „Tage ein Auge.

Ich mache mir ein wahres Vergnügen daraus, dieſem verehrungswürdigen Greis die deutſche Ueberſetzung eines Buchs, dem

er ſelbſt eine Art des Vorzugs unter ſeinen übrigen Schriften zuerkennet, zu überſchicken. Ich gab ihm davon Nachricht, ſo bald ich die Hand ans Werk legte, und er antwortete mir mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit: „So wollen Sie denn den Deutſchen „meine römiſchen Straßenräuber kennen „lernen!„ allein, in der That, er läßt mich merken, daß ihm dieſe Ueberſetzung Vergnügen machen wird, und dieſes iſt eine hinlängliche Ermunterung für mich, ſolche ſo bald als möglich zu Stande zu bringen. Darf ich Sie wohl, liebſter Freund, mit dem Auftrage beſchweren, dieſes Manuſcript nochmals durchzuſehen, und ſolches unter Ihrer Aufſicht zu Berlin drucken zu laſſen. Ich mache dem Buchführer damit ein Geſchenk, und verlange weiter nichts vor meine Mühe, als ein Dutzend Exemplare, um ſie unter meine beſten Freunde auszutheilen. Ich habe dieſe erſte Frucht meiner Feder dem Baron von Kaiſerling, dem Baron von Knobelsdorf, und dem Herrn Jordan gewidmet; es iſt das reinſte Opfer, ſo ihnen mein Herz bringt. Die Zueignungsſchrift werden Sie in dem nämlichen Päcktchen oben auf dem Manuſcripte finden. Haben Sie ja die Gütigkeit, und ſorgen davor, daß die

Ausgabe ohne Druckfehler, und das Papier ſchön ſey. Es iſt bey Leſung eines Buchs das Vergnügen größer, wenn es ſchön gedruckt iſt. Sie dürfen hinwiederum bey jeder Gelegenheit nur befehlen, worinnen ich Ihnen dienen ſoll. Es wird mir ſehr angenehm ſeyn, Sie dieſen Winter in Berlin zu umarmen, und Ihnen daſelbſt einige Gefälligkeiten erzeigen zu können; denn Niemand in der Welt iſt wahrhaftig mehr als ich ꝛc.

Funfzigſter Brief.

An den Herrn von M**

zu Hannover.

Breßlau, den 26. Sept. 1741.

Mein Aufenthalt zu Breßlau wurde mir von Tage zu Tage angenehmer. Ich genoß hier eine vollkommne Geſundheit; ich bin in dem Alter, in welchem man am Vergnügen Geſchmack findet; ich hatte in dieſer Stadt eine große Anzahl alter Freunde angetroffen, und mir noch mehr neue Bekanntſchaften zuwege gebracht; mein Geldbeutel iſt wohl geſpickt, und ich erſchöpfe ihn nicht durch unnütze Ausgaben; mein Verſtand beſchäfftiget ſich überdies auf eine angenehme Weiſe mit Studiren, und mein Herz mit einem liebenswürdigen Gegenſtande, den ich anbete.

Was konnte ich wohl mehr verlangen, um glücklich zu ſeyn? Herr Jordan und ich, wir hatten, um unſer Vergnügen vollkommen zu machen, in der Vorſtadt von Breßlau einen artigen Garten gemiethet, wo wir einen großen Theil des Tages unter dem Schatten

einer

einer ſchönen Orangerie zubrachten. Dahin ließen wir unſer Mittagseſſen holen, und unſre Freunde ſtellten ſich zugleich ein, mit uns daſelbſt heitere und ruhige Tage zu genießen. Die Gärtnerinn war eine alte Prieſterinn der Venus, welche ihren Garten in einen Hayn der Cythere zu verwandeln ſuchte, uud welche täglich Opfer bereit hielte, die auf dem Altar dieſer Göttinn konnten geſchlachtet werden. Hätte ich weniger Klugheit beſeſſen, und wäre mein Herz nicht ſchon eingenommen geweſen: ſo würde ich an ſo einem gefährlichen Orte große Gefahr gelaufen ſeyn; da ich aber alle Tage die Madam von C** vor Augen hatte, ſo konnte ich es niemals übers Herz bringen, an ihr auch nur eine flüchtige Untreue zu begehen, und ich ſchränkte mich blos dahin ein, mit dieſen Nymphen der Venus, welche haufenweiſe kamen, und die Ruhe unſers Aufenthalts ſtörten, nur einen Spaß zu treiben. Ich befürchte, daß mein Freund dieſe Mäßigung nicht gebraucht hat; und wenn er nur nicht eine ſchmerzliche Reue davon trägt! Es ſey nun, wie ihm wolle, dieſe Gartenluſt währte nicht lange; denn ohngefehr vor 14 Tagen ſchrieb der König an den Herrn Jordan, und befahl ihm, ins Lager vor Neiß zu kommen, und mich mitzubringen. Wir verließen augenblicklich dieſen

Garten der Venus, um auf den Kampfplatz des Mars zu eilen. Wir giengen durch Ohlau, und ſchliefen zu Grotkau, einer Stadt, die zum Bisthume von Breßlau gehöret. Dieſe Oerter ſchienen bey ihrem traurigen und todten Anſehn über die Drangſale des Kriegs, wovon ſie den Schauplatz nur abgegeben hatten, noch immer zu ſeufzen. Den andern Morgen, bey Anbruch des Tages, ſetzten wir unſre Reiſe weiter fort, und trafen gar bald den König an, der ſich auf der Anhöhe eines Berges im Angeſichte von Neiß gelagert hatte. Man litte in dieſem Lager an allem Mangel, und es war für uns ſehr empfindlich, von der Höhe die Armee des Herrn von Neuperg, zum Theil in den Dörfern, und zum Theil im Lager auf der Ebene in einem großen Ueberfluſſe an allen Arten von Lebensmitteln zu erblicken. Ich ſtieg auf die Spitze des Berges, und mit Hülfe eines guten Fernglaſes entdeckte ich, daß im Quartiere der öſterreichiſchen Huſaren die Marquetender alle Arten von Lebensmitteln verkauften, ſelbſt die niedlichſten Leckerbiſſen, Fiſche, rare Früchte, Waſſermelonen, ja ſo gar Ananas, da wir unterdeſſen für Hunger faſt ſturben. Allein, unſre Noth dauerte nicht lange, denn nach Mittage ſahen wir die ganze Armee des Herrn von Neuperg ſich in Bewegung

gung ſetzen, und gegen die Gebirge zu marſchiren, welche Böhmen bedecken. Er verließ ſein Lager auf der Ebene, und überließ zugleich dem Könige den Vortheil, daß er die Stadt Neiß belagern konnte. In der That, Ihro Maj. ſetzten ſich den nämlichen Augenblick in Marſch; die leichten Truppen wurden abgeſchickt, die Oeſterreicher zu verfolgen, und wir hatten weiter nichts zu thun, als den Berg hinab zu ſteigen, um das Lager, das jene nur verlaſſen hatten, zu beſetzen. Der König ſchlug ſein Hauptquartier im Dorfe Münz auf; die Truppen, welche zur Belagerung beſtimmt waren, lagerten ſich am Ufer des Fluſſes Neiß, und die andern wurden in die nahen Dörfer in die Cantonirungsquartiere verlegt, doch ſo, daß in Zeit von einigen Stunden alle Regimenter ſich zuſammenziehen konnten. Der König ſchien mit ſeinem neuen Quartiere, mit dem Zurückzuge des Herrn von Neuperg, und mit der Gelegenheit, die er ihm in die Hände gab, die wichtigſte Veſtung von Schleſien mit leichter Mühe einzunehmen, ſehr zufrieden zu ſeyn. Ihro Maj. empfiengen uns ſehr gnädig, und befahlen dem Herrn von Fredersdorf, uns in eben dem Hauſe, worinnen Sie ſelbſt waren, ein Logis anzuweiſen. Dieſes war das Haus des katholiſchen Prieſters in dieſem

Dorfe.

Dorfe. Nach dem Abendeſſen, welches kurz und gut war, nahmen wir unſern Abtritt, in der Hoffnung, daß wir uns von den Mühſeligkeiten dieſes erſchrecklichen Tages in einem guten Bette wieder erholen würden: allein, wie groß war nicht unſer Erſtaunen, als uns der ehrliche, allein arme Pfarr, in eine Kammer unter dem Dache führte, welche gerade über dem Zimmer des Königs war, und wo er auf dem Fußboden eine große Streu gemacht hatte, die mit einem bloßen Betttuche überdeckt war, und worauf einige ſehr unſaubere Kopfküſſen lagen. Dieſer Anblick verurſachte uns Ekel, und benahm uns allen Muth; allein, es war da weiter nichts zu thun, als daß wir uns in unſern Nachtkleidern niederlegten, uns in unſre Mäntel einhüllten, und uns ohne lange Ueberlegung auf die Streu hinwarfen. Um unſer Elend noch zu vermehren, legte ſich der Pfarr, als er wohl eine halbe Stunde lang lateiniſche Gebete zwiſchen den Zähnen hergemurmelt, und wohl zwanzig mal das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, an unſre Seite, und ſchnarchte den nämlichen Ton, welchen er gebetet hatte. Damals gedachten wir mit einer zärtlichen Sehnſucht an unſern Garten, und an unſer Vergnügen zu Breßlau, und verfluchten den Krieg mit allen ſeinen Mühſeligkeiten wohl hun-

hundertmal. Endlich erbarmte ſich Morpheus über uns, und ſtreute ſeine Mohnkörner über unſer trauriges Lager. Wir ſchliefen ſehr ſanft, und wurden erſt ſpät durch das Lärmen der Trummel erweckt. Den folgenden Tag ließ der König alle Anſtalt zur Belagerung machen, und die nämliche Nacht eröffnete der Herr General von Walrave vor der Stadt die Trancheen.

Eine Belagerung war für mich ein ſehr ſeltſames Schauſpiel. Hier fand ich Gelegenheit, eine große Menge Betrachtungen anzuſtellen. In den erſten Tagen empörte ſich meine ganze Philoſophie wider das menſchliche Geſchlecht, welches nicht zufrieden iſt, ſeine Bosheit und Raſerey in ein Lehrgebäude gebracht zu haben, ſondern noch überdies in ſeiner Kunſt zu morden Ruhm und Ehre ſucht. Endlich aber behält in der Seele der Sterblichen Beyſpiel und Gewohnheit über alle andre Meynungen die Oberhand. Nach Verlauf einiger Tage ward ich das Kriegshandwerk ſo gewohnt, daß ich mit den Officieren vom königlichen Gefolge, welche mich mit Liebkoſungen überhäuften, in die Trancheen gieng, daß ich die Batterien und Redouten errichten, und die Stadt mit Bomben und Kanonkugeln beſchießen ſah, und zwar nicht nur mit kaltem Blute, ſondern auch mit

einer

einer gewiſſen Theilnehmung, die nicht ohne Vergnügen war. Es gieng bey dieſer Belagerung eben nichts beſonders merkwürdiges vor. Der einzige verdrüßliche Zufall, den wir hatten, war, daß einige Pulverfäſſer, welche man ſo nahe an die Batterien geſetzt hatte, ſich entzündeten, und eilf Soldaten von der Artillerie in die Luft ſprengeten. Der größte Theil dieſer Unglücklichen kamen auf eine elende Weiſe um, und als ich kurz darauf, da es geſchehen war, dahin kam, ſah ich ihre todten Körper ausgeſtreckt und zerſchmettert liegen, welche ſo ſchwarz, wie die Eſſenkehrer, ausſahen.

Durch die außerordentliche Sorgfalt unſers Freundes, des Herrn von Fredersdorf, fanden wir Mittel, uns ein anſtändigeres und bequemeres Nachtlager zu verſchaffen. Alle Morgen brachte man uns ein gutes Frühſtück; der König hatte in einer Scheune zwo große Tafeln ſetzen laſſen, eine jede von 40 Couverts, woran derſelbe mit denen Prinzen und mit ſeinen Officiers ſpeiſete. Wir wurden ebenfalls mit an dieſe Tafeln gezogen, und manchmal luden uns auch die Generale zu ſich ein. Man ſpeiſte ſehr gut im Lager, und an Weine war kein Mangel. Den Nachmittag brachten wir im Zimmer Sr. Maj. zu, und gegen den Abend begaben wir

uns

uns zu Ihro königlichen Hoheit, dem Herrn Marggrafen Heinrich, welcher gut logirt war, uns ein Spielgen anbot, und uns beynahe alle Tage zum Abendeſſen behielt.

Der Herr Marechal von Schwerin logirten in einem Dorfe, das eine Viertelmeile vom Hauptquartiere entlegen war. Einmal lud er mich des Mittags zu ſich zu Gaſte, und bot mir ein Pferd an, ihn in ſein Quartier zu begleiten. Ich fand daſelbſt eine gute Geſellſchaft, eine fürtreffliche Mahlzeit, und einen recht göttlichen Wein. Der Wirth und die Gäſte waren ſo aufgeräumt, und wir ſaßen ſo lange bey Tiſche, daß unter Scherz und Vergnügen die Nacht angebrochen war, als wir aufſtunden. Ich war genöthiget, wieder ins Hauptquartier zurück zu kehren, um noch, wie gewöhnlich, dem Könige aufzuwarten. Der Herr Marechal hatten die Gütigkeit, mir noch einmal ein Pferd zu leihen, allein der Stallknecht war ſo boshaft, mir dasjenige Pferd zu ſatteln, welches der Marechal in der Bataille bey Mollwitz geritten hatte, welches ſehr raſch, und ſeit dieſer Bataille ſehr ſcheu geworden war. Ich wurde ſolches etliche Schritte vom Dorfe gewahr, und da es überaus finſter war, befand ich mich wohl zwanzig mal in Gefahr, den Hals zu brechen. Ich mußte einen Berg

hinauf und denſelben wieder herunter reiten, wenn ich ins Hauptquartier wollte. Als ich auf die Höhe kam, überfiel mich ein heftiger Schauer, und meine Haare ſtunden mir zu Berge. Ich hatte niemanden bey mir, als einen unbekannten Reitknecht. Die ganze Gegend um mich herum ward von Soldaten und Marodeurs unſicher gemacht; ich ritt ein unbändiges Pferd. Ich ſah, ſo zu ſagen, unter meinen Füßen das Bombardement der Stadt Neiß; ich hörte die Kanonſchüſſe und ein klägliches Geſchrey. Ueber unſern Batterien war der Himmel ganz erleuchtet, und damit das Unglück noch größer wurde, verfehlte ich den Weg, und verirrte mich in der Finſterniß. Endlich, indem ich den Berg hinunter reite, wird mein Pferd ſcheu, und thut einen erſchrecklichen Seitenſprung; ich wußte davon die Urſache nicht, als ich aber mit vieler Mühe mein Pferd wieder auf die Straße gebracht hatte, befand ich mich gerade vor einem Deſerteur, welcher eben denſelben Tag war gehenket worden. Dieſes war ein erſchrecklicher und abſcheulicher Anblick für mich, der Galgen war ſo niedrig, daß ſich mein Kopf und des Gehenkten ſeiner in einer gleichen Höhe befanden. Ich gab meinem Pferde mit beyden Füßen die Spornen, und entfernte mich in vollem Galopp von dieſer unangeneh-

men

men nächtlichen Geſellſchaft. Endlich kam ich im Quartiere durch und durch naß an; ich ſchickte das Pferd wieder zurück, und gieng hinein zum Könige, welcher mich ſogleich fragte, warum ich ſo erhitzt ausſähe. Ich erzählte Ihro Maj. meinen ganzen Unſtern aufrichtig. Dieſelben lachten gar ſehr darüber, riethen mir aber ernſtlich, ich ſollte mich nicht mehr bey Nachtzeit und allein außer dem Bezirk des Hauptquartiers entfernen.

Allein, zwey Tage darnach lief ich am hellen Mittage weit größere Gefahr. Der Herr von Roth, der Commendant der Stadt, hatte die weiße Fahne ausgeſteckt, und der Herr von Vork, des Königs Generaladjutant, wurde mit einem Trompeter in die Stadt geſchickt, um die Capitulation zu entwerfen. Alle Feindſeligkeiten wurden ſo lange, bis man ſich wegen der Artikel würde verglichen haben, eingeſtellt, und der Herr von Fredersdorf trug mir an, daß wir uns dieſe Zwiſchenzeit zu Nutze machen, einen Spatzierritt thun, und uns nahe an die Stadt begeben ſollten, damit wir ihre Lage beſehen könnten. Ich willigte darein, und wir kamen in der That ohne einige Hinderniß bis an die Wälle der Stadt. Allein, wie groß war nicht unſer Erſchreckniß, als gleich, indem wir auf dem nämlichen Wege wieder zurückkehrten, alle

unſre Batterien auf einmal, und weit ſtärker, als zuvor zu ſpielen anfiengen? Kanonen, Mörſer, alles gieng auf einmal los. Die Belagerten antworteten von ihren Batterien, und unglücklicher Weiſe befanden wir uns in den Linien vor den feindlichen Batterien. Zum allergrößten Unglück hatte ich ein blaues Kleid an, mit breiten goldnen brandenburger Schleifen beſetzt, welches machte, daß mich die in der Stadt vor einen Generaladjutanten des Königs hielten. Alle Kanonen wurden nach uns gerichtet. Unſre Kanonier ſchrien uns von den Batterien zu, uns in Sicherheit zu ſetzen. Die Kanonkugeln regneten zur rechten und linken Seite unſrer Pferde, allein, durch das allerſonderbarſte Glück von der Welt wurden wir von keiner einzigen getroffen; und wir erreichten im ſtarken Galopp eine kleine nahe Anhöhe, die uns zum Schutz diente, von welcher wir, als wir unſre Pferde verſchnieben laſſen, ganz ruhig in unſer Quartier zurückkehrten.

Den folgenden Tag ergab ſich die Stadt an den König, und wir ſahen die Beſatzung mit allen kriegeriſchen Ehrenzeichen ausziehen. Ein einziges Infanterieregiment ſah beherzt und gut aus; die andern alle waren ein Haufen irregulairer Trouppen,

wel-

welche mehr Mitleiden als Schrecken erweckten.

Jhro Maj. befahlen uns hierauf, daß wir ungeſäumt wieder nach Breßlau kehren ſollten. Herr Jordan aber bekam Befehl, ſich nur ſo lange da aufzuhalten, als er Zeit brauchte, ſeine Geſchäffte in Ordnung zu bringen, und ſeine Sachen einzupacken, hernach aber ſich nach Berlin zu begeben, die nahe Ankunft Jhro Maj. anzumelden, und die nöthigen Anſtalten darzu zu machen: Er aber, ſprach der König zu mir, er ſoll in Breßlau bleiben, und daſelbſt meine Ankunft abwarten. Wir gehorchten den Augenblick, und traten unſern Weg nach der Hauptſtadt Schleſiens an, wo ich mich zu meinem Verdruß auf einige Zeit von meinem lieben Jordan trennen mußte. Dieſer würdige Geſellſchafter, der an allen meinem Kummer und Vergnügen Antheil genommen, iſt nach Berlin in einem rußiſchen Wagen abgereiſet, welchen man Schlaffwagen nennet; er gehört dem Hrn. Vockerodt, welcher ihn von Petersburg mitgebracht hat. Es iſt das allerbeſte und geſchickteſte Fuhrwerk auf einer Reiſe.

Uebermorgen erwartet man die Ankunft des Königs in dieſer Stadt, und man macht

große Zubereitungen zu ſeinem Empfange. Da ich unterdeſſen nicht viel zu thun habe, ſo mache ich mir dieſe Zeit zu Nutze, an Ihnen dieſe weitläuftige Erzählung zu überſchreiben; ich wünſche von Herzen, daß Ihnen das Leſen derſelben keinen Verdruß erwecken möge.

Bleiben Sie jederzeit fein geſund, und hören Sie niemals auf, denjenigen zu lieben, welcher bis auf den letzten Augenblick ſeines Lebens ſeyn wird ꝛc.

Ein und funfzigſter Brief.

Von dem Herrn Jordan an den Autor.

Geſchrieben zu Grünberg, den 3. October, 1741.

Sey mir gegrüßt, mein beſter Freund!
Mit dem mich Bett und Tiſch und Herz und Spiel vereint.
Seitdem ich Deinen ſtillen Aufenthalt vermiſſe,
Und nicht mit Dir mehr ſcherz und küſſe;
Seitdem ich, nach des Schickſals Schluß
Von Dir entfernet leben muß:
Empfind ich nichts, als Ekel und Verdruß.
Wie glücklich waren wir in jenen ſchönen Stunden,
Wo mit der Freundſchaft und Vertraulichkeit
Die Achtung für den Freund ſich ſtets genau verbunden;
Ein ſolches Band trotzt ſelbſt der Ewigkeit.
Wir theilten Schmerz und Luſt im anmuthsvollen Garten,
Der ſelbſt des Aufenthalts der Venus würdig iſt;

Wo man die Freude ganz genießt,
Ohn die Bewilligung des Wohlſtands abzu-
warten.

Ja, liebſter Freund! ich werde die Rei-
zungen dieſes unvergleichlichen Gartens nie-
mals vergeſſen. Apollo und die Liebe theilten
daſelbſt die Merkmaale ihrer Gunſt unter uns
reichlich aus, und wir genoſſen ſolche nicht
ohne Erkenntlichkeit — —

Doch, jener Nymphen Gunſt, ihr Scherz,
ihr Zärtlichſeyn,
Dies iſt ein Uebel insgemein,
Das uns zuletzt in Quaal verſetzet.
O Freund! was neulich mich ſo ſehr ergötzet,
Das wird nunmehr ein Werkzeug meiner Pein.

Der Schmerz folgt mir auf meiner Reiſe
nach, und ich habe in meiner Einſamkeit Zeit
genug, an das vergangene zu gedenken.
Ich empfinde ſehr lebhaft den Werth von alle
demjenigen, was ich nur verlaſſen habe.

Geh, liebſter Freund! ſag es Themiren,*)
Zu ihren Füßen ſag es ihr,
Was ich für ſie empfand. (laß Dich den Neid
nicht rühren!)

Die

*) Die Madam von C==

Die ganze Welt empfindet es mit mir.
Vermeld auch jenen ſchönen Schweſtern *),
Die man ſo ſtreng bewahrt, den beſten Gruß.
Und wiſſe, Freund, wirſt Du den Jordan dort verläſtern,
Daß er für einen Schelm Dich halten muß.
Zum P = = ſprich, daß ich ihn verehre;
Jedoch gieb ihm zugleich die gute Lehre,
Wofern er etwan auch gedächte,
Mir Böſes nachzuſagen:
So würd ihn bald das weibliche Geſchlechte
Mit Schimpf zum Henker jagen.
Den V = =, iſt Dir es nicht entgegen,
Den küß von meinetwegen,
Denn er verdient von mir ſehr vielen Dank.
Ich reiſ' bequem in ſeinem Wagen.
Mein Herz darf ſich mit keinem Kummer ſchlagen.
Ich leſ' und ſchlaf. Und ſo wird mir die Zeit nicht lang.

Ich habe nun nichts mehr, das mir die Zeit verkürzt **),
Ich bin ganz einſam und verlaſſen.

*) Die Demoiſellen von St. = =

**) Mein Buch iſt geleſen.

Wen das Geſchick in ſolchen Zuſtand ſtürzt,
Kann der dem Schlaf zu ſehr ſich überlaſſen?

Von Grünberg ſchreib ich Dir, mein Freund, dies Blatt,
Um vier Uhr Nachmittags, den dritten dies Monats,
Da mich der Hunger faſt getödtet hat,
Und da mir fehlt der Wein, und auch ein Reim auf onats.

Zwey und funfzigſter Brief.

Antwort an den Herrn Jordan
auf den vorhergehenden Brief.

Breßlau, den 12. October, 1741.

Ich will dich, theuerſter Bruder in Apollo! nicht mit vielen Worten verſichern, daß mir Deine Abreiſe einen empfindlichen Schmerz verurſacht hat. Ich ſchmeichle mir, daß Du ſelbſt die Stärke der Verbindung, die uns ſeit ſo langer Zeit vereiniget, fühlen, und über unſre Trennung manchen Kummer empfinden wirſt. Als Du mit Deinem ruſſiſchen Fuhrwerke von Breßlau abgiengeſt: ſo saheſt Du in Deinem Pelzwerke und in Deiner rauchen Mütze, wie ein ehrwürdiger Einwohner von der Küſte des Eismeeres aus; allein, unter dieſer lapländiſchen Hülle, unter dieſer vom Kupferſtiche des Maupertuis entlehnten Maſque, ſah ich ein deutſches Herz und ein franzöſiſches Genie abreiſen, wovon das erſtere mein einziger Troſt, und das andre mein einziges Vergnügen iſt. Jedoch, da Dir meine zärtliche Freundſchaft ſattſam bekannt iſt, ſo werde ich mit Deiner

Erlaubniß hier nicht weiter davon reden, weil ich Dir ſo vielerley Dinge noch zu erzählen habe, von denen Du nichts weißt, und deren Nachricht Dir doch ohne Zweifel angenehm ſeyn wird.

Seit Deiner Abreiſe haben wir allhier den ſchleſiſchen Adel, die Abgeordneten der Geiſtlichkeit und der Städte, welche nach Breßlau, um daſelbſt dem Könige, ihrem neuen Herrn, den Eid der Treue zu leiſten, berufen waren, haufenweiſe ankommen ſehen. Dieſe Hauptſtadt wimmelt von artigen Leuten, und ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ſie itzt eine ziemliche Aehnlichkeit mit Paris bekommen hat, denn ganz Schleſien iſt ſo zu ſagen in den hieſigen Mauern eingeſchloſſen. Man ſieht nichts als Kutſchen mit ſechſen, mit vieren und mit zwey Pferden, nichts als Livereybediente von allen möglichen Farben, nichts als Heyducken und Läufer, die vom Kopf bis auf den Fuß verbrämt ſind. In den Aſſembleen kann man kaum ſein eigen Wort verſtehen, und mit Müh und Noth ſich umwenden, und es iſt ein großes Glück, wenn man einen Spieltiſch bekommt. Da die ſchleſiſchen Edelleute viel Artigkeit und Höflichkeit beſitzen, ſo unterlaſſen ſie nicht, bey denen, die von dem Gefolge des Königs ſind, ihren Beſuch abzuſtatten, und von acht Uhr des Morgens

gens bis gegen Abend werden unſre Zimmer nicht leer.

Der Rath und die Bürger zu Breßlau ſind ihres Orts ſehr beſchäfftiget, die nöthigen Anſtalten zum Empfange des Königs zu machen. Seit dem Kaiſer Matthias hat Schleſien nicht das Vergnügen gehabt, ſein Oberhaupt bey ſich zu ſehen; daher iſt man hier zu dergleichen Feſten nicht ſonderlich eingerichtet. Da die Abnahme des Huldigungseides auf dem großen Saale des Rathhauſes vor ſich gehen ſoll: ſo bemühet man ſich ängſtlich, ihn mit Meublen zu verſehen, und auf eine Art, die dieſer großen Ceremonie gemäß iſt, in der Eil auszuſchmücken. Man fand einen Thron nebſt ſeinem Himmel, welcher vor Zeiten bey eben dieſem Kaiſer Matthias war gebraucht worden, und man mußte ſich deſſen bedienen, weil die Zeit mangelte, einen neuen zu verfertigen. Allein, unglücklicher Weiſe waren auf dieſem mit Sammt überzogenen Throne zweyköpfigte Reichsadler geſtickt. Man hieb dahero den einen Kopf von dieſen Adlern ab, und heftete auf ihrer Bruſt den verzognen Namen des Königs an, welches ihnen ein ſo gutes preußiſches Anſehn giebt, daß man glauben ſollte, ſie wären vom Anfange her ſchon zu dieſem Schickſale beſtimmt geweſen. Der Thron iſt vier Stufen

hoch,

hoch, und der Lehnſtuhl, worauf der König ſitzen ſoll, ſieht vortrefflich. Die Wände ſind mit Tapeten behangen, auf welchen man in einer abgemeſſenen Weite von einander bald das Wappen, bald den verzognen Namen Sr. Maj. angebracht hat.

Unſer glorreicher Herr, welcher mit den Lorbeern ſeines Sieges ganz bedeckt war, kam am verwichnen Donnerſtage Nachmittage hier an, und fand eine unzählige Menge Volks vor ſeinem Pallaſte, und alle ſeine Vorzimmer mit ſchleſiſchen Cavaliers, Prälaten, Officiers und andern Perſonen vom Stande angefüllt. Man ſtellte die vornehmſten davon Sr. Maj. vor, welche ſolche auf das gnädigſte empfiengen, und ſich lange Zeit mit ihnen unterhielten. Se. Maj. giengen darauf in Ihr Zimmer, hielten Concert, ſpielten ſelbſt die Flöte, ſpeiſten des Abends allein, und legten ſich bey guter Zeit nieder, ganz ermüdet von den Beſchäfftigungen dieſes merkwürdigen Tages.

Den andern Tag, als ſich der König mit dem Herrn von Podewils, dem Herrn von Münchow, und dem Herrn von Reinhardt unterredet hatten, ließen Sie den Baron von Pöllnitz rufen, und ſagten zu ihm: „Baron, „es hat mir dieſe Nacht geträumet, daß ich

„Für-

„Fürſten machte; da ihr Schleſien kennet, „ſo nennt mir einige Perſonen, die dieſen „Titel zu führen würdig ſind„. Der Herr von Pöllnitz nennte die Herren, welche durch ihre Geburt, ihre Würden, ihre Güter und ihre Verdienſte die anſehnlichſten waren; und als die Wahl Sr. Maj. auf den Grafen von Schöneich, auf den Herrn von Beuthen und Carolath, und auf den Grafen von Harzfeld gefallen war: ſo befahlen Dieſelben dem Baron, ihnen hiervon Nachricht zu ertheilen. Sie machten überdies noch vier Grafen, vier Barons und vier Edelleute. Sie beehrten ſechſe der vornehmſten ſchleſiſchen Cavaliere mit dem ſchwarzen Adler-Orden, und zur Vergeltung der wichtigen Dienſte, die der Herr von Podewils, Miniſter bey den auswärtigen Staatsgeſchäften Sr. Maj. in dieſem Kriege geleiſtet hatte, erhöheten Sie ihn ebenfalls zu der Würde eines Grafen, und bekleideten ihn mit Ihrem königlichen Orden. Es wurden noch überdies viele Kammerherren-Schlüſſel, viele Gnadenbriefe für ernannte Räthe, viele Titel und Penſionen ausgetheilt. Der Herr von Münchow hat Befehl, in Schleſien zu bleiben, und über die Regierungsgeſchäffte und königlichen Einkünfte die Aufſicht zu haben, und um ihm noch mehr Anſehn und Glanz in einem neu eroberten Lande zu geben;

ſo haben Se. Maj. ihn ebenfalls zu der Würde eines Grafen und Staatsminiſters erhoben.

Dieſes ſind, liebſter Freund, die vornehmſten Beförderungen, welche man in Breßlau ſeit Deiner Abreiſe erfahren hat. Sie haben dem großen Tage der Huldigung zu einem Vorſpiele gedient.

Jedoch, indem von dieſem neuen Throne
Ein Strom voll Gnade ſich ergießt,
So regnet es, der Majeſtät zum Hohne,
Ein häßlich Volk, das boshaft iſt.
Viel Junker ſieht man hier vom Lande,
In deren Munde Galle quillt.
Geſchöpfe! innerlich voll Schande,
Und äußerlich mit Gold umhüllt.

Alle dieſe Landedelleute ſind ſo ſchön, wie die Kelche, mit Gold überzogen, und man kann ſie im eigentlichen Verſtande koſtbare Herren nennen. Unterdeſſen muß man eingeſtehen, daß es unter dieſem großen und zahlreichen ſchleſiſchen Adel viel Leute von Verſtand und Verdienſten giebt; allein, dieſes ſind eben diejenigen, welche ſich am wenigſten hervorthun, anſtatt, daß die ſüßen Herrchen, denen es an Verdienſten gebricht, ſich in alle Geſellſchaften eindringen, und bey jeder Ver-

ſamm-

ſammlung immer zahlreicher zum Vorſchein kommen. Eine Sache, die mir außerordentlich ſeltſam ſcheint, iſt dieſe, daß ich hier eine ganz unbeſchreibliche Menge Poeten, oder vielmehr deutſche Reimer antreffe. Ein jeder ſchlechter Kerl, der ein Weib nimmt, wird von ihnen bis zum Himmel erhoben. Man ſucht ihn durch 50 Hochzeitgedichte zu überreden, als wenn alle Götter des Olymps an ſeiner keuſchen Liebe Antheil nähmen, und ſelbſt das Band ſeiner ehelichen Verbindung geknüpft hätten. Stirbt ein ehrlicher Bürger, ein unbekanntes und überflüßiges Mitglied der Geſellſchaft, ſo will allezeit eine große Menge Versmacher um ſeinem Grabe herum in Verzweiflung gerathen. Mit einem Worte, die allergeringſte Gelegenheit verurſacht, daß ſich die Hypocrene auf eine außerordentliche Art ergießt. Den Tag Deiner Abreiſe ſpeiſten wir, der Herr von Podewils und ich, des Mittags bey dem Herrn von R**.

Drey Deutſche von der witzgen Zunft,
Die gerne ſchwatzen, gerne zechen,
Verſtärkten die Zuſammenkunft.
Die Tafel wollte faſt
Von der zu großen Laſt
Der aufgeſetzten Speiſen brechen;

Und

Und jede Schüſſel reizte ſie.
Man aß und trank. Allein beym Sprechen
Schien doch der Speiſe fürs Genie
Ein attiſch Salz durchgängig zu gebrechen.

Wie ſehr vermißten wir da unſern lieben Jordan! Es ſcheint, daß wir durch die Beraubung der Güter erſt recht empfinden, was ſie werth ſind. Nicht etwan, als wenn wir von den Annehmlichkeiten Deiner Freundſchaft, da wir ſie wirklich genoſſen, nicht wären gerühret worden; O nein! Du weißt ja, daß faſt alle unſre Urtheile in dieſem Leben nichts anders ſind, als eine Zuſammenhaltung zweyer Dinge gegen einander, und daher konnten wir auch nie an das vergangne Vergnügen zurückdenken, ohne das Glas in die Hand zu nehmen, und auszurufen:

Es lebe, Freund, Jordan, zum witzigen Scherze gebohren,
Der Liebling des Weiſen im Garten, die Geiſel der Thoren!

Endlich, um das Mißvergnügen zu zerſtreuen, das ſich in dieſes Feſt mit einmiſchte, hielt unſer lieber Wirth, welcher ſolches bemerkte, vor gut, eine Art von Seiltänzerinn herein kommen zu laſſen, und zwar die allerunverſchämteſte unter allen Creaturen.

Wie heftig meine Lippen, wirſt du wiſſen,
Den Kuß von einer Hure fliehn:
Indeſſen konnt ich mich doch nicht den Küſſen
Der frechen Tänzerinn entziehn.

Sie brachte mich faſt zum Raſen. Doch es mag ſeyn; ich bin ihr Dank ſchuldig; denn als ich mich ſtellte, als wollte ich ihren Careſſen entgehen, bekam ich Gelegenheit, aus dem Zimmer zu entweichen, und die Geſellſchaft plötzlich zu verlaſſen,

Um jene Freyſtadt zu erlangen,
Wo, ſtatt, daß man dem Kuß entflieht,
Man wünſchet, tauſend zu erlangen,
Die uns die Schöne doch entzieht.

Ich will Dir nicht ſagen, wo ich hingegangen bin, ich gebe Dir aber die Erlaubniß, es zu errathen. Den nämlichen Abend war eine große Geſellſchaft bey der Madam von Wargoiſch.

Viel Junker, die fürs Dorf geboren waren,
Erſchienen hier in aufgerollten Haaren
Recht nach Pariſer Art, ſo wahr ich bin!
Und alle Junker ſahen voll Entzücken
Mit unverwandten, mit verbuhlten Blicken
Auf Deine artige Zigeunerinn.

Du merkeſt doch, daß ich hier von Deiner unvergleichlichen Brünette rede. Ich glaube nicht, daß ſie nur von ohngefehr ſo traurig war, und ſo niedergeſchlagen ausſah. Aber ſie wurde auch nicht wenig herumgenommen. Du kennſt den boshaften Witz des Herrn Marquis von V**, des jungen Grafen von P**, und des Herrn von Königsdorf. Und ſie, ſie räumte vielleicht mehr ein, als ſie nicht einräumen wollte. Wie ſchmeichelhaft war nicht dieſes Bekenntniß vor Dich! genug! ich weis meinen Brief mit keiner Nachricht, die Dir mehr Vergnügen machen könnte, zu beſchließen. Den folgenden Poſttag will ich Dir alles Stück vor Stück erzählen, was bey der Huldigung vorgegangen iſt. Bis dahin, ſo wie beſtändig, werde ich nicht aufhören zu ſeyn ꝛc.

Drey und funfzigſter Brief.

An Ebendenſelben.

Breßlau, den 15. Oct. 1741.

Seit der Ankunft des Königs iſt in dieſer Stadt der Zufluß des Adels ſo ſtark geweſen, daß die Zimmer in den vornehmſten Gaſthöfen für der Menge der Leute, welche allemal in den Aſſembleen erſchienen, viel zu klein waren. Der König hat dahero für gut befunden, in dem locatelliſchen Hauſe, worinnen ſehr geräumliche Säle ſind, öffentliche Aſſembleen anzuſtellen. Se. Maj. haben ſelbige alle Abende mit Ihrer Gegenwart beehrt, und nach deren Beſchluß iſt allemal beym Könige offene Tafel geweſen, worzu die liebenswürdigſten Damen eingeladen wurden. Endlich, da alle Zubereitungen fertig waren, erſchien der ſo ſehnlich erwartete Tag der Huldigung. So bald es Morgen ward, kam die ganze Beſatzung unter die Waffen, und ſtellte ſich in verſchiedenen Quartieren der Stadt; das erſte Bataillon von der Garde zu Fuß beſetzte den Markt, und umgab das Rathhaus. Der Abgeordnete des

Cardinals von Sinzendorf, Biſchofs von Breßlau, verfügte ſich, an der Spitze aller Prälaten, der Generale der geiſtlichen Orden, und der Abgeordneten der ſchleſiſchen Prieſterſchaft, zuerſt dahin. Nach dem Aufzuge der Geiſtlichkeit folgten die Abgeordneten aller Provinzen, und hierauf der geſammte Adel. Hinter dieſem gieng der Rath von Breßlau, und die Abgeordneten aller Städte, welche nicht zu dieſem Bißthum gehören. Dieſe Proceßion wollte gar kein Ende nehmen. Die Vornehmſten von Adel kamen in Kutſchen mit ſechs Pferden gefahren, und ihr Aufzug war ſo glänzend, daß er einem die Augen blendete. Die Livereyen waren inſonderheit überaus prächtig, und der Zulauf des Volks auf dem Markte außerordentlich groß. Alle Fenſter der Häuſer, die um dieſen Platz ſind, hatten die Damen vom erſten Range eingenommen, welches dem Auge einen unvergleichlichen Anblick verurſachte, zumal, da es das ſchönſte Wetter von der Welt war. Ein jeder nahm im Saale ſeinen angewieſenen Platz ein. Nicht lange darnach giengen Ihro Excellenzien, der Herr Marſchall Graf von Schwerin, der Herr Cabinetsminiſter, Graf von Podewils, und der Herr Graf von Münchow, verſchiedene Officiers vom Generalſtabe, und alle diejenigen, welche von

dem

dem Gefolge des Königs in Breßlau zugegen waren, in eben dieſen Saal hinein, allein durch eine andre Thüre, und ſtellten ſich auf beyden Seiten des Throns in eine Reihe, gerade den ſchleſiſchen Abgeordneten gegenüber. Ich hatte die Ehre, unter der Zahl der Preuſſen zu ſeyn. Gegen den Mittag kündigte man uns die Ankunft des Monarchen an. Se. Maj. erhoben ſich zu dieſer Ceremonie in Ihrem gewöhnlichen Phaeton, deſſen Sie Sich im Felde bedienen, und woran acht Pferde, aber nur mit bloßen Strängen, geſpannt waren. Se. Maj. ſelbſt hatten Ihre Uniform angelegt, an welcher man den Reiz der Neuigkeit eben nicht erblickte. Ihre Haare waren nicht ſonderlich friſirt, und an Ihrer ganzen Perſon konnte man nicht das geringſte von Pracht und Koſtbarkeit entdecken. In dieſem martialiſchen Aufzuge ſetzte ſich der König auf dem Throne in ſeinen Lehnſtuhl. Der Prinz von Preußen, und alle Prinzen vom Hauſe, welche zugegen waren, ſtellten ſich um ihn herum. Der Herr Marſchall von Schwerin ſtund zu ſeiner Rechten; derſelbe ſollte das königliche Reichsſchwerd halten, allein, man hatte daſſelbe vergeſſen. Der König wußte dieſem Fehler gar bald abzuhelfen, er zog ſeinen eignen Degen, mit welchem er Schleſien erobert hatte, aus der

Scheide, und gab ihn in die Hände des Marſchalls. Der Herr Graf von Podewils, welcher ſich dem Könige zur Linken befand, eröffnete die Ceremonie durch eine ſehr ſchöne Rede, in welcher er den verſammleten Ständen die Bewegungsgründe vor Augen legte, welche Ihro Maj. bewogen hätten, ſie zuſammen zu berufen, nachdem die Eroberung Schleſiens auf eine ſo rühmliche Art zu Ende gebracht worden wäre; er ermahnte ſie ferner, ſie ſollten mündlich, noch mehr aber von Herzen dieſem Monarchen, als ihrem neuen Herrn, und ſouverainen Herzog dieſer Lande, den Eid der Treue ſchwören, und endlich verſprach er ihnen, daß Ihro Maj. ſie jederzeit als ein wahrer Vater lieben, und ihnen allen nur möglichen Schutz angedeihen laſſen würden, und daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens würden für verloren halten, woran Sie ihnen nicht ein Merkmaal Ihrer Gnade und königlichen Huld geben könnten. Mir hat dieſe Rede ſehr wohl gefallen. Es herrſchte darinnen eine männliche und natürliche Beredſamkeit, ohne weit hergeholten Schmuck, und eine durchgängig edle Einfalt.

Hierauf las Herr Vockerodt den Eid der Treue ab, welchen die Abgeordneten und der ganze Adel mit lauter Stimme nachſprachen. So lange dieſes Leſen dauerte, ſaß der König allein,

allein, und war mit dem Hute bedeckt; da hingegen unter währender Rede, die in ſeinem Namen gehalten wurde, derſelbe aufgerichtet ſtund, und das Haupt entblößt hatte. Die vom Adel ſtunden insgeſammt, die Abgeordneten aber des Cardinals, der Geiſtlichkeit und der Städte lagen auf den Knien.

Als dieſer Eid vorbey war, giengen alle Anweſende, einer nach dem andern, ſo wie ſie dem Range nach auf einander folgten, hinan an den Thron, legten ihre Hand auf die Bibel, und küßten den Knopf am Degen des Königs, zum Zeichen einer ewigen Treue. Nach dieſer Proceßion, welche ſehr lange währete, endigte der Herr Graf von Podewils dieſe feyerliche Ceremonie mit einem Complimente, welches er im Namen des Königs machte, und in welchem er den verſammleten Ständen von Schleſien die Zufriedenheit zu erkennen gab, welche Se. Maj. über dieſe nur itzt vollzogne feyerliche Handlung, und über die Verbindlichkeiten, welche ſie dadurch eingegangen wären, empfänden, und verſprach ihnen von wegen des Königs ſeinen Schutz und die Beſtätigung aller ihrer Rechte und Privilegien. Die Stände antworteten hierauf durch ein Freudengeſchrey, und durch dieſe Worte: **Es lebe der König von Preußen, unſer ſouverainer Herzog.** Hierauf grüßten

ten Jhro Maj. die Verſammlung, ſtiegen vom Throne herunter, und wurden von den geſammten Ständen bis an die Kutſchſchläge begleitet.

Des Mittags war ein erſtaunlich großes Tractement beym Könige, worzu alle Stände eingeladen wurden. Die Tafel des Königs beſtund aus 50 Couverts. Es waren auch noch 6 andre Tafeln aufgeſchlagen, woran man überall ſehr herrlich bedienet wurde. Jch hatte Befehl, an einer von dieſen Tafeln den Wirth vorzuſtellen, und ich that alle mein Beſtes, Freude und Vergnügen an ſolcher herrſchen zu laſſen. Der König kam mir hierbey ſehr nachdrücklich zu Hülfe, indem er mir beym Nachtiſch zwey Dutzend Bouteillen ungariſchen Wein, und eine ſilberne Schüſſel mit einer Serviette bedeckt, überſendete. Dieſe Schüſſel war mit goldenen und ſilbernen Gedächtnißmünzen angefüllt, welche Jhro Maj. auf dieſen feyerlichen Tag hatten ſchlagen laſſen; Sie ließen mir befehlen, dieſe Münzen unter meine Gäſte auszutheilen, und einem jeden eine goldne und zwo ſilberne zu überreichen. Du kannſt nicht glauben, mein allerliebſter Freund, wie ſehr ſich die Geſichter aufheiterten, und die Augen ſich aufklärten, als man dieſes herrliche Gerichte auftrug. So bald als ich die Schüſſel aufdeckte,

deckte, ſperrten ſie alle die Mäuler auf, nicht anders, als wenn ſie an dieſer Angel anbeißen wollten. Ich überdachte bey mir in der Geſchwindigkeit ein kleines Compliment, um ſolches im Namen des Königs zu machen, ich ließ alle Gläſer voll einſchenken, ich theilte meine Münzen aus, und meine Gäſte tranken mit dem größten Eifer, und mit der vollkommenſten Zufriedenheit von der Welt auf die Geſundheit des Monarchen, welcher eben ſo geſchickt Länder erobern, als koſtbare Münzen ſchlagen laſſen könnte. Unſre Munterkeit brach endlich ſo gar in ein Geräuſche aus; Se. Maj. wurden ſolches in dem andern Zimmer inne, und waren hierüber höchſt vergnügt.

So bald als der Tag ſich zu neigen anfieng, ſtieg ein jeder in ſeine Kutſche, und ſah ſich nach einer guten Geſellſchaft um, mit welcher er in der Stadt herum fahren, und die Erleuchtungen, ſo die Bürger zu Breßlau an ihren Häuſern gemacht hatten, in Augenſchein nehmen konnte. Durch vieles Bitten brachte ich endlich die Madam von C** dahin, daß ſie ſich mit mir in meinen Wagen ſetzte. Wir fanden gar bald ganz Breßlau ſo ſchön, wie am hellen Mittage, durch viele tauſend Lampen erleuchtet, womit alle Häuſer von der Erde bis an Giebel ſehr künſtlich ausgezieret waren.

Die Mannigfaltigkeit der Vorſtellungen, der Sinnbilder, der Innſchriften, der Denkſprüche, der Gemälde und aller nur möglichen Erfindungen, welcher ſich die Bürger zu Breßlau bedienet hatten, ihre Freude und ihren Eifer auszudrücken, alles dieſes ergötzte uns ungemein, und wir brachten beynahe zwo Stunden damit zu, daß wir durch die Stadt fuhren, und an den merkwürdigſten Orten ein wenig ſtille hielten. Die Jeſuiten, die Barfüßer und Capuciner hatten große Unkoſten darauf verwendet, um ihren Klöſtern bey dieſer Erleuchtung ein herrliches Anſehn zu geben, aber es war alles ohne Geſchmack und Genie. Ihre Sinnbilder und ihre Innſchriften waren lauter Capuciner-Witz. Hingegen die Erleuchtungen am Markte und am Rathhauſe waren für das Auge ein prächtiger Anblick, und der Entwurf davon war unvergleichlich. Vor dem Hauſe, welches dem Rathhauſe gleich gegen über ſteht, wurde ein überaus ſchönes Feuerwerk angezündet. Unſer Freund, der Buchhändler Korn, welcher, wie Du weißt, am Markte wohnt, hatte auf durchſichtiges Papier die geographiſche Charte von Schleſien malen laſſen, über welche man den preußiſchen Adler im Fluge mit dieſen deutſchen Worten erblickte: das im Rechte gegründete Eigenthum, welches gerade der

eigent-

eigentliche Titel des berühmten Manifeſts war, das der König, um die Gerechtſame ſeiner Anſprüche darzuthun, wider den Wiener Hof hat bekannt machen laſſen. Man ſah hin und wieder bald komiſche, bald kurzweilige, bald einfältige und bald ſinnreiche Einfälle, alle zuſammen aber verurſachten einen ſehr angenehmen Anblick. Das Gedränge der Kutſchen war ſo ſtark, daß wir nicht anders als mit vieler Mühe hindurch zum locatelliſchen Hauſe kommen konnten, wo Se. Maj. einen großen maſquirten Ball gaben, und die Anweſenden an verſchiednen Tafeln herrlich bewirtheten. Dieſer Ball hat mir den Aufwand verurſacht, daß ich mir einen ſchönen Domino anſchaffen mußte, worinnen ich in Berlin noch lange Zeit Staat machen werde. Man tanzte viel und lange, und es war um vier Uhr des Morgens, als ich, ganz ermüdet von den Luſtbarkeiten dieſes merkwürdigen Tages, mich nach Hauſe begab.

Alle die folgenden Tage ſind entweder durch neue Wohlthaten, welche der König über ſeine neuen Unterthanen verbreitete, oder durch allerhand Luſtbarkeiten merkwürdig geworden. Ich geſtehe Dir, mein allerliebſter Freund, daß ich noch ganz von dieſen Feſten betäubt bin. Du wirſt mir einräumen, daß

Schleſien, dieſe große und ſchöne Provinz, welche mehr werth iſt, als manches Königreich, ſo ich in Europa kenne, unter lauter Fröhlichkeit in die Hände des Königs gekommen iſt. Gott gebe nur, daß ihm die Erhaltung deſſelben nicht höher als die Eroberung zu ſtehen kommt.

Se. Maj. haben nur itzt befohlen, daß der größte Theil Ihres Gefolges wieder nach Berlin gehen, und den Weg diſſeits der Oder nehmen ſoll. Denn man würde auf jeder Poſtſtation mehr Pferde brauchen, als man aufzubringen im Stande wäre, wenn alles einerley Weg nähme; als welches die Bauern ſehr beſchweren würde, weil ſie verbunden ſind, für die Vorſpannpferde zu ſorgen. Der Baron von Pöllnitz und ich, wir haben Befehl erhalten, Sr. Maj. auf der ordentlichen Straße zu folgen, und mit Selbiger übermorgen abzureiſen.

Wie ſehr fürchte ich mich nicht für dem morgenden Tage! Was für einen Abſchied habe ich nicht zu nehmen! vielleicht werde ich diejenige Perſon in meinem ganzen Leben nicht wieder ſehen, welche doch das ganze Glück davon ausmacht. Wenn je etwas im Stande iſt, mich dieſer grauſamen Trennung wegen wieder zu tröſten, ſo iſt es, allerlieb-

liebſter Freund, die Hoffnung, Dich in Berlin wieder zu finden, und in den Armen der Freundſchaft den grauſamen Schmerz zu lindern, welchen mir die Liebe verurſacht. Lebe alſo wohl bis auf Wiederſehen.

Vier und funfzigſter Brief.

An die Madam von C*** zu Breßlau.

Berlin, den 25. Nov. 1741.

Ich habe lange Zeit bey mir angeſtanden, Madam, ob ich an Sie ſchreiben ſoll, oder nicht. Der Briefwechſel iſt in Wahrheit eine Art von Beruhigung für uns in eines andern Abweſenheit; wie ſchwach aber iſt dieſe Beruhigung für ein Herz, das ſo zärtlich liebt, als das meinige. Sie wiſſen, daß ich zu Breßlau nicht leicht einige Stunden zubringen konnte, ohne das Vergnügen Dero Geſellſchaft zu genießen, und nun iſt mir zu meinem ganzen Troſte nichts weiter übrig geblieben, als die Möglichkeit, die Woche ein paarmal an Sie ſchreiben zu können. Selbſt ein jeder Brief iſt nichts anders,

als

als eine Erneuerung meines Schmerzes. Ein jeder Zug der Feder durchſchneidet mein Herz, und macht meine Wunde wieder blutend. Meine außerordentliche Neigung für Sie gründet ſich nicht ſo wohl auf die Reizungen Dero Schönheit, und auf die Annehmlichkeiten Dero Geiſtes, als vielmehr auf die Vollkommenheit Dero Charakters.

Man bewundert eine ſchöne Frau; man wird bezaubert von einer geiſtreichen Frau; man ſpüret bey ſich ein Verlangen nach der einen, und findet Geſchmack an der andern; allein, der ehrliche Mann, der vernünſtige Mann, wird ſich wahrhaftig niemals verlieben, als nur in eine Frau von zärtlichen Geſinnungen. Ich weis, daß Sie mir die Ihrigen nie anders, als mit der größten Aufrichtigkeit entdeckt haben, und daß unſre beyderſeitige Zärtlichkeit eben ſo lebhaft, als unſchuldig geweſen iſt. Aus dieſem Grunde habe ich meiner Leidenſchaft lieber ein gänzliches Stillſchweigen auferlegen, und im geringſten nicht durch eine neue Vorſtellung meines untröſtlichen Kummers Dero Schmerz erneuern wollen. Allein, Madam, man hat mir nur gemeldet, daß das Regiment, bey welchem Dero Herr Gemahl ſteht, nicht in Schleſien bleiben wird, daß es im Begriff iſt, wiederum in ſein altes Standquartier einzurücken, und

daß

daß Sie nicht nur bey Berlin vorbeygehen, ſondern daß wir auch inskünftige in keiner großen Entfernung von einander leben werden, daß wir nicht von Zeit zu Zeit unter dem Schutze der Liebe einander ſollten ſprechen können. Wie viel Freude hat nicht dieſe Nachricht meinem Herzen verurſacht! wie eilfertig habe ich nicht die Feder ergriffen, ſo bald als ich dieſelbe nur mit einiger Hoffnung führen konnte! Kommen Sie demnach ſo bald als nur möglich in dieſe Gegenden zurück; fliehen Sie in die Arme Ihrer Aeltern, dieſes iſt ein ſehr guter Bewegungsgrund, oder wenigſtens ein ſehr natürlicher Vorwand. Und im übrigen — — — —

— — — — — —

Ich weis es, Madam, und ich würde undankbar ſeyn, wenn ich es nicht wiſſen wollte, daß Sie viel zu zärtlichen Antheil an meinen Umſtänden nehmen, als daß Sie nicht ſollten ein Verlangen tragen, von dem, was mir ſeit unſrer Trennung begegnet, einige Nachricht zu bekommen. Der Herr von Pöllnitz und ich, wir haben in dem Gefolge des Königs eine ſehr ſchöne, eine ſehr glückliche, aber auch zugleich eine ſehr beſchwerliche Reiſe gethan, und ſind innerhalb zwey und einem halben Tage, von Müdigkeit ganz entkräftet, in Berlin angekommen. Wir haben uns unterwegens nirgends als zu Frankfurt an der Oder einige

Stun-

Stunden aufgehalten, wo damals gleich die Meſſe war. Als wir uns dieſer Stadt nä- herten, fanden wir die Landſtraße, die dahin führt, auf beyden Seiten mit einer unzähligen Menge Kaufleute und andern Fremden aus allen Nationen angefüllt, welche, aus Neu- gierde, den Eroberer Schleſiens zu ſehen, ſich auf dieſem Wege ordentlich in Reihen geſtellt hatten. Unterdeſſen konnte man an dem Einzuge des Königs in Frankfurt, ob er gleich ſehr triumphirend war, nicht das geringſte von einer ſtolzen Pracht wahrnehmen. Wir fuh- ren wie ein Blitz vor den Augen der Zuſchauer vorbey, und wir waren dermaßen mit Koth und Staub bedeckt, daß man wird Mühe gehabt haben, die Farben unſrer Oberkleider und unſre Geſichtszüge zu erkennen. Wir kauften eins und das andre in Frankfurt ein, und kamen endlich glücklich in der Hauptſtadt an, wo der König von dem Volke mit Froh- locken empfangen wurde.

Die erſte Nacht ſchlief ich bey dem Herrn Baron von Pöllnitz, und den andern Tag hatte ich das Glück, an der Ecke der Stech- bahn, dem Schloſſe gegenüber, ein ſehr artiges und bequemes Logis zu finden. Ich habe fünf Zimmer an einander, eine Küche, Pfer- deſtall, Kutſchſchoppen ꝛc. Ich ließ meine Sachen und alle Meublen, welche ich hier

gelaſ-

gelaſſen hatte, dahin bringen, und außer der Zeit, welche beſtimmt iſt, beym Könige und der königlichen Familie meine Aufwartung zu machen, bin ich beſchäfftiget, mich in meiner neuen Wohnung einzurichten, worinnen ich aller Wahrſcheinlichkeit nach wohl einige Jahre in Ruhe zubringen werde, da Ihro Maj. vor gut befunden haben, mir unter dem Titel eines Geſandſchaftraths einen Platz in dem Departement der auswärtigen Geſchäffte anzuweiſen.

Da ich zeithero beſtändig in einer erſtaunlichen Unruhe gelebt habe, ſo fange ich nun an, eine rechte Wolluſt in der Ruhe zu ſchmecken. Ich ſpeiſe des Mittags ordentlicher Weiſe auf meinem Zimmer. Ich ſtudire und arbeite alle Morgen bis zu der Stunde, da ich nach Hofe gehe. Nachmittags ſtatte ich einige Beſuche ab, und bringe manche Stunde in der Bibliothek bey meinem gelehrten Freunde Jordan zu. Gegen Abend ſteige ich aufs Schloß, und begebe mich in das Zimmer des Königs, oder mache bey Ihro Maj. der regierenden Königinn, oder bey Ihro Maj. der königlichen Frau Mutter meine Aufwartung. Ihro königl. Hoheiten die Frau Marggräfinn Albert, und die Frau Marggräfinn Heinrich, und der Prinz, ihr Gemahl, überhäufen mich mit Huld und

Gnade. Des Abends ſpeiſe ich entweder bey ihnen, oder bey Hofe, oder in der Stadt. Ich kann mich auch wegen der Hoͤflichkeiten nicht gluͤcklich genug ſchaͤtzen, die mir Ihro Excellenzien, die Herren Grafen und Kabinetsminiſter von Podewils und von Bork, desgleichen auch alle andre Staatsminiſter, Generale, und uͤberhaupt alle Perſonen vom erſten Range, die in Berlin eine eigne Haushaltung fuͤhren, jederzeit erweiſen. Sie gehen nicht mit mir um, als wie mit einem Fremden, ſondern, als wenn ich die ganze Zeit meines Lebens bey ihnen zugebracht haͤtte. Ich empfinde mein ganzes Gluͤck, allein ich empfinde auch, daß es nicht vollkommen ſeyn kann, wenn ich nicht das Vergnuͤgen habe, Sie wieder zu ſehen. Es iſt in meinem Herzen eine erſchreckliche Leere, welche Sie nur allein ausfuͤllen koͤnnen. Alle Zerſtreuungen betaͤuben mich nicht ſo ſehr, daß ich das Ungluͤck, von Ihnen entfernt zu ſeyn, nicht fuͤhlen ſollte. Dero Bildniß folgt mir ſowohl nach Hofe, als in meine Einſamkeit, und ich werde nicht eher eine wahre Gluͤckſeligkeit genießen, als bis ich Sie muͤndlich werde verſichern koͤnnen, in welchem Grad ich die Ehre habe zu ſeyn ꝛc.

Fünf und funfzigſter Brief.

An den Herrn von M*** zu Hannover.

Berlin, den 1. Dec. 1741.

Was iſt, mein allerliebſter Freund, ein Leben ohne ernſthafte Beſchäfftigungen, und ohne Studiren? Ich brauche beydes: meine Seele hat dieſe Nahrung nöthig. Unſer Departement der auswärtigen Geſchäffte, welchem ich beygeſellet bin, verſchafft mir nicht genugſam zu thun, es ſey nun, daß ſchon eine große Anzahl arbeitſamer Räthe vorhanden ſind, welche keine Verrichtung an andre kommen laſſen, oder daß meine Schreibart und mein Vortrag, entweder allzu gut, oder gar zu unvollkommen ſcheint. Das eine wie das andre kann möglich ſeyn. Man hat mich überreden wollen, daß ich nicht übel ſchriebe, und auf der andern Seite bemerke ich, daß ich mir noch unendlich viele Erkenntniß erwerben muß, wenn ich meine Bemühungen wahrhaftig nützlich machen und mich mit Ueberzeugung auf meine eigne Geſchicklichkeit

verlaſſen will. Dieſer Gedanke hat mich auf den Einfall gebracht, mir ſelbſt die Vergeſſenheit, welche der König itzt für mich zu haben ſcheint, dadurch zu Nutze zu machen, daß ich unterdeſſen die Wiſſenſchaft, die mir noch mangelt, zu erlangen ſuche; und da ich alſo das Uebel zu meinem Vortheil anwenden will, ſo überlaſſe ich mich ſeit einiger Zeit gänzlich dem Studieren. Ich habe meinen alten Freund und Landsmann, den Herrn **Lamprecht** hier angetroffen. Wir üben uns mit einander in den ſchönen Wiſſenſchaften und in der Redekunſt. Mein Glücksſtern hat mich auch mit einem gelehrten Manne, welcher ſich **Uhl** nennet, bekannt werden laſſen. Er iſt in den ſchönen Wiſſenſchaften überaus geſchickt, und verſteht das öffentliche Recht und die Reichshiſtorie aus dem Grunde. Ich habe ihn vermocht, daß er alle Morgen zu mir kommt, und mir ſeine Erkenntniß in dieſen Wiſſenſchaften mittheilt. Außer dieſen ordentlichen Stunden leſe ich täglich mit vielem Nutzen ſolche Bücher nach, die in die Wiſſenſchaften, worauf ich mich lege, einſchlagen. Auf dieſe Art hoffe ich, es in ein paar Jahren ſo weit zu bringen, daß ich fähig werde, denen Aemtern vorzuſtehen, bey welchen mich etwan einmal der König zu gebrauchen beſchloſſen

hat.

hat. Ich verknüpfe mit dieſem ernſthaften Studieren auch die Erkenntniß angenehmer Gegenſtände, z. E. der Poeſie, des Schauſpiels, der beſten Romane, der blos witzigen Werke, und alles des, was meinen Verſtand ausſchmücken kann. Dieſes Leſen macht meinen Zeitvertreib aus, und ich glaube, daß ich mir ſolchen erlauben darf. Glauben Sie aber nicht, allerliebſter Freund, daß dieſer Fleiß, ſo eifrig er auch ſeyn mag, mich den Hof und die Welt aus den Augen ſetzen läßt. Nein, dieſes ſind Schulen, welche ich ohne Aufhören beſuche, und zwar als wirkliche Schulen. Ich halte ſie für weit nützlicher zu meinem Endzweck, als alle die andern. Ich ſehe da gleichſam wie in einem beweglichen Gemälde tauſend belebte Gegenſtände vor mir, welche ſich unaufhörlich verändern, welche mich unterrichten, welche meine Erkenntniß erweitern, und mich täglich mit neuen Ideen bereichern. Ein großes Glück für mich, daß man mir daſelbſt den Zutritt verſtattet, und nicht den allerletzten Platz einräumt. Sie, mein allerliebſter Freund, der Sie die Kenntniß der großen Welt mit der ſchönſten Gelehrſamkeit verbinden, haben Sie die Gewogenheit, und ſagen mir, ob Sie meinen Entwurf richtig finden, und ob Sie glauben, daß ich meinen Endzweck noch erreichen werde.

Sie erblicken mich itzt am Fuße des Parnaſſes; meynten Sie wohl, daß, wenn ich meine Kräfte anſtrengte, hinauf zu klettern, ich es wohl ſo weit bringen ſollte, eine gewiſſe Höhe zu erreichen.

So wenig ich verlange, mich bis zum Gipfel zu ſchwingen, ſo wenig wünſche ich, im Staube herum zu kriechen. Die außerordentliche Begierde, recht zu thun, vertritt bey mir die Stelle der Kräfte, und flößt mir wenigſtens einen Muth ein: ich verlaſſe mich einigermaßen auf das Sprüchwort:

nil volentibus arduum.

Leiten Sie meine Schritte auf dieſer neuen Laufbahn durch Ihren guten Rath, und überzeugen Sie Sich ſowohl von meiner Fähigkeit, ſolchen anzunehmen, als auch von meinen Regungen der Erkenntlichkeit, Hochachtung und Ergebenheit, mit welchen ich die Ehre habe zu ſeyn ꝛc.

Sechs und funfzigſter Brief.

An Madame von C** zu D**.

Berlin, den 10ten Jan. 1742.

Madam!

Für wen ſollte ich wohl bey dem Antritte des neuen Jahres Wünſche thun, wenn ich ſolche nicht für Sie thäte? ich wollte viel lieber ſelbſt Krankheit, Unglück, ja den Tod erdulden, als Sie nicht in dem Genuße des Lebens, der Geſundheit und des Glücks ſehen. Wenn es jemals meiner freyen Wahl überlaſſen würde, ob ich lieber Sie, oder mich glücklich wiſſen wollte; ſo würde ich allemal die Vorſehung bitten, Ihnen den Vorzug zuzugeſtehen, weil mich eben dieſes unglücklich machen würde, wenn ich wüßte, daß Sie nicht glücklich wären. Dieſes ſind die Geſinnungen, welche mein Herz nicht nur am neuen Jahrstage, ſondern alle Tage meines Lebens heget. Dieſes ſind die Gedanken, welche in meiner Seele entſtehen, wenn ich erwache, und mit welchen ich alle Abende einſchlafe, ſo bald ſich meine Augenlieder ſchlieſ-

ſen. Ich würde indeſſen mir die allgemeine Gewohnheit gewiß zu Nutze gemacht, und gleich den erſten Tag des Januars an Sie geſchrieben, und Ihnen ein ehrerbietiges Opfer meiner Wünſche dargebracht haben: wenn wir nicht ſeit 14 Tagen gleichſam in einem Gedränge von Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen wären verwickelt geweſen, worein uns das Beylager Ihro königlichen Hoheit, des Prinzen von Preußen, und der Prinzeßinn von Braunſchweig verſetzt hat. Man mußte ſich von dem Strome dieſer Ergötzlichkeiten mit fortreißen laſſen; man hatte nichts anders zu thun, als ſich anzukleiden, und an ſeinen Putz zu denken, welches in der That eine wirkliche Arbeit für mich iſt. Was Sie aber am meiſten in Verwunderung ſetzen wird, iſt dieſes, daß ich armer Tropf am andern Tage nach dem Beylager, wenn ich den Prinzen, den neuen Ehegemahl ausnehme, mich unter allen am Hofe am abgematteſten befand. Dieſes Räthſel aufzulöſen, will ich Ihnen, Madam, von den Feyerlichkeiten, welche bey dieſer Gelegenheit vorgefallen ſind, eine kleine Beſchreibung machen.

Ich weis, daß man in denen Provinzen nach ſolchen Erzählungen ſehr begierig iſt, und daß man es ſich nicht zuwider ſeyn läßt,

wenn

wenn man ſeine Freunde überführen kann, daß man am Hofe mit einander im Briefwechſel ſteht.

Schon ſeit Weihnachten wimmelte Berlin von fremden Perſonen vom erſten Range, unter welchen man 14, ſo wohl regierende Herren, als Prinzen und Prinzeßinnen zählte. Der König that alles mögliche von der Welt, ihnen den Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen, und jeden Tag wurde mit einem Feſte, oder mit einer neuen Art von Luſtbarkeit abgewechſelt. Alles dieſes war nur ein Vorſpiel von dem hohen Vermählungstage. Den Abend zuvor erinnerten ſich Se. Maj. daß in dem Hauſe Brandenburg, ſo wie an den meiſten deutſchen Höfen, eine Gewohnheit eingeführt iſt, der neuen Gemahlinn den Tag nach ihrer Vermählung durch einen Hofmann einen Strohkranz überreichen, und dabey im Namen des ganzen Hofes über den neuen Stand, in welchen die durchlauchtige Braut getreten, eine kleine luſtige Rede halten, oder ein ſcherzhaftes Compliment machen zu laſſen. Bey den Vermählungen der Prinzeßinnen Töchter des verſtorbnen Königs war dieſe beſondre Verrichtung bald dem Herrn Ober-Stallmeiſter von Schwerin, bald einem andern Hofcavalier aufgetragen worden: allein dieſesmal hatten Se. Maj. die Gnade, Ihre

Augen auf mich zu richten, und befahlen dem Baron von Pöllnitz, mich ſuchen zu laſſen. Man hatte viel Mühe, ehe man mich fand, und der Herr von Pöllnitz verſprach ſogar meinem Bedienten einen Ducaten, wenn er mich auskundſchaftete. Ich glaubte, es beträfe entweder die Wohlfahrt des Staats, oder mein eigen Glück; ich lief hinauf auf das Schloß, und erhielt zu meiner großen Verwunderung aus dem Munde des Königs den Befehl, daß ich einen Redner abgeben ſollte. Die erſte Gedanke, die mir einfiel, als ich aus Sr. Maj. Zimmer trat, war dieſe, mich mit einem weit koſtbarern Kleide zu verſehen, als ich bereits zu dem Vermählungstage beſtimmt hatte; weil an ſelbigem Tage der ganze Hof und alle Zuſchauer natürlicher Weiſe ihre Augen auf mich richten würden, und ich folglich unter dem Haufen nicht mit hinlaufen konnte. Die Zeit war kurz, unterdeſſen fand ich ſo wohl einen ſehr ſchönen Zeug, als auch eine gute Stickerey, ſelbigen damit zu beſetzen. Mein Schneider verſprach mir, das Kleid auf den andern Tag fertig zu machen, und er hielt ſein Wort. Als ich dieſes beſorgt hatte, gieng ich nach Hauſe, und nachdem ich den Apollo und die Muſen angerufen hatte, ſetzte ich mich nieder, meine Rede zu verfertigen. Das Unternehmen

men ſchien mir mit mancherley Schwierigkeit verbunden zu ſeyn. Ich hatte vor durchlauchtigen und verehrungswürdigen Perſonen zu reden; ich mußte bey Abhandlung dieſer kützlichen Sache die zärtlichen Ohren der Königinnen und der Prinzeßinnen ſchonen; und gleichwohl hatte man mir veſt eingebunden, durch einen und den andern ſchlüpfrigen Ausdruck auf eine feine Art die Geſellſchaft zu beluſtigen. Um 9 Uhr des Abends war meine Rede fertig, durchgeſehen, verbeſſert, und ſo übel und böſe zu Stande gebracht. Ich aß mit ein paar guten Freunden, war ruhig und aufgeräumt, und ehe ich mich zu Bette legte, lernte ich meine Rede auswendig.

Den andern Tag, nämlich am Vermählungstage, blieb ich den ganzen Morgen zu Hauſe, und nachdem ich meine Mittagsmahlzeit allein verzehrt hatte, zog ich mich an, und begab mich Abends um 5 Uhr auf das Schloß. Um 6 Uhr war der ganze Hof in den Paradezimmern verſammlet, welche, wie Sie wiſſen, Madam, ſehr koſtbar ausmeublirt ſind, beſonders an allerhand Aufſätzen. Alle dieſe Zimmer waren ſehr helle erleuchtet, und in dem großen Saale, welcher am Ende iſt, und welchen man den weißen Saal nennet, hatte man unter einem carmoiſin-ſammtnen und mit Gold geſtickten Himmel einen Altar errich-

errichtet, vor welchen ſich das durchlauchtige Paar begeben, und die prieſterliche Einſegnung erhalten ſollte. Alle Damen erſchienen in Roben, und alle Cavaliers in den prächtigſten Galla-Kleidern. Man ſah Silber, Gold, Perlen und Diamanten von allen Seiten ſchimmern. Die drey jungen Prinzen von Würtenberg waren beſonders mit eben ſo viel Geſchmack als Pracht gekleidet.

Gegen 7 Uhr trat der König in den Saal, in Begleitung der zween jungen Prinzen, Heinrich und Ferdinand, einiger Kammerherren, ſeines Generaladjutantens, und verſchiedner andern Officiere vom Stande; alle erſchienen in reicher franzöſiſcher Kleidung. Das Kleid Sr. Maj. beſtund aus einem ganz ſilbernen Stück; er trug ein Achſelband; die Weſte und Aufſchläge aber waren von einem prächtigen mit Gold und Silber durchwirkten Stoffe. Alles dieſes wurde durch das gelbe Ordensband und durch den Stern noch mehr erhöhet, und gab dieſem Monarchen ein ſo junges, ſo geputztes und ſo ſchönes Anſehen in meinen Augen, daß ich mich nicht würde haben enthalten können, ihn zu lieben, wenn ich von dem andern Geſchlechte geweſen wäre. Wir haben im Deutſchen ein Sprüchwort, deſſen Verſtand ohngefähr dieſer iſt:

Wel-

Welches Frauenzimmer könnte wohl einem Manne widerſtehen, welcher ſchön, geiſtreich, und ein Prinz iſt? Allein, ich wollte lieber aus einem weit wichtigern Grunde fragen: Welches Frauenzimmer könnte wohl demjenigen widerſtehen, welcher der liebenswürdigſte unter den Sterblichen, der Geſtalt nach, das größte Genie von der Welt und ein König iſt?

Einen Augenblick darauf kam die Königinn. Sie hatte eine Robe von grünem Sammet an, welche über und über mit Pouquets von Brillianten gleichſam beſäet, und deren ganze Schleppe eben ſo ſtark mit Edelſteinen beſetzt war. Die Grazien ſchienen ſelbſt an ihrem Nachttiſche dieſen Putz angeordnet zu haben. Ihr ganzer Kopfaufſatz war überall mit brilliantnen Haarnadeln gezieret, und der kleine Sanci, der dritte Edelſtein in Europa von dieſer Art, erhob ſich auf ihrem Haupte, wie die Sonne mitten unter den Sternen. Vier Hofdamen trugen ihr die Schleppe.

Auf die Königinn folgten Ihro Maj. die königliche Frau Mutter, in einer Robe von ſchwarzen Sammet, welche mit Hermelin aufgeſchlagen war. Alles dieſes wurde durch eine erſtaunliche Menge Diamanten, Perlen

und

und prächtige Spitzen noch mehr erhoben, und gab dieſer großen und verehrungswürdigen Prinzeßinn ein überaus majeſtätiſches Anſehn. Ihre beyden Töchter, die Prinzeſſinn Ulrica und Amalie, begleiteten ſie, und hatten ebenfalls nichts unterlaſſen, ſich auf das beſte auszuſchmücken.

Endlich ſahen wir das durchlauchtige Paar zum Vorſchein kommen, welches durch ſeine glückliche Verbindung zu dieſem prächtigen Feſte die Gelegenheit gegeben hatte. Ihro königl. Hoheit, der Prinz von Preußen, führte die Prinzeßinn, ſeine durchlauchtige Braut. Der Anzug des Prinzen ſowohl, als der Prinzeßinn, beſtund in einem weißen mit Silber durchwirkten Stoffe. Das Kleid des Prinzen war auf allen Näthen mit goldnen Points d'Eſpagne beſetzt; überall ſchimmerten die Diamanten hervor, wo es nur möglich geweſen war, ſelbige anzubringen. Um den Kopf waren ſie beyde ſo unvergleichlich friſirt, als wenn die Feen ſelbſt dabey Hand angelegt hätten. Die Schleppe der Prinzeßinn wurde von vier Hofdamen der Königinn getragen, und auf dieſelben folgten alle diejenigen, welche ihren Hofſtaat ausmachten.

So bald als die ganze Verſammlung einen großen Krais geſchloſſen hatte, verzogen

der

der Prinz und die Prinzeßinn nicht länger, ſich dem Altar zu nähern. Der König, die Königinnen, die Prinzen und Prinzeßinnen begleiten ſie dahin, und ſie empfiengen daſelbſt die prieſterliche Einſegnung von der Hand des Herrn Sack, Oberhofprediger des Königs, welcher bey dieſer Gelegenheit eine zwar kurze, jedoch ſehr ſchöne Rede hielt. In dem Augenblick, als er ihnen die Hände auflegte, vernahm man das Donnern der Kanonen, welche im Schloßgarten gepflanzt waren, und bald darauf wurde dieſe Ceremonie denen Bürgern zu Berlin durch ein dreyfaches Losbrennen der Kanonen von den Wällen bekannt gemacht.

Nachdem die neuen Eheleute von dem Könige, von den Königinnen, und von den fürnehmſten Anweſenden das Compliment empfangen hatten, ſo wurde an fünf großen Tafeln in verſchiedenen Zimmern geſpeiſet. An der erſten Tafel von 24 Couverts ſaßen nur der König, die Königinnen, das neue Paar, die Prinzen und Prinzeßinnen, ſowohl die vom Geblüte, als auch die auswärtigen. Der Herr Graf von Podewils machte den Wirth an der andern Tafel, und lud alle fremde Miniſter zu ſolcher ein. Die übrigen Hofleute ſetzten ſich ohne Unterſchied an die drey andern Tafeln. Man ſpeiſte in der That

könig-

königlich, und blieb ſehr lange bey der Tafel ſitzen.

So bald Se. Se. Maj. Maj. ſich von der Tafel erhoben hatten, kehrte die ganze Geſellſchaft in den weißen Saal zurück, woſelbſt man den Altar weggeräumet, und friſche Wachslichter aufgeſtecket hatte. Die Muſikanten ſtunden auf einer erhabnen Bühne von gediegenem Silber. Sechs Generallieutenants und ſechs Staatsminiſter ſtunden bereit; ein jeder mit einer weißen Wachsfackel in der Hand, und bey einer Ceremonie zu leuchten, welche an den deutſchen Höfen üblich iſt, und der Fackeltanz genennet wird, und womit man auf die Fackel des Hymen zielet. Die Neuvermählten eröffneten den Tanz, und machten eine Tour in dem Saal herum, und verbeugten ſich vor dem Könige, und den Anweſenden. Vor ihnen her traten die Miniſter und Generals Paar und Paar mit ihren brennenden Fackeln. Die Prinzeßinn both darauf dem Könige die Hand, und der Prinz der Königinn; der König both alsdenn die Hand der königlichen Frau Mutter, und die regierende Königinn dem Prinz Heinrich, und auf dieſe Weiſe wurden alle Prinzen und Prinzeßinnen, die bey dem Feſte zugegen waren, eins nach dem andern, und jedes nach ſeinem Gange, zu dem Tanze aufgezogen, und machten eine Tour in

dem

dem Saal herum, faſt nach dem Pas einer Polognoiſe. Die Neuigkeit dieſes Schauſpiels und die durchlauchtigen Perſonen, welche ſolches verurſachten, machten dieſe Ceremonie erträglich: ſonſt aber war die wunderbare Ernſthaftigkeit des Tanzes ſelbſt; das Herumgehen in der Runde, welches von den erlauchten Tänzern mit ganz langſamen Schritten verrichtet wurde; die Fackeln, welche jedesmal voraus giengen; die Trompeten, welche in die Ohren ſchmetterten, alles dieſes, ſage ich, war ſo beſchaffen, daß man dabey ein wenig zu ſehr an diejenigen Tänze dachte, welche die Sarmaten bisweilen den Einwohnern ihrer ungeheuren Wälder in unſern Gegenden machen laſſen.

Als der letzte Prinz ſeine Tour geendigt hatte, hörte die Muſik und der Tanz auf. Ihro Maj. die königliche Frau Mutter, begaben ſich hinweg; der König begleitete den Prinz von Preußen, und die Königinn die Prinzeßinn in ihre Zimmer, woſelbſt dieſe jungen Vermählten ihre ſehr koſtbaren und wohl ausgeſuchten Nachtkleider anzogen, um die letzte Hand an ihre Vereinigung zu legen. Sobald als Sie ihren Anzug verändert hatten, eröffneten ſich die Thüren ihres Schlafzimmers; wir giengen einer nach dem andern hinein, und fanden die Prinzeßinn auf einem

Bayerische Staatsbibliothek München

carmoiſin ſammtnen Bette, welches ganz mit guten Perlen beſetzt war. Ihro Hoheit der Prinz ſtunden oben am Bette im Schlafrocke, und hatten eine Schlafmütze auf, deren Einfaſſung aus Spitzen beſtund. Die abgeſchmackten Poſſenreißer, welche ihrer Einbildungskraft den Zügel ſchießen ließen, machten mit ihrem freyen Scherz dem Prinz viel zu ſchaffen: allein, er wickelte ſich durch einige artige und luſtige Einfälle heraus, nahm die Kniebänder der Prinzeßinn, zerſchnitt ſie in kleine Stücken, und theilte ſie unter die Umſtehenden aus, und machte endlich der Sache ein Ende, indem er den König umarmte, die Verſammlung beurlaubte, und ſeine Thür verriegelte, welche nunmehr von dem Gott der Ehe, an den die Liebe ihre Fackel überlaſſen hatte, bewacht wurde.

Nachdem ſich Se. Se. Maj. Maj. nebſt den Prinzen und Prinzeßinnen ebenfalls in ihre Zimmer begeben hatten, ſo giengen wir insgeſammt wieder in den Speiſeſaal zurück, wo wir eine Mitternachtsmahlzeit und vortrefflichen Wein vorfanden. Man koſtete ihn, und trank mehr als ein volles Glas auf den glücklichen Liebeskampf der Neuvermählten. Endlich gieng ich um drey Uhr des Morgens nach Hauſe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Den andern Tag, gegen ſechs Uhr Abends, verſammlete ſich der ganze Hof in der großen Gallerie. Se. Se. Maj. Maj., die Neuvermählten, die Prinzen, die Prinzeßinnen, die Damen und Cavaliers, erſchienen daſelbſt in Domino, allein, ohne Maſken. Ich allein hatte ein reiches Kleid an, und dieſer Anzug erhielt Beyfall. Man fieng an zu tanzen und zu ſpielen bis um neun Uhr, da mir denn der König ſagen ließ, ich ſollte mich gefaßt machen, meine Rede zu halten; Sie wollten zu dem Endzweck mit dem ganzen Hof in den Speiſeſaal gehen. Ich begab mich geſchwind in das erſte Vorgemach, wo ich alles zu meiner Ceremonie bereit fand. Zwölf junge Cavaliers giengen voraus, ein jeder mit einer brennenden Wachsfackel in der Hand. Der Herr Baron von Mordach, ein ſehr liebenswürdiger ſchleſiſcher Edelmann, trat unmittelbar vor mir her, und trug auf einer goldnen Schüſſel einen Strohkranz, welcher ſehr künſtlich geflochten, und mit vielen kleinen Kindern von Wachs gezieret war. Eine unendliche Menge Zuſchauer folgten mir nach. Ich ward hierüber ganz betäubt, und ich mußte wohl recht ſehr erſchrocken ausſehen, weil der Herr Baron von Plotho, welcher an der Thüre des Saals ſtund, im Vorbeygehen zu mir ſagte: Mein Freund! laſſen

Sie den Muth nicht ſinken, Sie ſehen ſo blaß aus wie der Tod. Der ganze Hof hatte ſich in einen halben Zirkel geſtellt, das junge Ehepaar ſtund in der Mitten, der König und die Königinnen auf beyden Seiten, und 22 Prinzen und Prinzeßinnen um Sie herum. Die 12 Cavaliere fiengen an, mit ihren brennenden Fackeln dasjenige zu ſuchen, von welchem man ſtillſchweigend vorausſetzte, daß es in der vergangnen Nacht verloren worden wäre. Sie werden leicht einſehen, Madam, daß man auch bey dem hellſten Lichte nicht im Stande iſt, eine Sache, die ein bloßes Hirngeſpinnſte iſt, wieder zu finden; dem ſey nun aber, wie ihm wolle, ſo bald als dieſe Pantomime vorbey war, machte ich mich gefaßt, meine Rede anzufangen. Die Zuſchauer aber machten ein ſolch entſetzliches Lärmen, daß ich mein eigen Wort nicht hören konnte, und ich wurde genöthigt, den König zu bitten, daß er ihnen ein Stillſchweigen auferlegte. In der Zeit, als man die Stille wieder herſtellte, erholte ich mich von meiner Betäubung, und ich hielt meine Rede mit der anſtändigſten Keckheit von der Welt. Als ich meine Rede geendigt hatte, trat der Baron von Mordach näher hinzu, und ſetzte den Strohkranz der Prinzeßinn auf den Kopf; allein ſie hatte nicht Luſt, ihn lange zu behal-

ten,

ten, ſondern warf ihn in die Hände des Prinzen, ihres Gemahls. Ich gieng mit eben dieſen Ceremonien wieder hinaus, als ich war hineingegangen, und da ich meine Cavaliere wieder von mir gelaſſen, begab ich mich ohne Begleitung in den Saal zurück, wo ich den ganzen Hof an 5 Tafeln, wie den Abend vorher, antraf.

Ich ſchicke Ihnen, Madam, die franzöſiſche Ueberſetzung, welche man von meiner Rede gemacht hat. Vielleicht haben Sie ſelbige ſchon im Deutſchen geleſen; denn, man hat ſie ſchon zweymal gedruckt, und ſie geht ab, wie warme Semmel, nicht etwan, weil ſie ſo vortrefflich iſt, ſondern, weil ſie mit zu den Feyerlichkeiten dieſes Tages gehöret.

Nach der Tafel ſpielte man auf dem großen Platze, welchen man des Königs Garten nennet, ein ſehr ſchönes Feuerwerk. Der Hof ſah ſolches aus den Schloßfenſtern mit an. Allein, die erſchreckliche Kälte, welche eingefallen war, löſchte ſehr viele Lampen aus, welche die Pyramiden und andre Zierathen dieſes Platzes erleuchten ſollten. Endlich ſchritte man wieder zum Tanzen, und der Ball endigte ſich ſpät in der Nacht.

Den dritten Tag begaben ſich der Prinz und die Prinzeßinn in dem Pallaſt des königlichen Prinzen, welcher ihnen ins künftige zu ihrem Aufenthalt dienen ſollte, und welchen der König mit allen Meublen ſeinem Bruder geſchenkt hatte. Den nämlichen Abend war Oper und offne Tafel bey Hofe.

Den vierten Tag ließen mich der Prinz von Preußen des Mittags zur Tafel bitten, und ehe wir uns an ſolche ſetzten, bedankten ſich Ihro königliche Hoheit ſehr gnädig bey mir, wegen meiner Rede, und wegen der guten Art, mit welcher ich ſelbige gehalten hätte; und verehrten mir eine ſehr ſchöne goldne Uhr, mit der Erinnerung: ich ſollte ſelbige zum Andenken dieſes Tages, und als ein Zeichen Ihrer Gnade aufheben.

Auf dieſe Art, Madam, endigten ſich alle dieſe Luſtbarkeiten. Ich werde der vergnügteſte Menſch von der Welt ſeyn, wenn Ihnen meine Erzählung nicht beſchwerlich geweſen iſt, und wenn Sie ſo gütig ſeyn und glauben, daß weder dieſe Luſtbarkeiten, noch alle andre nur mögliche Zerſtreuungen im Stande ſind, Dero Perſon bey demjenigen einen Augenblick in Vergeſſenheit zu bringen, welcher bis an den letzten Augenblick ſeines Lebens nicht aufhören wird, mit der allergrößten Ergebenheit zu ſeyn

Madam ꝛc.

Ueberſetzung der Strohkranzrede, welche bey der Vermählung Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen und der Prinzeßinn von Braunſchweig-Wolfenbüttel den 7 Jan. 1742 iſt gehalten worden.

Die Augen des ganzen Hofes ſind heute auf Sie gerichtet, durchlauchtiges Paar, und alle glauben, auf Ihrem Geſichte die Merkmaale derjenigen Veränderung anzutreffen, warum man Ihnen heute einen ganz andern Titel beylegt, als geſtern. Es ſey ferne, daß ich die Gedanken der anweſenden Schönen ergründen wollte, womit ſich ihre Seele über gegenwärtigen Vorfall ohne Zweifel beſchäfftiget. Dieſe Gedanken, ſo ſorgfältig ſie auch verheelet werden, ſind darum nicht weniger gerecht, nicht weniger wohl überlegt. Allein Sie, durchlauchtiges Paar, werden mir erlauben, daß ich Ihnen die wahren Bewegungsgründe dieſer Aufmerkſamkeit, dieſer allgemeinen Neugierde erklären darf.

Ein Eroberer, dem man die Ehre des Triumphs zuerkennt, hört von allen Seiten um ſich herum Frohlocken und Glückwünſche erſchallen. In dem Reiche der Venus giebt

es eben ſo wohl, als wie in dem Reiche des Mars einen gewiſſen Kampfplatz. Der ganze Unterſchied, welcher ſich zwiſchen den Siegern des einen, und den Siegern des andern Reichs befindet, beſteht darinne, daß die Siege der Cythere ungleich angenehmer, als die Siege der Bellona ſind; weil dieſe das menſchliche Geſchlecht verwüſten, an ſtatt, daß jene ſelbiges noch zu vermehren ſuchen. Ja! was noch mehr iſt! die Lorbeern der Liebe erheben die Sieger und die Ueberwundenen zu einem gleichen Grade der Ehre, und der Triumph, deſſen ſie ſich erfreuen, würde nicht ſo rühmlich ſeyn, wenn nicht beyde zugleich das Ihrige darzu beygetragen hätten. Dieſer herrliche und glänzende Stand der Ehre iſt es demnach, durchlauchtiges Paar, in dem Sie heute erſcheinen; dieſer iſt es, welcher die Blicke der ganzen hohen Geſellſchaft auf Sie ziehet.

Unterdeſſen müſſen wir bekennen, daß ſich kein Sieg ohne eine Niederlage denken läßt; und ſelbſt die Triumphe der Liebe ſind mit einem gewiſſen ſchmerzhaften Verluſte unzertrennlich verbunden, welcher aber ſo rühmlich iſt, daß man kein Bedenken trägt, ihn zu krönen.

Sie erſcheinen hier, durchlauchtige Prinzeßinn, theils als eine Ueberwundene, theils als eine Ueberwinderinn. Dero Sieg beſteht in dem Ruhme, daß Sie Sich das Herz eines ſo großen Prinzen unterworfen haben; und da Sie durch dieſen Sieg den größten Helden an die Seite geſetzt werden, ſo werden Sie dadurch zugleich unter die Zahl der Heldinnen erhoben. Allein, die Krone, welche ich mir die Freyheit nehme, Ihnen zu überreichen, iſt nicht der Preis für Dero Sieg, ſondern ſie iſt die Belohnung für Dero Niederlage. Sollte eine Niederlage von dieſer Art, welche man ſo gar für würdig hält, daß man ſie krönet, ſollte eine ſolche Niederlage wohl das geringſte Mißvergnügen erwecken können? und ſollte ſie nicht vielmehr zu Erlangung eines unſterblichen Ruhmes das bequemſte Mittel ſeyn?

Eben die Entbehrung dieſes Ruhms war es, welche der Tochter des Jephta, und der Iphigenia Thränen auspreßte. So wohl die eine als die andre dieſer unglücklichen Jungfrauen beklagten einen Verluſt, der ihnen durch keinen einzigen Vortheil erſetzet wurde; ſowohl die eine als die andre beweinten einen Tod, welcher ihnen um ſo mehr ſchmerzlicher fiel, weil er ſie in die Unmöglichkeit verſetzte, ſich eine ſolche Krone, wie

dieſe, welche ich Denenſelben überreiche, jemals zu verdienen. Die Königinn Eſther hingegen, die glückliche Eſther, opferte ein eingebildetes Gut einem wirklichen Gute auf, und erlangte hierdurch die vorzügliche Ehre, daß ſich der Scepter eines großen Königs vor ſie neigte.

Allein, Madam, erzürnen Sie Sich ja nicht bey dem Anblicke eines ſchlechten Strohkranzes, und betrachten Sie ſelbigen nicht als ein verächtliches Geſchenk. Dieſer Kranz iſt das Kennzeichen des neuen Standes, in welchen Dieſelben nur getreten ſind, er iſt das überzeugende Merkmaal, daß man Dieſelben in einen Orden aufgenommen hat, der ſehr verehrungswürdig iſt, und der den Neid aller derjenigen Perſonen erreget, welche in den Geheimniſſen deſſelben noch nicht unterrichtet ſind. Bey den Römern war eine ſchlechte Krone die Belohnung für die herrlichſten Thaten, und nichts deſto weniger war ſie der Antrieb zu den heldenmäßigſten Handlungen.

Ich zweifle im geringſten nicht, gnädigſter Herr, daß Sie nicht mit inniglichem Vergnügen erblicken ſollten, wie dieſer geringe Strohhalm das Haupt Dero durchlauchtigen Gemahlinn krönet, und Denenſelben zu einem herrlichen

Denk-

Denkmaale Dero Sieges dienet, und ich bin überzeugt, daß er Denenſelben neuen Muth einflößen wird, einen ſolchen Sieg, welcher Dero durchlauchtigen Gemahlinn dieſen Hauptſchmuck zuwege gebracht hat, noch oft zu wiederholen.

Luſt und Freude herrſchte ehemals durch ganz Griechenland wegen der Vermählung des Prinzen Telemaque mit der tugendhaften Antiope, und nach dieſem Beyſpiel, durchlauchtiges Paar, feyern heute alle Völker, welche dem preußiſchen Scepter unterworfen ſind, das Feſt Dero hohen Verbindung mit derjenigen Freudigkeit, welche Ihnen jederzeit das Glück des königlichen Hauſes verurſacht. Wie gerecht iſt dieſe Freude! wie natürlich iſt ſie! dieſe Völker ſind die glücklichen Zeugen einer Vermählung, welche den erſten ihrer Prinzen, den Prinzen, der die Bewunderung der ſpätſten Nachwelt verdienet, vor beſtändig mit einer Prinzeßinn vereiniget, welche, außer dem Glücke ihrer erhabnen Geburt, nichts vorzüglichers, nichts koſtbarers beſitzet, als ihr eigen Herz und ihre Tugend.

Dein Ruhm, beglücktes Paar! ſey wie Dein hoher Stand!
Dir mache ſich das Glück unwandelbar bekannt!

Ver-

Verdiene, daß man Dir einſt Ehrenſäulen baue,
Und daß die ſpäte Welt auf Dein Exempel
ſchaue!
In Deinen Adern wallt der Ahnen Heldenblut;
Die Ehre nährt in Dir, mein Prinz, den hohen
Muth.
So müſſen dermaleinſt von ſo vereinten Flammen
Auch Helden gleicher Art in allen Zeiten ſtammen!
O lebe! bis dereinſt Dein Auge Enkel ſieht,
Die Vaterland und Ruhm *) auf gleiche Wege
zieht!

*) Dieſes zielet auf den Wahlſpruch des Kö-
nigs: pro Patria et pro Gloria.

Sieben

Sieben und funfzigſter Brief.

An den Herrn von M**

zu Hannover.

Berlin, den 6. Dec. 1742.

Der Krieg hat wiederum ſeinen Anfang genommen, allerliebſter Freund; der König iſt in Mähren eingerückt, und man ſagt ſo gar, daß Se. Maj. bis Znaim, welches nicht weiter als fünf deutſche Meilen von Wien liegt, eingedrungen wäre, und daß unſre Huſaren von dem Ziethenſchen Regimente bis an die Vorſtädte dieſer Hauptſtadt ſtreiften, woher ſie allerley Hülſenfrüchte und Lebensmittel mit ins Lager brächten. Verzeihen Sie mir die paar Worte, womit ich Ihnen dieſe Neuigkeit melde. Sie ſind mir entwiſcht, wider unſern Vertrag, niemals weder vom Kriege noch vom Frieden, noch von allen dem, was regierende Potentaten angeht, etwas zu ſchreiben. Dieſes iſt freylich das beſte Mittel, mitten unter den Unruhen der Höfe glücklich und vergnügt zu leben; ein Glück, welches die Zeitungsſchreiber nicht leicht genießen.

Einer

Einer von meinen gröſsten Beſchützern und von meinen beſten Freunden hat mir vor einiger Zeit von einem jungen Frauenzimmer vorgeſchwatzt, welche in Halle wohnte, von ſehr gutem Hauſe wäre, und ſich bereits als eine Beſitzerinn von einem beträchtlichen Vermögen ſähe, indem ſie ihren Vater und ihre Mutter ſchon in der erſten Kindheit verloren hätte. Sie ſehen wohl, daß dieſe Aeltern es mit ihren Kindern ſehr gut müſſen gemeynt haben. Nun wollte mein Freund, ich ſollte mir dieſe Vortheile zu Nutze machen, und kam auf den Einfall, uns durch eine Heyrath mit einander zu verbinden. Da man aber einander kennen muß, wenn man ſich lieben ſoll, ſo drang er ſehr darauf, daß ich eine Reiſe nach Halle thun, und mich mit dieſer glücklichen Waiſe bekannt machen ſollte. Die Abweſenheit des Königs hielt ich für die bequemſte Zeit, dieſen kühnen Anſchlag auszuführen, und den Abend vor ſeiner Abreiſe zur Armee, bat ich ihn um die Einwilligung hierzu. Se. Maj. erlaubten mir ſolches in ſehr gnädigen Ausdrücken, und wenig Tage darauf reiſte ich, getragen auf den Flügeln der Liebe, jedoch von der Vernunft geleitet, von Berlin ab. Ich hatte mich eben ſowohl mit guten Empfehlungsſchreiben an den Herrn von S**, den Schwager und Vormund

mund dieſes Frauenzimmers, mit feiner Kleidung und mit einer anſtändigen Bedienung, als auch mit einer wohl geſpickten Goldbörſe zu meiner Reiſe verſehen. Ich kam bey guter Geſundheit in Halle an, und logirte mich im goldnen Löwen ein, wo ich ein ſehr ſchön zubereitetes Zimmer fand. Ich fieng mein Liebesgeſchäffte mit einem Beſuche an, den ich beym Schwager ablegte; er empfieng mich ſehr höflich, ſo wie man ordentlich in den Provinzen einen Mann empfängt, welcher zum Hofe gehört, und die Ehre hat, um den König zu ſeyn. Ich wurde auf den andern Tag zum Mittagseſſen eingeladen. Das Schickſal fügte es ſo, daß dieſes der Geburtstag des Herrn von S** war, an welchem er ſeinen Freunden und den vornehmſten Damen der Stadt eine Art von einem Freudenfeſte gab. Den ganzen Morgen brachte ich damit zu, daß ich meinen Anputz ſehr ordentlich und ſehr fein einrichtete; und um Mittagszeit begab ich mich in einem prächtigen Aufzuge dahin. Ich fand die ganze Geſellſchaft ſchon beyſammen. Die Damen, welche ſehr koſtbar, allein ohne Geſchmack, gekleidet waren, machten einen Krais. Ich ſuchte mit meinen Augen denjenigen Gegenſtand, welchen das Schickſal für mich auserſehen hatte, daß ich darein ſollte verliebt

liebt werden. Ich empfand aber in meinem Herzen gar nicht jenen geheimen Trieb, jenen durchdringenden Stral der Augen, welcher, wie man vorgiebt, das Feuer einer ſchönen Leidenſchaft, bey dem erſten Anblick einer Perſon, die uns in Zukunft gefallen ſoll, in unſerer Bruſt ſo gleich entzündet. Man ſtellte mich den Damen und vornehmlich der Mademoiſell von Reich vor; meine Neugierde wurde befriediget, und meine Seele blieb ganz gelaſſen dabey. Die Mahlzeit war herrlich, lang, und dem ohngeachtet ſehr munter. Man machte endlich ſeine Parthien, und ich hatte die Ehre, mit derjenigen zu ſpielen, auf welche meine Augen gerichtet waren. Anſtatt des Abendeſſens trug man kalte Küche auf, und ich blieb bis nach Mitternacht in dieſem Hauſe. So viel als ich bey dieſer erſten Zuſammenkunft einſehen konnte, ſo ſchien mir der Charakter der Mademoiſelle von R** vortrefflich zu ſeyn. Sie iſt die Aufrichtigkeit, die Tugend und die Gefälligkeit ſelbſt. Sie hat ein jugendliches Anſehn, welches ihr wohl läßt, und beſitzt nicht das geringſte Unangenehme in ihren Geſichtszügen. Sie begegnete mir mit Höflichkeit, allein, ohne mir einen beſondern Vorzug zu geben, ob ich ſie gleich von meinen Wünſchen unterrichtet hielt.

Den

Den andern Tag legte ich in der Stadt bey denenjenigen Perſonen, an welche ich war empfohlen worden, verſchiedne Beſuche ab; man empfieng mich überall ſehr höflich; man lud mich alle Tage des Mittags oder des Abends zu Tiſche ein, und in den mehreſten Häuſern traf ich die Madem. von R** an.

Als ich glaubte, daß ich das Herz und den Verſtand dieſer Dame ein wenig beſſer ergründet hätte; eröffnete ich dem Schwager meine Abſicht, welcher gar keine Schwierigkeit machte, darein zu willigen, indeſſen doch nach Verlauf einer Bedenkzeit von etlichen Tagen mit mir in ſo zweydeutigen Ausdrücken hiervon redete, und mir den Ausgang dieſer Sache in einer ſo weiten Entfernung erblicken ließ, daß ich nicht für rathſam fand, länger in Halle zu bleiben, und mehr Zeit und Unkoſten daſelbſt zu verlieren. Ich entſchloß mich alſo abzureiſen, indem ich noch freye Hand hatte, dieſes Geſchäffte durch einen Briefwechſel wieder vorzunehmen, und ſelbiges durch meine Freunde unterſtützen zu laſſen.

Ich hatte zu Halle die Univerſität und ihre berühmteſten Profeſſores kennen lernen, und die öffentliche Bibliothek, das berühmte Waiſenhaus, welches von dem ſel. D. Francken geſtiftet worden, die Salzkothen, das

Schloß Giebichenſtein, und alle Seltenheiten in und außer der Stadt in Augenſchein genommen. Ich hatte daſelbſt verſchiedne junge Hamburger, meine Landsleute und alte Bekannte, welche hier ſtudierten, angetroffen. Dieſe letzten ſchlugen mir vor, ich ſollte über Leipzig wieder nach Berlin reiſen. Der ſchlimme Fortgang meiner Heyrathsſache ſetzte mich in die Nothwendigkeit, meinen Geiſt durch einige Zerſtreuungen wieder zu ermuntern. Ich entſchloß mich daher ohne viel Mühe zu dieſer Reiſe, und nachdem ich von allen meinen Wohlthätern in Halle Abſchied genommen, trat ich ſelbige an. Als ich mich bey der Madem. von R** in Gegenwart ihrer Schweſter und ihres Schwagers beurlaubte, kam ſie mir außerordentlich unruhig vor; ſie warf einige zärtliche, aber verſtohlne Blicke auf mich, und endlich ſah ich, oder glaubte zu ſehen, als wenn ein paar Thränen aus ihren Augen herabrollten. Ich merkte, daß ſie ſehr eingeſchränkt war, daß ſie eine gezwungne Lebensart führte, und ich prophezeihte dahero ſehr viel gutes für mich in Anſehung der Zukunft.

Ich hielt mich eben nicht lange in Leipzig auf. Ich traf daſelbſt einige alte Bekannte aus meinem Vaterlande an, und ich gab blos einen Durchreiſenden ab, das iſt, ich beſah

mit

mit der größten Eilfertigkeit nur die merkwürdigſten Dinge, und kehrte ſobald als möglich wieder nach Berlin zurück.

Ich hatte viel Mühe, bey Wittenberg über die Elbe zu kommen. Sie gieng ſehr ſtark mit Eiße, und weil ich in der Nacht am Ufer ankam, mußte ich mich entſchließen, in einer elenden Hütte auf Stroh, und mitten unter 20 Kärnern mein Nachtlager zu nehmen. Hier war es, da ich über meine vergebliche Reiſe und über den ſchlechten Fortgang meiner Liebesanſchläge die traurigſten Betrachtungen anſtellte. Es fielen mir aber gar bald die ſchönen Verſe ein, welche den 7. Geſang der Henriade anfangen.

Der Schöpfer, deſſen Huld wir, ſeit wir ſind, genießen,
Hat, um die Noth des kurzen Lebens zu verſüßen,
Uns zween wohlthätige Gefährten beygeſellt,
Die liebenswürdigſten Bewohner dieſer Welt.
Sie ſind der Armen Schatz, der Troſt in Angſt und Kummer;
Wer ſind wohl dieſe zwey? Die Hoffnung und der Schlummer.

Sie tröſteten mich, ich ſchlief ruhig ein, die Morgenröthe und meine unruhigen Kamera-

meraden weckten mich auf; ich begab mich auf die Fähre, die Winde zerſtreuten meine verliebten Grillen, ich erreichte glücklich das andre Ufer, und ſetzte meine Reiſe mit einem gleichen Glück bis nach Berlin fort.

Hier ruhte ich ein paar Tage aus. Hierauf ſchrieb ich nach Halle an den Herrn von S** einen ſehr verbindlichen Brief, um mich für alle erzeigte Höflichkeiten zu bedanken; ich erwähnte gegen ihn, aber nur wie im Vorbeygehen, daß ich noch immer die nämlichen Geſinnungen für die Madem. von R** hegte, und vermittelſt einiger zweydeutigen Ausdrücke, behielt ich mir vor, dieſe Unterhandlung zu einer günſtigern Zeit wieder für die Hand zu nehmen, wenn wir alle beyde, Sie und ich, frey bleiben würden. Aber bald darauf gaben verſchiedne Zufälle allen dieſen Gedanken eine andre Wendung, und unterbrachen meine Heyraths-Abſichten auf einige Zeit.

Wenig Tage nach meiner Zurückkunft gieng ich aus, die deutſche Comödie mit anzuſehen; dies war der einzige Zeitvertreib, den man damals noch in Berlin hatte. Als ich in den Saal trat, wurde ich ſo gleich die verwittwete Frau Herzoginn von Würtemberg gewahr, welche, wie Sie wiſſen, eine

ge-

gebohrne Prinzeßinn von Thurn und Taxis iſt. Sie war während meiner Abweſenheit mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolge nach Berlin gekommen, ſo wohl um dem Könige und den Königinnen ihren Beſuch abzuſtatten, und ſich mit unſerm Hofe aufs genauſte zu verbinden, als auch ihre drey jungen Prinzen zu ſehen, welche mit Einwilligung der würtembergiſchen Landsſtände hier erzogen werden. Da ich mich dieſer Prinzeßinn noch nicht hatte können vorſtellen laſſen: ſo glaubte ich, es wäre wider den Reſpekt, wenn ich mich ihr allzu ſehr näherte, und gieng alſo hinauf auf das Theater. Allein, ſie wurde mich zwiſchen den Scenen gewahr, und als ſie ſich nach meinem Namen erkundiget hatte, ließ ſie mir anbefehlen, ihr ſogleich aufzuwarten. Ich gehorchte, und ſie nahm meine Ehrerbietung ſehr wohl auf, und empfieng mich überaus gnädig. Den andern Tag verzog ich nicht länger, ihr meinen ſchuldigen Reſpekt in ihrem Pallaſte zu bezeigen. Der Oberhofmeiſter Ihro Durchlaucht hatte mir die Mittagsſtunde zu dieſer Audienz beſtimmt; man führte mich hinein; aber wie groß war meine Verwunderung, als ich dieſe Prinzeßinn auf einem Bette, in dem prächtigſten und artigſten Nachtkleide, wie es nur die Kunſt erdenken kann, liegen fand. Zu dem

Haupte des Bettes bemerkte ich ſo gleich ein kleines vergoldetes Gefäß, das mit Weihwaſſer angefüllt war. Uebrigens war das Zimmer mit koſtbaren Reliquien, mit einem Crucifix und mit einem Roſenkranz vom feinſten Cryſtall ausgeſchmückt. Das Kleid der Herzoginn, die Kopfküſſen, das Deckbette, alles war von Marſeille, mit den koſtbarſten Spitzen beſetzt. Sie hatte eine Nachthaube von Alenſoner Spitzen auf, welche mit einem grünen und goldnen Bande geknüpft war. Stellen Sie Sich einmal in dieſem galanten Nachtkleide eine unvergleichliche Prinzeßinn vor, welche allen möglichen Witz beſitzt, alle mögliche Kenntniß der großen Welt hat, und welche noch mehr als die Hälfte ihrer ſonſt vollkommnen Schönheit beybehalten hat, und Sie werden es alsdenn nicht als ſo eine außerordentliche Sache anſehen, wenn ein dergleichen Anblick in der Einbildungskraft eines Menſchen von 26 Jahren die angenehmſten Vorſtellungen hervorgebracht hat. Es iſt eine herrliche Sache um den Reſpekt, welchen man für eine regierende Fürſtinn haben muß! Glücklich iſt die Vorſichtigkeit desjenigen, welcher ihn zu beobachten weis! allein, weit glücklicher iſt die verwegne Kühnheit desjenigen, dem man erlaubt, ſelbigen bey Seite zu ſetzen! Das Bette war von

den

den drey jungen Prinzen, nebſt ihren Hofmeiſtern, von einigen Miniſtern und Hofleuten, von zween Hofpredigern, zween Medicis und einem Hoffräulein umringt, welche letztere mit ihrem Stande nicht vollkommen vergnügt zu seyn ſchien. Dieſe erlauchten Perſonen machten Platz, man ließ mich näher treten, ich hatte die Ehre, die ſchöne Hand der Herzoginn zu küſſen, allein, mit einer Verwirrung, wovon ſelbige die geheime Urſache, wie ich glaube, gemerkt hat. Nach und nach kam ich von meiner Verwirrung zu mir ſelber, die Prinzen giengen hinaus, die Pfaffen und die Medici verſchwanden, und die Unterredung wurde lebhaft. Als ſolche beynahe eine Stunde gedauert hatte, befahlen mir die Herzoginn bey ihr zur Tafel zu bleiben, und ſie hatte die Gnade, hinzuzufügen: *Er wird mir es aber vergeben, wenn ich mich im Nachtkleide zur Tafel ſetze; denn ich ziehe mich nicht an, als nur, wenn ich zur königl. Frau Mutter zur Abendmahlzeit fahre.* Ich wurde von dieſem ſo gnädigen Befehle ganz bezaubert. Einen Augenblick darauf klingelte die Herzoginn ihren Kammerfrauen, jedermann wurde aus dem Zimmer gelaſſen, und ich blieb mit den Hofcavaliers ſo lange im Vorgemach, bis ſich Ihro Durchl. zu uns ver-

verfügten. Hierauf giengen wir ſo gleich in den Speiſeſaal, das Geſpräch bey der Mahlzeit war ſehr aufgeweckt; wir ſtunden ſehr ſpät von der Tafel auf, wir trunken Caffee, und unterdeſſen als man die Prinzeßinn aufſetzte, vertrieb ich mir die Zeit noch ein wenig bey ihrem Nachttiſche. Als ich weggieng, hatten Ihro Durchl. die Gütigkeit, mir zu ſagen: Mein Herr, Er kann ſich alle Mittage und Abende, wenn er nicht bey Hofe eingeladen iſt, an meiner Tafel einfinden. Ich bin ſo einem angenehmen Befehle nachgekommen, und da ich mir die Gnade der Frau Herzoginn zu Nutze mache, ſo habe ich mich ſo ſehr an ihren Hof gewöhnt, daß ich, ſo zu ſagen, meine Lebenszeit daſelbſt zubringe. Ich bemühe mich, ihr alle kleine Gefälligkeiten zu erweiſen, welche in meinem Vermögen ſind; ich habe ſchon manche Mißhelligkeit geſchlichtet, und verſchiedne Ausſöhnungen vermittelt, wovor ſie mir ihre Erkenntlichkeit bezeugt hat. Ich gebe ihr bey jeder Gelegenheit Merkmaale meines tiefen Reſpekts, und bemühe mich, ihr den Aufenthalt in Berlin auf alle mögliche Art angenehm zu machen.

Unter denenjenigen Hofleuten, welche das Gefolge dieſer Prinzeßinn ausmachen, iſt ohne

ohne Zweifel der Herr Marquis d'Argens, der Verfaſſer von den jüdiſchen, chineſiſchen und cabaliſtiſchen Briefen, von der Philoſophie des guten Geſchmacks, von den geheimen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit, und von vielen andern ſehr ſchätzbaren Schriften, am meiſten zu bemerken. Der Ruhm dieſes großen Gelehrten wird vermuthlich bey Ihnen das Verlangen erwecken, ihn näher kennen zu lernen, und ich ſehe hier wohl, daß Sie mich bitten, Ihnen die erſten Züge ſeines Portraits zu entwerfen. Ich muß Ihnen dahero, mein Herr, willfahren, und Ihnen ſagen, daß er ein eben ſo liebenswürdiger Mann iſt in Geſellſchaft, als er angenehm und lehrreich in ſeinen Schriften iſt. Er iſt lang, wohlgemacht, und ſtellet eine vortreffliche Perſon vor; er hat das völlige Anſehn eines Mannes vom Stande, welcher mit der Erkenntniß der großen Welt eine gewiſſe Nachläßigkeit im Anzuge verbindet. In ſeinem Bette, worinnen er die Hälfte ſeines Lebens mit Studiren und Schreiben zubringt, hat er ein mehr, als deutſches Phlegma, und in Geſellſchaft eine mehr als franzöſiſche Lebhaftigkeit. Stellen Sie Sich übrigens das Genie eines Poeten, den Verſtand eines Philoſophen, das Gedächtniß eines Philologen, das Herz eines vollkommen recht-

ſchaffnen Mannes, und den aufgeräumten Kopf eines liebenswürdigen Schwelgers vor, ſo werden Sie den Herrn Marquis d'Argens kennen.

Die Frau Herzoginn, welche ſehr ſcherzhaft behauptet, ihr Witz rege ſich nicht eher, als beym Wachslichte, giebt uns öfters Abendmahlzeiten, die in allem Verſtande recht niedlich ſind. Ihro Durchl. welche ordentlich zu Bette liegen, laſſen eine kleine vertrauliche Geſellſchaftstafel vor Ihrem Bette aufſchlagen. Die Geſellſchaft beſteht faſt alle Tage aus dem Herrn Baron von Montolieux, einem Oberhofmeiſter, dem Marquis d'Argens, dem Baron von Pöllnitz, dem Herrn Jordan und mir. Das gute Eſſen und Trinken iſt der Körper dieſer vortrefflichen Mahlzeiten, und die Fröhlichkeit die Seele davon. Zum Häupten des Bettes der Frau Herzoginn ſtehen zwo Klingeln, von welchen die eine dem Kellermeiſter Nachricht giebt, wenn er ſoll champagner Wein, und die andre, wenn er ſoll ungariſchen Wein bringen. So bald als der erſte Gang aufgetragen iſt, ſo treten die Pagen und Bedienten wieder ab, und man läßt ſie nicht eher wieder hinein kommen, als wenn ſie die Schüſſeln wieder abheben ſollen. So bald als man alleine iſt, ſo wird aller Zwang bey Seite ge-

ſetzt.

ſetzt. Dieſe kleine geſchloßne und vergnügte Geſellſchaft glaubt nicht, ſich in der Hauptſtadt eines Monarchen, und an der Tafel einer regierenden Fürſtinn zu befinden; ſondern man bildet ſich ein, in einer Republik zu ſeyn, worinnen die Freyheit den Vorſitz hat. Ein jeder ſucht ſeine Zeche mit luſtigen Einfällen zu bezahlen. Man lacht, man ſingt, man ſcherzt, und wenn man mit etwas allzu ſcharfen Salze das Geſpräch gewürzet hat: ſo ſetzt man ein Glas Champagner darauf, welcher die Tugend beſitzt, die Schärfe deſſelben zu mildern. Wir haben uns ein Geſetz gemacht, daß, ſo bald wir aus dem Zimmer gehen, wir alles vergeſſen, was an der Tafel der Herzoginn geſprochen worden.

Sehen Sie, liebſter Freund, auf dieſe Art bringe ich ſeit einiger Zeit mein Leben zu, und dieſe Freude wird nur allzu geſchwinde ein Ende nehmen, weil Ihro Durchl. Anſtalt machen, wieder nach Würtemberg zu gehen. Da Sie gerne in den zukünftigen Schickſalen ſtudiren, und da Sie an dem Glück der Völker ſo viel Antheil nehmen, ſo muß ich Ihnen zu Ihrem Troſte melden, daß die drey jungen Prinze von Würtemberg unvergleichliche Prinzen ſind, daß man ihnen hier eine vortreffliche Erziehung giebt, und daß

daß ſie ſehr viel von ſich verſprechen laſſen. Sie wiſſen, daß das menſchliche Herz immer einer Perſon für der andern einen kleinen Vorzug giebt. Das meinige hat ſich für den Prinz Ludwig erklärt. Ich kenne nichts liebenswürdigers, als dieſen Prinzen.

Leben Sie wohl, mein allerliebſter Freund, genießen Sie eine dauerhafte Geſundheit, und geben Sie mir von Ihrem Aufbefinden bald eine umſtändliche Nachricht. Ich erwarte ein Paroli auf dieſen langen Brief ꝛc.

Acht und funfzigſter Brief.

An den Hr. Marquis d'Argens in Stuttgard.

Berlin, den 12. Apr. 1743.

Ich kann Ihnen, wertheſter Marquis, nicht anders, als nur ganz unvollkommen das große Vergnügen ausdrücken, welches mir Ihr Brief verurſacht hat. Nichts iſt luſtiger zu leſen, als die Beſchreibung der Reiſe, welche Sie mit dem Obermarſchall, dem Herrn Graf von Gotter, von Berlin nach Stuttgard gethan haben. Geſtehen Sie nur, daß Sie zween Reiſegeſellſchafter ſind, welche ſich ſehr ſchlecht für einander ſchicken. Er geht allemal Abends um zehn Uhr zu Bette, und Sie frühmorgens um drey Uhr: er ſteht mit der Morgenröthe auf, und Sie, wenn die Sonne mitten am Himmel ſteht: Er kann Ihnen dahero einen guten Morgen bieten, wenn Sie ihm eine gute Nacht ſagen: Er fürchtet ſich für der Hitze, und Sie fürchten ſich für der Kälte: es iſt alſo natürlich, daß er die Kutſchenfenſter wird haben wollen niederlaſſen, Sie aber ſelbige in

die Höhe ziehen. Ich ſtelle mir Ihren Vergleich über dieſe Zwiſtigkeit ſehr luſtig vor. Sr. Excell. wird das bisgen friſche Luft ſehr theuer bezahlt, und Ihnen eine Bouteille ungariſchen Wein für jede Stunde gegeben haben, in welcher mit Ihrer Genehmhaltung die Fenſter heruntergelaſſen worden: allein, ohne Ihnen zu ſchmeicheln, liebſter Freund, glaube ich, die Anmuth Ihrer Geſellſchaft auf der Reiſe wird er mit nichts haben bezahlen können, und er wird ſolche doch ohne Zweifel bey ſeinem Handel mit in Anſchlag genommen haben. Ich bin verſichert, daß Sie ihren gemeinſchaftlichen Freund den Horaz werden oft von ihrer Geſellſchaft haben ſeyn laſſen. Der Obermarſchall weis ihn auswendig, und Sie verſtehen ihn vollkommen. Ob ich gleich nicht ein durchgängiger Verehrer dieſes Poeten bin, wie Sie und andre, ſo halte ich doch dafür, daß er ein überaus guter Geſellſchafter auf der Reiſe iſt. Seine Gemälde ſind natürlich und ſchön; man glaubt die Gegenſtände vor Augen zu ſehen, welche er entwirft. Mit welcher Ueberzeugung z. E. trägt er nicht die Verdrüßlichkeiten vor, welche mit der Gelehrſamkeit verbunden ſind? Allein, mein lieber Marquis, dieſe Verdrüßlichkeiten ſind ſeit den Zeiten des Horaz nicht vermindert worden. O nein! ich finde ſie

noch alle heut zu Tage, und die Sitten des gegenwärtigen Jahrhunderts, und die Maximen der heutigen Regierungsarten haben ſie noch mit neuen vermehrt, von welchen der Poet nichts gewußt hat. Würden die Philoſophen und die witzigen Köpfe aus dem erleuchteten Jahrhunderte des Kaiſers Auguſti ſich wohl haben vorſtellen können, daß nach tauſend und achthundert Jahren die philoſophiſche Denkungsart noch ſo wenig ſollte zugenommen haben, daß man in den geſittetſten Staaten von Europa Werke ihrer Nachfolger für infam erkläret, und durch die Hand des Scharfrichters verbrennen läßt, weil ſie aufs höchſte einige falſche metaphyſiſche Grundſätze in ſich enthalten? Wenn die Cicerone, die Lucreze, einen Geiſt der Weißagung gehabt hätten: ſo würden ſie wahrhaftig ſchrecklich über unſre Dummheit gelacht haben. Ich ſuche Sie, wertheſter Freund, durch dieſe vorläufigen Betrachtungen vorzubereiten, damit Sie eine Neuigkeit, die man von Rom erhalten, mit einem geſetzten und ruhigen Gemüthe vernehmen, nämlich, daß die heilige Inquiſition daſelbſt Ihre jüdiſchen Briefe und den größten Theil Ihrer andern Werke hat zerreißen und verbrennen laſſen. Sagen Sie mir einmal, ich bitte, ob Sie viel gelitten haben, als man Ihren Witz ſo grauſamlich auf den Schei-

ter-

terhauſen geworfen hat? ob Ihre Schmerzen heftig geweſen ſind? ob Sie deswegen ein lautes Geſchrey gemacht, und ob Sie ſich ſeltſam gebärdet haben, und was dergleichen mehr? Ich halte davor, nein! und ich glaube vielmehr, daß Sie in dieſen Augenblicken, in welchen Sie zum Märtyrer worden, ſich werden an der Tafel einer durchlauchtigen und liebenswürdigen Fürſtinn befunden haben, einer katholiſchen Prinzeßinn, welche weit mehr, als die Herren Inquiſitores, im Stande iſt, Ihre Verdienſte zu erkennen, welche Sie mit ihrem Wohlwollen beehret, und der Sie vielleicht in eben dieſem Augenblicke durch einige lebhafte und luſtige Scherzreden werden viel Vergnügen erwecket haben.

Scherz bey Seite! liebſter Freund! der Mißbrauch, den man heut zu Tage in Europa von dieſer beſondern Erfindung macht, die Schriften verbrennen zu laſſen, ärgert mich erſchrecklich. Daß man ein Buch verbrennt; daß man eine ärgerliche Schrift, wodurch ein Unterthan unmittelbar die Regierung eines Landes, worinnen er wohnt, die Religion, welche darinnen herrſcht, die reinen Sitten, welche daſelbſt im Schwange gehn, die weiſen Geſetze, welche die Glückſeligkeit der Republik ausmachen, oder auch den ehrlichen

lichen Namen eines tugendhaften Bürgers angreifen, auf den Henkersſtock legt: gut! damit bin ich zufrieden! Eine ſolche Schärfe kann an und vor ſich gerecht ſeyn, und ſehr viel Gutes ſchaffen; allein, dieſe große Strenge an philoſophiſchen Werken auszuüben, welche nur die Wahrheit zum Augenmerk haben, welche oft in weit entlegnen Ländern geſchrieben worden, deren Verfaſſer nicht unſre Unterthanen ſind, das heißt die Narrheit aufs höchſte treiben, und zugleich die größte Grauſamkeit begehen. Wollen Sie meine Beweisgründe wiſſen? hier ſind ſie: Wenn man ein Buch durch die Hand des Scharfrichters verbrennen läßt, ſo ſucht man dem ehrlichen Manne, welcher der Verfaſſer davon iſt, und welcher oft tauſendmal mehr werth iſt, als ſeine Richter, einen Schandfleck der Unehrlichkeit anzuhängen, wenigſtens in den Augen des Pöbels. Würde nun eine dergleichen Strafe in den Augen ehrbarer und vernünftiger Leute eine ſolche Wirkung hervorbringen: ſo wäre die Strafe für den Verfaſſer bitterer, als der Tod. Nun ſagen Sie mir einmal, was hat wohl ein römiſcher Pfaffe, eine Obrigkeit, ja! ſelbſt ein regierender Fürſt für ein Recht über die Ehre und die Perſon eines Unterthanen von einem andern Potentaten, daß er ſich unterſtehen

darf, ihn mit ſo einer harten und ſchändlichen Strafe zu belegen? Beleidiget man nicht durch dieſe Raſerey die unverletzlichen Geſetze andrer ſouverainen Fürſten? denn wenn eine Verurtheilung, welche ein Buch zum Feuer verdammt, keine verunehrende Züchtigung für den Autor seyn ſoll: ſo muß man bekennen, daß es ein lächerliches Blendwerk, daß es ein bloßes Kinderſpiel iſt.

Allein, noch mehr! Es könnte ein philoſophiſcher Autor, deſſen Werke man ſolchergeſtalt ins Feuer wirft, eben das zu ſeinem Richter ſagen, was der Heiland der Welt zu dem Diener des Hohenprieſters ſagte: Habe ich übel geredt, ſo beweiſe es, daß es unrecht ſey: habe ich aber recht geredt, was ſchlägſt du mich? Es giebt überhaupt unter der katholiſchen Cleriſey unzählige Rotten von Aebten, Mönchen, Ordensbrüdern und andern Heuchlern. Warum gebraucht die römiſche Regierung ſie nicht darzu, daß ſie die gefährlichen Bücher, welche zum Vorſchein kommen, widerlegen, und die übeln Folgen, das Falſche oder Unſtatthafte derjenigen Meynungen, die darinnen enthalten ſind, zeigen? Ein ſolches Verfahren würde weit mehr bey denkenden Köpfen ausrichten, als dieſe gewaltthätigen Handlungen, welche ſich einzig und allein auf die Macht grün-

gründen, welche die Fürſten und Obrigkeiten in Händen haben; und zwar um ſo mehr, da bey allen Handlungen, die aus einer un- umſchränkten Macht herrühren, ſie geſchehen von welcher Regierung ſie wollen, man noth- wendiger weiſe voraussetzen muß, daß ſie weder auf Recht, noch auf Billigkeit gegründet ſind. Nun iſt es gewiß, der Pöbel iſt es nicht, der dieſe philoſophiſchen Werke lieſt, der ihre Syſteme unterſuchen, und dadurch zum Irrthum verführt werden kann; weil er im Grunde gar kein Syſtem in dieſen Dingen hat: ſondern die dergleichen Bücher leſen, ſind verſtändige Leute, die die Fähig- keit beſitzen, etwas zu beurtheilen. Wenn nun dem ſo iſt, ſo ſagen Sie mir, ich bitte Sie, ob man nicht, wenn man ein Buch, das, nach der Einbildung eines Fürſten, der Religion nachtheilig ſeyn kann, mit Feuer verbrennen läßt, im Grunde dieſer Religion ſelbſt den größten Schaden zufügt; weil ein jeder vernünftiger Mann ſagen wird: die- ſes Buch muß unumſtößliche Beweis- thümer in ſich enthalten, weil es die Lehrer unſrer Geſetze nicht haben wider- legen können, und weil man es unter- drücken, und durch die Gewalt des weltlichen Arms dem Tageslichte ent- ziehen müſſen. Sie ſehen, mein Herr,

wie weit unſre Geſetze und Staatsmaximen in den geſittetſten Ländern von Europa von der geſunden Vernunft noch entfernt ſind. Um Ihnen die Ungerechtigkeit dieſes Verfahrens, und die traurigen Folgen, welche nothwendig daraus entſtehen müſſen, noch deutlicher vorzuſtellen, ſo erlauben Sie mir, daß ich zu alle dem, was ich bereits ſchon geſagt habe, noch folgende Betrachtungen hinzufügen darf. Welcher Philoſoph iſt wohl ſo hochmüthig, daß, wenn er metaphyſiſche Materien abhandelt, er behaupten könne, er habe die völlige Wahrheit getroffen? ich meyne die Wahrheit, welche die Philoſophen von dem Ariſtoteles an bis auf unſre Zeiten ſchon geſucht haben, und ich würde denen Herren Richtern ſehr verbunden ſeyn, wenn ſie mir den Ort anzeigen wollten, wo man ſie gefunden hätte. Man müßte daher alle metaphyſiſche Bücher, von dem Ariſtoteles an bis auf Wolfen, den letztern mit eingeſchloſſen, verbrennen, weil alle mit einander einige ſchädliche Irrthümer in ſich enthalten. Bey dieſer tiefſinnigen Wiſſenſchaft muß es jedermann erlaubt ſeyn, ſeine Zweifel, ſeine Muthmaßungen, ſeine angenommenen Sätze ans Tageslicht zu bringen, welche alle gleichſam Gerüſte ſind zu demjenigen Gebäude, das man aufführen will, Gerüſte, die man

wieder niederreißen kann, wenn es die Vorſehung einmal zuläßt, daß man dieſen Bau zu Stande gebracht haben ſollte. Es iſt etwas entſetzliches, philoſophiſche Köpfe von der Erforſchung neuer Wahrheiten abzuſchrecken. Welcher ehrliche Mann würde wohl inskünftige dergleichen Unterſuchung vor die Hand nehmen, wenn er Gefahr läuft, von der Policey beſchimpft zu werden, ſo oft als er in einen Irrthum gerathen wäre? und worzu wird alles dieſes dienen? den Philoſophen, den ehrlichen Leuten, in ihrer Arbeit den Muth zu benehmen, das gemeine Volk in die Dummheit und in den blinden Aberglauben wieder zu verſetzen, worinnen ſie vor Luthern und Calvin waren, die Wiſſenſchaften und die geſunde Vernunft zu vernichten, und die Cleriſey triumphirend zu machen, nicht aber die Kirche. Da wird denn einmal eine Kirchenverſammlung entſtehen, welche den Layen anbefehlen wird, in der Faſtenzeit Heu und Heckerling zu freſſen; der Philoſoph, welcher behaupten wird, daß dieſe Nahrung dem menſchlichen Körper nicht zuträglich ſey, wird den Verdruß haben zu ſehen, daß ſein Buch ohne alle Umſtände durch die Hand des Scharfrichters verbrannt wird. Ich wende meine Augen von einem ſolchen barbariſchen Verfahren hinweg. Was Sie an-

anbelangt, mein lieber Marquis, tröſten Sie Sich wegen der Ungerechtigkeit der römiſchen Inquiſitoren, erforſchen und ſchreiben Sie alle Tage neue Wahrheiten, und nähren Sie Sich an der Tafel der Fürſten mit Ortolanen, mit Vogelneſtern aus Tunquin, oder Golconde, und mit allen den Leckerbisgen, welche Ihnen die weiſe Natur zu genießen darbietet.

Vermelden Sie Ihrer unvergleichlichen Herzoginn meinen unterthänigſten Reſpekt, und kommen Sie bald in unſre Gegenden zurück. Ich ſchmachte vor Verlangen, Ihnen mündlich von derjenigen Hochachtung die Verſicherung zu geben, mit welcher ich nicht aufhören werde, zu ſeyn ꝛc.

Neun und funfzigſter Brief.

An Madame von C** zu D**.

Berlin, den 1ten Jun. 1743.

Madam!

Niemals hat mir ein Zorn mehr Vergnügen verurſacht, als der Ihrige. Sie ſcheinen mir wegen des Zutritts, welchen ich an dem Hofe der Frau Herzoginn von W** gehabt habe, ſo aufrichtig böſe zu ſeyn, daß Sie allerdings verdienen, daß ich Ihnen Ihren Argwohn benehme, und Ihr zärtliches Herz beruhige. Ich habe vorausgeſehen, daß einige Perſonen, deren Vortheil es erforderte, mich bey Ihnen anzuſchwärzen, Ihnen von meiner Perſon vergiftete Nachrichten werden hinterbracht, und alle meine, auch die unſchuldigſten Schritte, zu Fehltritten gemacht haben. Ich will mir nicht etwan in meinem Briefe eine Schutzrede halten, und Stück vor Stück die Urſachen erzählen, welche mich bewogen haben, ſo zu handeln, wie ich gehandelt habe: allein, ich beſchwöre Sie, meine zärtliche und unver-

gleichliche Freundinn, daß Sie ſelbſt nach Berlin kommen, meine Rechtfertigung anzuhören. Die Welt iſt voller gewiſſen kleinen Geiſter, welche in Ausſpähung andrer Leute Gänge die richtige Spur verfehlen, welche aber jederzeit boshaft genug ſind, die Umſtände davon falſch anzugeben, und ſie auf einer verhaßten Seite vorzuſtellen. Ich ſehe aus Ihrem Briefe, daß ich das Unglück gehabt habe, in dergleichen Hände zu verfallen. Noch ein Wort, Madam, bemühen Sie Sich, hieher zu kommen, und ſetzen Sie mich in den Stand, daß ich meine Verläumder ſchamroth machen kann. Eine Unterredung von einer Stunde wird mich vor Ihren Augen weiß wie den Schnee darſtellen, und mein Betragen gegen Sie wird Sie mehr, als alle Eidſchwüre in der Welt, von der Wahrheit meiner Worte und von den reinen Geſinnungen überzeugen, welche ich bis an den letzten Hauch meines Lebens für Sie hegen werde. Das Auge einer Liebhaberinn, und zwar einer Liebhaberinn, welche Verſtand hat, betrügt ſich niemals in dieſem Punkte. Ich würde nach D** fliegen, wenn ich ohne Erlaubniß dieſe Hauptſtadt verlaſſen dürfte, wo ich keinen Augenblick weder glücklich noch ruhig bin, ſo lange Sie nicht zugegen ſind, und ſo lange Sie fortfahren, auf mich böſe

zu

zu ſeyn. Sie können tauſend Dinge vorwenden, um ſich hierher zu begeben. Iſt wohl ein Vorwand natürlicher, als das Verlangen, Ihre Frau Mutter zu ſehen, und ſich einige Zeit in dem Schoß Ihrer Familie aufzuhalten? zudem macht der Friede, welchen wir genießen, unſern Hof überaus glänzend. Für mich würden Sie an ſolchem die ſchönſte Zierde ſeyn, weil außer Ihnen in meinen Augen nichts vollkommnes in der Welt iſt. Da Sie meine Redlichkeit kennen, ſo werden Sie Sich von der Aufrichtigkeit dieſer Worte überzeugen, und Sie werden ſich, hoffe ich, äußerſt angelegen ſeyn laſſen, demjenigen alle Unruhe und allen Verdruß, ſo bald als möglich, zu benehmen, welcher Sie anbetet, und welcher nicht aufhören wird, bis ins Grab zu ſeyn ꝛc.

Sechzigſter Brief.

An Ebendieſelbe zu D**.

Berlin, den -- Auguſt, 1743.

Seitdem die Kunſt erfunden worden, die Gedanken der Seele durch Buchſtaben auszudrücken, glaube ich nicht, daß aus der beſten Feder von der Welt ſchönere Zeilen gefloſſen ſind, als diejenigen, welche Sie nur itzt an mich abgelaſſen haben. So zärtlich Fontenelle iſt, ſo traue ich ihm doch nicht zu, daß er ſeinen Ausdrücken mehrern Reiz und Anmuth geben kann. Die ſtärkſte, die reinſte Zärtlichkeit iſt darinnen mit ſo glänzenden und ſo lebhaften Farben geſchildert, daß ich glaube, Ihr Herz vor mir zu ſehen, und darinnen die allerſchönſte Leidenſchaft, welche jemals geweſen iſt, eingegraben zu finden. Im Grunde weicht die meinige der Ihrigen nicht: allein, Madam, es fehlt gar viel, daß ich ſolche eben ſo glücklich ausdrücken könnte. Schicken Sie mir doch dieſen geſchickten Liebesgott, der Ihnen die Hand ſo wohl geführet hat: der meinige iſt, die Wahrheit zu bekennen, zwar ſtark und

bengelhaft genug; allein, er weis nicht anders als nur auf eine plumpe Art das, was er denkt, auszudrücken. Uebrigens, Madam, können Sie nicht glauben, was für ein unerſättlicher Bube dieſer Liebesgott iſt; er wird ſich bey Ihrer Ankunft mit ſeinen Chareſſen an Ihnen nicht ſatt genug laben können. Sie können Sich nicht vorſtellen, wie freudig er wurde, als er die Nachricht von Ihrem Entſchluſſe, nach Berlin zu kommen, vernahm. Er ſieht ſich ſchon die Augen nach Ihnen aus, und ich denke, er wird von allzu großer Begierde beſtändig vor Ihren Schritten herflattern. Ja! Madam, wenn Sie mir nur den Tag Ihrer Abreiſe melden wollen, ſo will ich Ihnen bis nach *** entgegen kommen, um Ihnen zu zeigen, wie groß mein Verlangen ſey, Sie wieder zu ſehen. Dort ſoll es ſeyn, wo wir unſre Liebesgötter mit einander kämpfen laſſen wollen. Da ich allezeit der Meynung bin, daß der meinige weit ſtärker, und mehr bey Leibe iſt: ſo glaube ich, daß er den Ihrigen wird zu Boden werfen; allein, weinen Sie nicht, Madam, die Niederlage des Ihrigen wird demſelben zum größten Triumphe gereichen. Ich ſtelle mir ſchon das Vergnügen von dieſem Streite ſehr lebhaft vor. Tauſend entzückende Vorſtellungen erfüllen in dieſem Augenblicke

meine

meine Seele. Zeither habe ich mit den Muſen gebuhlt, allein, ich will Ihnen nun ankündigen, daß es eine Gottheit giebt, welche alle ihre Reize verdunkelt, und daß ich ſie verlaſſen will, um in Zukunft mich an dieſe Gottheit einzig und allein zu halten. Lebe wohl, meine Leyer, lebe wohl, mein Zirkel, lebe wohl, mein Pinſel! ihr werdet nicht ſo bald wieder in meine Hände kommen. Meine Geliebte wird mich ganz und gar allein beſitzen. Ich werde euch nie wieder anrühren, als nur unter ihrer Aufſicht, um ihren Reiz zu malen, und meine Liebe zu beſingen. Eilen Sie daher, Madam, mich mit Gewalt Ihren Mitbuhlern zu entreißen; nur dieſe ſind es allein, die Sie haben. Da ich in der großen Welt lebe, ſo bin ich in der That mit noch vielen andern Schönheiten umgeben, allein, ich ſehe ſie in meinen Gedanken alle vor Perſonen von meinem Geſchlechte an; ich ſage, und erweiſe ihnen leere Höflichkeiten; ich betrachte ſie, und gehe mit ihnen um, als wie mit ſchätzbaren Freunden. Was für ein Unterſchied, wenn ich Sie erblicke! Was bedeutet denn dieſe lebhafte und zärtliche Wallung des Geblütes, die ſich meiner allemal bemeiſtert, wenn ich mich Ihnen nähere, wenn ich von Ihnen Briefe erhalte, oder wenn man Ihren Namen ausſpricht? Warum

ſieht

ſieht man mich hierbey erröthen? woher entſteht meine Verwirrung und mein Vergnügen? Allein, Madam, errathen Sie die Urſache hiervon geſchwinde, verlieren Sie nicht eben dadurch die Zeit, daß Sie dieſen Brief allzu aufmerkſam leſen, wenden Sie dieſelbe vielmehr auf die Anſtalten Ihrer Reiſe; denn es verlohnet ſich damit nicht der Mühe, weil er die zärtlichen Geſinnungen nur allzu ſchwach ausdrückt, mit welchen ich bis an den letzten Hauch meines Lebens ſeyn werde

Madam ꝛc.

N. S. Den Augenblick, da ich dieſen Brief zuſiegeln will, überreicht man mir Ihren zweeten Brief. Sie ſind im Begriff, ſagen Sie, Sich auf den Weg zu begeben, um nach Berlin und zu mir zu kommen; Madam, ich mache Anſtalt, Ihnen entgegen zu eilen. Brechen Sie auf! fliegen Sie! kommen Sie glücklich an!

Ein

Ein und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von Hagedorn in Hamburg.

Berlin, den 10. Nov. 1743.

Seit der Regierung Friedrichs des Erſten, Königs in Preußen, iſt in Berlin eine königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften geweſen. Sie wurde von dieſem Monarchen, von welchem noch ſo viele Denkmäler der Größe und Hoheit vorhanden ſind, geſtiftet und mit Einkünften verſehen. Der berühmte Baron von Leibnitz, eines der vortrefflichſten Genies, welche jemals geweſen ſind, machte zu ſolcher den Plan, und entwarf ihre Geſetze. Er wurde über ſelbige zum Präſident ernennet, und iſt es bis an ſeinen Tod geblieben. Außer den Wohlthaten, welche der König dieſer nur errichteten Geſellſchaft bereits zugeſtanden hatte, ſann der Herr von Leibnitz zu ihrem Unterhalt neue Quellen aus, welche er, ſo zu ſagen, in ſich ſelbſt entdeckte; und erlangte von Sr. Maj. ein Generalprivilegium zum Vortheil der Geſellſchaft, wodurch dieſe das Recht bekam, die

Kalender in allen preußiſchen Staaten nur allein zu verlegen; jedoch mit dieſer Bedingung, daß dieſe Geſellſchaft davor die Sorge über ſich nehmen ſollte, das Publicum mit Kalendern von allerhand Format zu verſehen, welche mit der größten Genauigkeit und dem beſten Geſchmack verfertiget wären, und welche zugleich das angenehme und ſinnreiche mit dem nützlichen verbänden. Die Geſellſchaft zog aus dieſer königlichen Bewilligung allen nur möglichen Vortheil, und ihre Kalender, welche die artigſten und ſinnreichſten in Europa waren, wurden ſehr begierig geſucht, auch ſelbſt in auswärtigen Ländern. Sie erlangte dadurch ein ſehr beträchtliches Einkommen, daß ſie nicht nur alle kleine Ausgaben beſtreiten, ſondern auch den vornehmſten Mitgliedern der Geſellſchaft, welche in Berlin wohnten, und vor dieſelbe arbeiteten, einen ſehr anſehnlichen Gehalt auswerfen konnte. Der König ließ ein ſchönes und bequemes aſtronomiſches Obſervatorium aufbauen, wie nicht weniger alle die Gebäude, welche zur Verſammlung der Mitglieder und ihren Einrichtungen nöthig waren. Die Geſellſchaft ſchaffte ſich nach und nach eine ſchöne Bibliothek, und ein Naturalienkabinet an. Es ſcheint, als wenn der Herr von Leibnitz mit einem prophetiſchen Geiſte wäre begabt geweſen, als

er

er der königlichen Geſellſchaft die Beſchwerung auflegte, ein anatomiſches Theater zu unterhalten, welches die Hoſpitäler in den Wintermonaten mit Cadavern verſehen mußten, und worauf ſehr geſchickte Profeſſores in der Chirurgie, vollſtändige anatomiſche Collegia leſen, in der Wundarzney Unterweiſung geben, die beſte Art und Weiſe, Bandagen zu machen, zeigen, und die Hebammenkunſt, und was dergleichen mehr iſt, öffentlich lehren. So koſtbar und beſchwerlich dieſes Theater für die Geſellſchaft war, und ſo wunderbar deſſen Errichtung für eine Akademie der Wiſſenſchaften dem erſten Anſehen nach ſcheinen könnte: ſo iſt es unterdeſſen doch gewiß, daß die Geſellſchaft dieſer weiſen Veranſtaltung bloß ihre Erhaltung der Folge der Zeit zu verdanken hatte, und daß man in dieſem Falle wohl ſagen kann, der Stifter habe die zukünftigen Schickſale vorausgeſehen.

Der Herr von Leibnitz ſchritte darauf zu der Wahl geſchickter Leute, welche dieſe königliche Geſellſchaft ausmachen ſollten, und fügte derſelben die berühmteſten Gelehrten in Europa unter dem Titel auswärtiger Mitglieder noch bey. Die neue Geſellſchaft trat ihre Laufbahn in denen Wiſſenſchaften als ein muntrer Kämpfer von ſelbſt an, und

machte

machte ſich auf ſelbiger durch ihren guten Fortgang gar bald berühmt. Sie gab Nachrichten unter dem Titel: Miſcellanea Berolinenſia im Druck heraus, welche den Beyfall des ganzen gelehrten Europa erhielten. So lange Friedrich I. und Leibnitz lebten, erſchienen dieſe Nachrichten ordentlich, und der Eifer der Mitglieder war unermüdet.

Als aber Friedrich Willhelm den Thron beſtieg, ſo brachte er lauter kriegeriſche Neigungen, und eine Art von Verachtung gegen die Wiſſenſchaften mit ſich dahin. Zu dieſen Gemüthsbeſchaffenheiten kam noch eine Art von Abſcheu für alles, was von dem Könige, ſeinem Vater, herrührte. Faſt alle Einkünfte des Staats wurden auf das Kriegsweſen verwendet, und die Einkünfte der Geſellſchaft ſtunden in großer Gefahr, von dieſem Strome mit fortgeriſſen, und in dem nämlichen Abgrunde mit verſchlungen zu werden. Die Glieder der Akademie zitterten, allein, damals war es eben, da ſie den Nutzen des anatomiſchen Theaters einſahen, welches ihren Veranſtaltungen mit einverleibet worden. Der neue Monarch glaubte mit Recht, daß dieſes Theater für die Wundärzte ſeiner ganzen Armee eine unumgänglich nothwendige Sache wäre, und unter dem Schatten der Ana-

Anatomie erhielt ſich alſo noch dieſe gelehrte Geſellſchaft. Sie hatte unterdeſſen doch manchen Verdruß zu erdulden, welches allerdings ihren Eifer für die Aufnahme der Wiſſenſchaften verringern mußte. Der König ſetzte einigen königlichen Stocknarren aus der Kaſſe der Geſellſchaft eine Beſoldung aus, und einer von ihnen, welcher, die Wahrheit zu bekennen, nicht ganz unwiſſend war, erhielt ſo gar den Titel als Vicepräſident von dieſer Geſellſchaft. Das hieß nicht nur, ihr eine Art von Schandfleck anhängen, ſondern auch die auswärtigen Gelehrten abſchrecken, welche ſeitdem kein ſo großes Verlangen mehr bezeugten, ein Mitglied einer Geſellſchaft zu werden, welche der Fürſt im Lande ſelbſt lächerlich gemacht hatte. Verſchiedne ordentliche Mitglieder ließen bey ihrer Arbeit den Muth ſinken, die Abhandlungen erſchienen ſehr langſam und unordentlich, und die Bemühungen der Muſen waren dem Geſpötte ausgeſetzt. Der König gab der Geſellſchaft von Zeit zu Zeit nichts als kurzweilige Anfragen zur Aufgabe, und dieſe antworteten in keinem beſſern Tone. Z. E. Se. Maj. ließen einſtmals anfragen: Was denn die phyſikaliſche Urſache ſey, daß zwey Gläſer, wenn ſie mit champagner Wein angefüllt wären, und an einander geſtoßen wür-

würden, nicht einen ſo ſcharfen und hellen Ton von ſich gäben, als wenn ſie mit einem jeden andern Wein angefüllet wären, und warum man bey ihrem Anſtoßen einen ganz dunkeln und gedämpften Klang vernähme? Die Glieder der Akademie antworteten hierauf, weil ſie nicht ſo viel Mittel hätten, Champagner zu trinken, ſo könnten ſie auch nicht die Urſache davon angeben. Der König überſchickte ihnen ein Dutzend Bouteillen von dieſem Weine, um ſie von der Wahrheit dieſer phyſikaliſchen Erſcheinung zu überzeugen. Sie trunken den Wein, und erklärten nichts.

Endlich, ob dieſe Geſellſchaft gleich beſtändig Mitglieder in ihrem Schooße nährte, welche in der Republik der Gelehrten hochgeſchätzet wurden: ſo herrſchte unterdeſſen doch eine große Trägheit in ihren akademiſchen Ausarbeitungen, und von 1710 an bis 1740 ſind nicht mehr als ſechs Bände von den Nachrichten: Miſcellanea Berolinenſia, herausgekommen, auf welche im Jahr 1743 der ſiebende und letzte Band folgte. Allein, ſo unordentlich auch dieſe Nachrichten zum Vorſchein kamen: ſo wurden ſie doch von denen Gelehrten nicht weniger hochgeachtet.

In einer ſolchen Verfaſſung befand ſich die berliniſche Geſellſchaft, als im Monat May des 1740 Jahres Friedrich II. den preußiſchen Thron beſtieg. Dieſer war ein Säugling und Liebling der Muſen; es war dahero natürlich, daß er ihr Beſchützer wurde. Allein, die kriegeriſchen Verrichtungen, welche ihn ſeit dem Anfange ſeiner Regierung beſchäfftigten, verſtatteten ihm nicht, für die Künſte und Wiſſenſchaften beſondre Sorge zu tragen. Krieg und Friede wechſelten zu vielmal und zu geſchwinde mit einander ab. Der Zwiſchenraum dauerte niemals lange genug, daß er hätte an wichtige Unternehmungen von dieſer Art denken können. Unterdeſſen ſammlete der König, ſo zu reden, mitten unter ſeinen kriegeriſchen Beſchäfftigungen, die Materialien zu dieſem berühmten Baue, welcher ſeine Regierung im Frieden merkwürdig machen ſollte. Er zog verſchiedne Gelehrte in ſeine Staaten, welche in den übrigen Theilen von Europa in großem Rufe ſtunden. Der berühmte Wolf wurde zurück berufen, und in Halle unter dem Charakter eines Kanzlers dieſer Univerſität wohlverſorgt. Herr Euler, ein Mathematiker vom erſten Range, und vielleicht der größte Rechenmeiſter, welcher jemals geweſen iſt, verließ St. Petersburg, um ſich in Berlin nieder zu laſſen.

Der

Der Herr von Maupertuis, der Herr Graf von Algarotti, und ſelbſt der Herr von Voltaire fanden ſich ein, und brachten ganze Jahre am Hofe Friedrichs zu, jedoch ohne vor beſtändig ihren Aufenthalt daſelbſt aufzuſchlagen. Der Krieg im Jahr 1744 entfernte ſie wieder auf lange Zeit.

Kurz vor dieſem Kriege, welcher dem Könige Gelegenheit gab, in den Ebenen von Friedberg, Sohr, Hennersdorf und Keſſelsdorf neue Lorbern zu ſammlen, machten ſich ſeine gelehrten Hofleute ihre ruhige Zeit zu Nutze, legten ſich mit allem Eifer auf das Studiren, und wendeten alle ihre Kräfte an, die Wiſſenſchaften wieder empor zu bringen. Der Herr Marſchall und General-Feld-Zeugmeiſter, Graf von Schmettau, und der Herr von Bork, Staats- und Kabinetsminiſter des Königs, beſchloſſen unter ſich, eine gelehrte Geſellſchaft zu errichten, deren Verſammlungen in ihren Wohnungen wechſelsweiſe bey dem einen oder dem andern gehalten werden ſollten. Sie eröffneten dem Herrn Jordan und mir ihr Vorhaben, und wir waren für Vergnügen hierüber ganz außer uns. Ein jeder ſuchte ſeines Orts zu dieſer neuen Geſellſchaft Recrouten anzuwerben, und wir brachten es in kurzer Zeit ſo weit, daß wir eine genugſame Anzahl geſchickter und gelehr-

lehrter Leute in allen Arten der Wiſſenſchaften beyſammen hatten, welche ſich als wirkliche Mitglieder dieſer Geſellſchaft mit uns verbanden. Die erſte Verſammlung ward bey dem Herrn Marſchall von Schmettau gehalten. Sie war zahlreich. Der Herr von Francheville eröffnete dieſelbe durch Ableſung einer ſehr ſchönen Ode auf dieſe Gelegenheit. Hierauf entwarf man einige Geſetze für die Geſellſchaft, bey welchen man hauptſächlich dieſes zum Augenmerk nahm, daß ſie nicht ein Kaiſerthum oder Königreich der Wiſſenſchaften, ſondern eine Republik der Wiſſenſchaften ſey, deren Bürger eine große Freyheit genießen müſſen, wenn man von ihren Arbeiten ſich etwas vorzügliches verſprechen will; daß der Verſtand keinen Zwang leide; daß die Glieder der Akademie nicht Schüler ſind, und daß alle Anordnungen, deren eine ſolche Geſellſchaft fähig iſt, nichts weiter zum Gegenſtande haben dürfen, als überhaupt die Aufrechthaltung der Ordnung, und der Verbindung der Glieder unter einander. Man trug mir auf, die Anordnungen, wie man ſie verabredet, ſchriftlich aufzuſetzen, das Protocoll zu führen, und in Zukunft das Amt eines Secretärs bey dieſer Geſellſchaft zu verwalten.

Die-

Dieſes Privatunternehmen hatte das Glück, Ihro Maj. zu gefallen, ſo gar, daß Sie die Gnade hatten, ſich für den Beſchützer dieſer Geſellſchaft zu erklären, und der Schutz Sr. Maj. war weder etwas leeres noch bloß rühmliches für ſie. O! nein! dieſer Monarch fieng vielmehr gleich an, ein ſchönes Zimmer im Schloſſe zu den Verſammlungen einzuräumen, und nahm daher Gelegenheit, an die Errichtung einer königlichen Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte zu gedenken, und die alte königliche berliniſche Geſellſchaft und die neue gelehrte Geſellſchaft, ſo zu ſagen, zuſammen zu ſchmelzen. Durch einen königlichen Befehl vom 13 November 1743 ernennten Se. Maj. verſchiedne Commiſſarien, und trugen ſelbigen auf, die Beſchaffenheit der Einkünfte der alten Geſellſchaft zu unterſuchen, und für die neue Akademie die Einrichtung und die Geſetze zu entwerfen. Dieſe Commiſſarien waren der Herr Marſchall, Graf von Schmettau, der Herr von Viereck, der Graf von Podewils, der Herr von Marſchall, von Arnim, von Bork, insgeſamt Staatsminiſter; der Herr von Jariges, geheimder Rath *), Herr Eller, des Königs

*) Er iſt ſeitdem zur hohen Würde eines Groſscanzlers erhaben worden.

nigs erſter Medicus, der geheimde Rath Jordan und ich.

Dieſe Commißion hielt geraume Zeit lang verſchiedne Verſammlungen, und hatte viele Mühe, die Rechnungen von den Einkünften der vorigen Geſellſchaft aus einander zu wirren, und ſolche Einrichtungen, welche dem Willen des Königs am gemäßeſten wären, zu treffen, um ſeine neue Akademie auf einen guten und großen Fuß zu ſetzen. Ich geſtehe es, daß ich bey dem Nachſehen dieſer alten Regiſter, ſo oft ich auf die Penſionen kam, welche der verſtorbene König Friedrich Wilhelm ausgeſetzet hatte, nicht ohne einen empfindlichen Verdruß dieſe Artikel leſen konnte, wenn es hieß: ſo und ſo viel für die Hofnarren Sr. Maj.; dieſe Narren waren der Vicepräſident der Geſellſchaft und noch ein andrer Schurke, welchen man Aſtralicus nannte ꝛc. Eine ſchöne Ehre für die Wiſſenſchaften! Was iſt nicht für ein Unterſchied zwiſchen der Geſinnung des Vaters und der Denkungsart des Sohnes! Endlich brachte man einen Plan zu Stande, welcher Sr. Maj. vorgelegt, und in allen ſeinen Punkten vor genehm gehalten wurde. Als Se. Maj. ſelbigen unterzeichneten, hatten Sie die Gnade, der Geſellſchaft ſo wohl den Titel einer königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, als auch alle

ihre

ihre Privilegia zu beſtätigen. Sie erklärten ſich öffentlich für den Protector derſelben, genehmigten die Statuten, und verwilligten allen ordentlichen Mitgliedern die Penſionen, welche die Commißion vorgeſchlagen hatte.

Sehen Sie demnach, mein Herr, dieſes iſt der gegenwärtige Zuſtand dieſer Akademie, und dieſes iſt der Plan, nach welchem ſie iſt eingerichtet worden.

Ein Protector: dieſes iſt der König.

Vier Oberaufſeher, welche alle halbe Jahre wechſelsweiſe den Vorſitz haben: dieſe ſind der Herr Graf von Schmettau, der Hr. von Viereck, der Herr Graf von Gotter, und der Herr von Bork, insgeſammt Staatsminiſter.

Ein Vicepräſident: Herr geheimde Rath Jordan.

Eine unbeſtimmte Anzahl Ehrenmitglieder, welche im geringſten nicht zu Ausarbeitungen verbunden ſind, und welche hingegen auch keine Penſion erhalten.

Eine veſtgeſetzte Anzahl ordentlicher Mitglieder, welche den Statuten nach arbeiten, bey den Verſammlungen zugegen ſeyn, und gewiſſe Aufſätze einliefern müſſen; alle dieſe bekommen Penſion, und wohnen in Berlin.

Beſtändiger Secretär: der Hr. geheimde Rath von Jariges.

Geſchichtſchreiber der Akademie: der Hr. Profeſſor Formey.

Eine unbenannte Anzahl auswärtiger Mitglieder, welche durch ganz Europa zerſtreuet leben.

Die Mitglieder der alten Akademie, welche zwar ordentliche Mitglieder der neuen ſind, und zu Berlin wohnen: welche aber wegen hohen Alters nicht mehr im Stande ſind, für die Akademie zu arbeiten.

Die Akademie ſelbſt iſt in vier Klaſſen eingetheilt, wovon eine jede ihren eignen Director und Secretär hat. Die erſte Klaſſe hat zu ihrem Gegenſtande die mathematiſchen Wiſſenſchaften in ihrem weitläuftigſten Umfange; die andre die ſpeculativiſche Philoſophie, die Metaphyſik, die Moral, das Natur- und Völkerrecht ꝛc. die dritte die Phyſik, und alles, was unter dem Namen der Experimentalphiloſophie begriffen werden kann, als die Chimie ꝛc. die vierte beſchäfftiget ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften.

Die Akademie verſammlet ſich alle Donnerstage nachmittage. In jeder Klaſſe wird nach der Reihe ein Stück vorgeleſen, das von einem Mitgliede derſelben über eine Materie

aus derjenigen Wiſſenſchaft, welche zu dieſer Klaſſe gehöret, ausgearbeitet worden. Die Wahl der Materie ſelbſt iſt willkührlich, und hängt von den Akademiſten ab, den die Reihe trifft, etwas vorzuleſen. So bald die Vorleſung ſich geendiget hat, ſo zeigt der beſtändige Secretär alle Briefe, Aufſätze oder andre artige und nützliche Stücke vor, welche von den auswärtigen Mitgliedern, oder andern Correſpondenten an die Akademie ſind eingeſchickt worden. Die Akademiſten geben darauf Rechenſchaft von ihren gemachten Entdeckungen, und man kann dieſe ſchöne Einrichtung füglich mit einem Bienenſtock vergleichen, worein eine jede Biene geläutertes Honig bringt, ſo von dem beſten Safte der Wiſſenſchaften geſammlet worden iſt.

Alle Aufſätze, welche man bey der Akademie vorlieſt, werden in ihren Archiven aufgehoben, und wenn ein Jahr zu Ende iſt, ſo lieſt man drey oder vier der beſten Stücke in jeder Klaſſe aus, macht daraus einen Band ihrer Nachrichten für das nämliche Jahr, und fügt das Lob der verſtorbenen Mitglieder, und alles, was dem gemeinen Weſen etwa nützlich ſeyn kann, noch bey.

Die

Die Akademie hält auch zwo öffentliche und feyerliche Sitzungen, welche auf den 24ſten Januar, den Geburtstag des Königs, und auf den 31ſten May, den jährlichen Gedächtnißtag ſeiner Thronbeſteigung veſtgeſetzt worden. An ſelbigem Tage macht ſie die Aufgabe zur Erlangung des jährlichen Preiſes von 50 Ducaten bekannt, und erkennet dieſen den auswärtigen Gelehrten zu, welche hieran Antheil haben, und deren Stücke die Geſellſchaft krönet. Die Prinzen und Prinzeßinnen vom Geblüte, die auswärtigen Prinzen und Miniſters, und eine große Menge Perſonen vom Stande beehren dieſe öffentliche Zuſammenkunſt mit ihrer Gegenwart.

Die Akademie hat das Siegel und die Deviſe, welche der verſtorbene Herr von Leibnitz für die königliche Geſellſchaft gewählt hat, beybehalten, weil ſie nichts ſinnreichers an deſſen Stelle hat finden können. Man ſieht darinnen einen Adler, der ſeine Flügel ausbreitet, und ſich gen Himmel ſchwingt, und ſein Geſichte auf das Siebengeſtirne richtet; mit dieſer Ueberſchriſt:

Cognata ad ſidera tendit.

Dieſes iſt, liebſter Freund, die Geſchichte und die wahrhafte Beſchaffenheit dieſer neuen

Aka-

Akademie, welche Sie gern haben kennen wollen. Ich weis, daß Sie ein ſehr würdiges Mitglied davon abgeben könnten, und ich erbiete mich, Sie in Vorſchlag zu bringen. Was mich betrifft, ſo bin ich darinnen nur ein Ehrenmitglied, weil ich nicht wiſſen kann, ob mich Se. Maj. nicht etwa zu einer Verſendung an einen fremden Hof beſtimmet haben, und ob ich nicht folglich durch die natürliche Beſchaffenheit meiner Beſchäfftigungen verhindert würde, wenn ich mich zu einer ordentlichen Arbeit verbindlich machen wollte. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Zwey und ſechzigſter Brief.

An die Frau von Stüven
zu Bayreuth.

Berlin, den 20. Aug. 1744.

So ſoll ich Dir denn, meine liebſte Schweſter, von den Feſten und von allen den Feyerlichkeiten, welche an unſerm Hofe bey Gelegenheit der Vermählung Ihro königl. Hoheit, der Prinzeßinn Ulrica, mit des ſchwediſchen Thronfolgers Hoheit vorgefallen ſind, eine vollſtändige Erzählung machen? Du kennſt meine Schwachheit, daß ich dergleichen Beſchreibungen gern aufſetze, ſo wenig ſie mir auch nach Wunſche gerathen. Indeſſen, es mag ſeyn, wie es will, da ich Dir nichts abſchlagen kann, ſo will ich doch einen Verſuch machen, und Dir von alle dem, was ich mit meinen eignen Augen geſehen habe, eine getreue Nachricht abſtatten.

Es hat dem Könige und Ihro Maj. der königlichen Frau Mutter unendlich viel gekoſtet, in die Entfernung einer Schweſter und einer Tochter zu willigen, welche ſo ſehr geliebet wird, als wie die Prinzeßinn Ulrica, welche

welche mit dem Reize der Schönheit alle Anmuth des Verſtandes, alle Größe der Seele, und alle Tugend des Herzens verbindet. Man wünſchte in Wahrheit, ſo viele Verdienſte mit einer Krone belohnt zu ſehen, allein, man konnte ſich nicht entſchließen, ſich auf ewig von ſolchen zu trennen. Es entſtund in den Herzen der beiden Majeſtäten, und ſelbſt auch in dem Herzen der Prinzeßinn ein ſehr heftiger Streit zwiſchen der Staatsklugheit und der Zärtlichkeit. Die Unterhandlung wegen dieſer Verbindung war von dem ſchwediſchen Hofe einem geſchickten Miniſter, dem Herrn Abgeſandten von Rudenſchildt aufgetragen worden, und dieſer Miniſter hatte wichtige Gründe vor ſich, ſeinen Antrag geltend zu machen. Er trug einen liebenswürdigen und mit tauſend Tugenden begabten Prinzen, einen Prinzen, der bereits zum Nachfolger in einem Königreiche ernennet war, zum Gemahl einer vollkommnen Prinzeßinn an. Er überſtieg auch endlich alle Hinderniſſe, und als er an einem Morgen eine Audienz bey dem Könige erhalten hatte, ſtellte er demſelben alle Vortheile dieſer Verbindung von allen Seiten ſo lebhaft vor, daß Se. Maj. zu ihm mit einer ſehr gnädigen Mine ſagten: Mein Herr, kommen Sie dieſen Nachmittag wieder; ich will mit der Königinn meiner Mut-

ter

ter und mit der Prinzeßinn ſprechen, und ich hoffe, Ihnen eine vergnügte Antwort zu ertheilen. Und in der That, als man von der Tafel aufgeſtanden war, begab ſich der Herr von Rudenſchildt aufs neue zum König, und erhielt von Ihro Maj. die Erlaubniß, daß er denſelben Augenblick einen Courier nach Stockholm ſchicken durfte, um die Einwilligung der beyden Majeſtäten und der Prinzeßinn zu dieſer glücklichen Vereinigung dahin zu überbringen.. Zween Tage darauf wurde dieſe Verbindung am Hofe zu Berlin öffentlich bekannt gemacht, und man fieng bereits an, die nöthigen Anſtalten vorzukehren, um dieſes Feſt mit aller nur möglichen Pracht und Herrlichkeit zu feyern. Faſt zu gleicher Zeit hatten mir Ihro Maj. die Erlaubniß gegeben, eine kleine Reiſe auf drey Wochen nach Hamburg zu thun. Ich erhielt daſelbſt die Ehre, Ihro Hochfürſtl. Durchl. der verwittweten Herzoginn von Hollſtein, der Frau Mutter des ſchwediſchen Thronfolgers, meine Aufwartung machen zu dürfen. Dieſe durchlauchtige und verehrungswürdige Prinzeßinn war über die bevorſtehende Vermählung des Prinzen, ihres Sohnes, und über die Wahl, die er getroffen hatte, ausnehmend vergnügt. Sie war begierig, den Charakter der Prinzeßinn Braut

zu

zu vernehmen: und ich machte ihr von ſolchem um ſo viel lieber einen Abriß, weil ich nicht nöthig hatte, zu ſchmeicheln, ſondern nur die wahre Geſinnung meines Herzens auszudrücken. Ich kehrte wieder nach Berlin zurück, mit ausnehmenden Merkmaalen der Gnade überhäuft, und bey meiner Ankunft fand ich daſelbſt den ganzen preußiſchen Hof mit den Anſtalten zu dieſer hohen Vermählung beſchäfftiget. Alle Kaufmannsgewölber wurden an Stoffen, geſtickten Zeugen, Quaſten, und alle dem, was zu der ausgeſuchteſten Pracht gehöret, gar bald erſchöpfet. Man machte die ſchönſten Zimmer auf dem Schloſſe zu Berlin, zu Charlottenburg und zu Monbijoux zurechte, worinnen die feyerlichſten Luſtbarkeiten vor ſich gehen ſollten. Der König befahl, eine ſchöne Oper mit einem Vorredner aufzuführen, und las ſelbſt verſchiedne Comödien aus, welche während der Zeit dieſer Vermählungsfeyer vorgeſtellt werden ſollten. Alle fremde Miniſter ließen ſich prächtige Kleider und koſtbare Equipagen machen. Die Damen vornehmlich beſchäfftigten ſich Tag und Nacht mit ihrem Anzuge. Die Geſichtsfarbe litte ſo gar bey der vielen Arbeit und bey dem ſtarken Nachſinnen, und die natürliche Schönheit lief Gefahr, unter ſo ängſtlichen

Sorgen für einen ausgeſuchten Anputz zu verſchwinden.

Der ſchwediſche Hof hatte ſeiner Seits den berühmten Grafen von Teſſin zum Ambaſſadeur ernennet, die feyerliche Anwerbung um die Prinzeßinn zu thun, und zugleich Se. königl. Hoheit, den Prinz von Preußen, zu erſuchen, bey der prieſterlichen Einſegnung die Perſon des ſchwediſchen Thronfolgers vorzuſtellen. Dieſer Herr, welcher mit einer angenehmen Bildung und mit weſentlichen Verdienſten, die vortrefflichſten Gemüthseigenſchaften, die natürlichſte Staatsklugheit, und die größte Kenntniß eines Hofmannes vereiniget, kam mit einem überaus glänzenden Gefolge in Berlin an. Er hatte in ſeiner Begleitung den Kern des jungen ſchwediſchen Adels, unter welchem die Herren Grafen von Horn, von Ferſen, von Taube, der Baron von Brahe, von Wrangel und eine große Menge andrer beſonders in die Augen fielen. Der öffentliche Einzug dieſes Abgeſandten war in allen Stücken der aufhabenden Commißion gemäß. Seine Livereyen und Equipagen waren eben ſo koſtbar, als artig. Sechs weiße Pferde, welche mit hellblauen und ſilbernen Geſchirre belegt waren, zogen ſeinen erſten Staatswagen, an dem man den Geſchmack und das Gemälde nicht ſattſam genug bewun-

bewundern konnte. Er hatte den nämlichen Tag bey dem Könige, den beyden Königinnen, der Prinzeßinn Braut, dem Prinzen von Preußen und denen andern Prinzen und Prinzeßinnen vom Geblüte ſeine Audienzen. Die Rede, welche er bey dieſer Gelegenheit hielt, war zwar wohl geſetzt, aber gar nicht hochtrabend; es herrſchte darinnen mehr die Sprache des Hofes, als eine große Kunſt. So bald als man dem Ceremoniel und den beſchwerlichen Pflichten, ſo bey dergleichen Gelegenheiten gebräuchlich ſind, ein Gnüge gethan hatte: ſo war der Hof ſo wohl, als der Herr Abgeſandte darauf bedacht, allen Zwang zu verbannen, und ſich einzig und allein dem Vergnügen zu überlaſſen.

Die Frau Gräfinn von Teſſin iſt nicht mehr in ihrer erſten Blüte, und kann keinen Anſpruch auf die Schönheit machen: allein, ſie iſt lang, wohl gewachſen, hat eine angenehme Geſichtsbildung, trägt ſich vollkommen gut, iſt allemal mit vielem Geſchmack gekleidet, ſpricht witzig, drückt ſich mit Anmuth und Artigkeit aus, und hat, bey ihrem langen Aufenthalte in Paris, durchgängig den Ton und die Sitten der Franzoſen an ſich genommen. Sie wird von dem Fräulein von Sparre begleitet, einer jungen Perſon,

von welcher ich Dir einen Abriß zu machen Bedenken trage, weil ich befürchte, Du möchteſt ſonſt glauben, ich wäre von ihren Reizungen gefeſſelt worden. Jedoch, es iſt beſſer, ich rede die Wahrheit, und geſtehe Dir, meine liebe Schweſter, daß wohl etwas daran ſeyn könnte, und daß ich wohl in meinem Leben nicht leicht eine Dame geſehen habe, welche liebenswürdiger geweſen wäre, welche eine ſo einnehmende Bildung, einen ſo muntern, einen ſo feinen und verführeriſchen Geiſt gehabt hätte, als dieſe iſt, von welcher ich rede. Ihre Augen ſind ſo voller Feuer, ſo lebhaft, und zu gleicher Zeit ſo zärtlich — doch nein, verlange nichts mehr zu wiſſen, denn es iſt allzu gefährlich, dieſe Augen allzu nahe zu unterſuchen. Ihr Herz kommt mir eben ſo ſchön vor, als ihre ganze übrige Perſon. Sie hat ungemein viel natürliche Gaben, tanzt vortrefflich, und iſt faſt alle Tage gleich aufgeräumt.

Der Abgeſandte logirt in dem Schweriniſchen Palaſte, in der Wilhelmsſtraße, der allerſchönſten in ganz Berlin. Er hat in ſeinem Audienzzimmer einen Thronhimmel von dunkelblauem Sammet aufrichten laſſen, worauf das ſchwediſche Wappen geſtickt iſt. Unter dieſem Himmel erblickt man das Bildniß des Königs von Schweden in Lebensgröße,

über-

überaus ſchön gemalt. Alle Mittage hält er offne Tafel; allein, des Abends iſt er entweder bey Hofe, oder bittet Leute zu ſich. Von ſeiner Ankunft an bis auf die Abreiſe der Prinzeßinn wurde ein jeder Tag durch eine andre Luſtbarkeit merkwürdig. Gaſtereyen, Bälle, Opern, Comödien, Spatzierfahrten und andre Luſtbarkeiten folgten ohne Aufhören auf einander.

Alle Koſtbarkeiten, die zur Ausſteuer der Prinzeßinn beſtimmt waren, wurden in einem Zimmer auf dem Schloſſe drey Tage hinter einander jedermann gezeigt; und alle, welche die Neugierde angetrieben hat, ſolche zu beſehen, ſagen, daß der König nichts geſparet habe, eine ſo geliebte Schweſter auf eine ihrer hohen Geburt, und demjenigen Range, welchen ſie dereinſt in Schweden zu bekleiden hat, gemäße Art auszuſtatten. Die 100000 Thaler Mitgift wurden in guten vollwichtigen Ducaten in die Hände des Herrn Abgeſandten von Rudenſchildt geliefert, welcher eine Vollmacht bey ſich hatte, ſie in Empfang zu nehmen. Endlich erſchien der große Feſttag, an welchem die Trauungsceremonie vor ſich gehen ſollte. An demſelben Morgen ſchickte der Herr Abgeſandte vier ſchwediſche Cavaliers an die Prinzeßinn, um ſelbige zu bedienen, und in Zukunft ihren Hofſtaat

auszumachen. Er ſchickte eben ſo viel Cavaliers an des Prinz von Preußen königliche Hoheit, als welche bey dieſer Ceremonie die Perſon des ſchwediſchen Thronfolgers vorſtellen ſollten. Man fügte noch Pagen, Lakeyen und dergleichen hinzu, und die Prinzeßinn ließ alle Leute in ihrem Dienſte die ſchwediſche Liverey anlegen. Der König gab ſeiner Seits ebenfalls der Prinzeßinn Kammerherren, Cavaliers und Bedienten von ſeinem Hofe zu, welche bey derſelben als einer fremden Prinzeßinn die Aufwartung haben mußten.

Der ganze Hof verſammlete ſich Nachmittage um ſechs Uhr in dem Paradezimmer des berliniſchen Schloſſes. Die Pracht dieſer hohen Verſammlung verblendete faſt die Augen; ein jedes hatte ſeine äußerſten Kräfte angewendet, um im völligen Glanze zu erſcheinen. Die jungen ſchwediſchen Edelleute, an der Zahl 36, waren koſtbar, und mit einem unendlichen Geſchmacke gekleidet. Der König trug einen bleumouranten Habit, welcher ganz und gar mit Silber geſtickt war. Die Prinzeßinn kam zuletzt zum Vorſchein. Sie war über alle Maaßen ſchön, und ganz mit Edelſteinen bedeckt. Der größte Theil dieſer Edelſteine waren ihr von Schweden aus überſchickt, und von dem Herrn Grafen von

Teſ-

Teſſin überbracht worden. Ich bewunderte unter andern ein Halsband und zwey Armbänder von Brillianten, welche man insgeſammt nach und nach in dem Königreiche Schweden ſelbſt gefunden hatte, und welche einen Theil der Diamanten dieſer Krone ausmachen.

Nachdem der Prinz und die Prinzeßinn Se. Se. Maj. Maj. gegrüßt hatten, näherten Sie ſich dem Altare, welcher unter einem Thronhimmel errichtet war, und erhielten daſelbſt von den Händen des Beichtvaters der königlichen Frau Mutter, welcher ein Lutheraner iſt, die prieſterliche Einſegnung. Ein dreyfaches Losbrennen der Kanonen von den Wällen verkündigte den Einwohnern von Berlin dieſes Hochzeitfeſt, und die Prinzeßinn erhielt von dem ganzen Hofe die Glückwünſchungen, ſo wohl wegen der gleich vor ſich gegangenen Ceremonie, als auch wegen der wirklichen Vollziehung des Beylagers, welches ſie in Schweden zu erwarten hatte.

Der König ließ die Tafeln bey Zeiten beſetzen. Se. Maj. zogen außer den fürſtlichen Perſonen niemanden an die ihrige, als die Gemahlinn des Abgeſandten. Die andern Gäſte waren alle entweder Prinzen oder Prinzeßinnen. Alles Tiſchgeräthe, alle Armleuchter,

ter, alle Couverts, und überhaupt alles, was auf dieſe Tafel kam, war vom gediegnen Golde. Ueberdies waren noch vier andre ſehr prächtige Tafeln in den am großen Saale nahe gelegnen Zimmern aufgeſchlagen, und überhaupt wurde dieſes königliche Feſt mit einer ſolchen Pracht und Herrlichkeit begangen, wovon man noch niemals in Berlin ein Beyſpiel geſehen hatte.

Nach der Tafel tanzte man, wie gewöhnlich, den Fackeltanz, und auf dieſen Tanz folgte ein Ball, welcher bis an den hellen Tag dauerte.

Den andern Tag, als die Mittwoche, war Comödie, und des Abends offne Tafel bey Hofe; den Donnerſtag gaben Ihro Maj. die regierende Königinn, ein prächtiges Tractement zu Schönhauſen, den Freytag war Oper, den Sonnabend veranſtalteten Ihro Maj. die königliche Frau Mutter eine Illumination, ein Soupee und einen Ball zu Monbijoux; der Sonntag war der Ruhe gewidmet; man gab nur am ſelbigen Tage, wie gewöhnlich, des Morgens beym Könige und des Abends bey der königl. Frau Mutter Staatsviſiten. Den Montag Nachmittage begaben ſich der ganze Hof und der Adel der Stadt beyderley Geſchlechts in ihren ſchönſten

Kut-

Kutſchen und Livereyen nach Charlottenburg. Dieſe Spatzierfahrt ſelbſt verurſachte einen unvergleichlichen Anblick, und machte einen Theil der Luſtbarkeiten aus. Die große Allee, welche mitten durch den Thiergarten von Berlin bis an dieſes Luſtſchloß gehet, wimmelte von Leuten. Man hatte von einer Weite zur andern Zelter aufgeſchlagen, worinnen die Bürger der Stadt ſich niederſetzen, und Erfriſchungen zu ſich nehmen, und zugleich dieſen prächtigen Zug von Kutſchen, mit 6 und 2 Pferden beſpannt, mit anſehen konnten. Als man zu Charlottenburg ankam, ſo verſammlete man ſich in der großen Orangerie, welche eine Gallerie von einer unendlichen Länge ausmacht. Dieſe ganze Gallerie war mit Blumen, Bändern und Kränzen von lebendigen Blumen, und mit Lampen von verſchiednen Farben gezieret, und in einem jeden Bogen der Fenſter ſah man einen blühenden Orangebaum, welches nicht nur für das Auge ein unvergleichlicher Anblick war, ſondern auch in dieſem ganzen großen Gebäude den angenehmſten Geruch verbreitete. An dem einen Ende der Gallerie war ein kleines artiges Theater errichtet, auf welchem der König eine italiäniſche Operette oder Schäferſtück aufführen ließ, welches mit ſehr ſchönen Tänzen untermiſcht war. Der unvergleich-

gleichliche Solimbeny übertraf ſich hier ſelbſt. Du weißt, meine liebe Schweſter, daß ich in Anſehung der Muſik nicht ganz ohne gründliche Kenntniß urtheile, und daß ich zu London die Herren Farinelli und Senoſini, die Mademoiſelle Strada, die Mademoiſelle Cuzzoni, und Ghigiello und andre gehört habe, allein, ich verſichre Dich theuer, daß ich unſerm Solimbeny den Vorzug zugeſtehe. Ich räume ein, daß Farinelli z. E. ſeine Stimme ſtärker ausdehnen kann, und daß er durch ſeine Kunſt mich in Verwunderung ſetzt, ja! mich faſt außer mich bringt: allein, Solimbeny rührt ſanfter, und ergötzt mehr. Der eine ſingt für das Ohr, und der andre für das Herz.

Als die Oper zu Ende, ſtieg der ganze Hof auf die große Terraſſe, von welcher man den ganzen Garten erleuchtet ſah, und nachdem man eine halbe Stunde mit Spatziergehen zugebracht, ſo ſetzte man ſich zur Tafel. Niemals habe ich an einer ſo großen Tafel geſpeiſet, und werde auch vermuthlich in meinem Leben nie wieder an einer ſo großen Tafel ſpeiſen. Sie war von 300 Couverts, und nahm faſt die ganze Orangerie von einem Ende bis zum andern ein. Alle Perſonen vom Stande wurden ohne Unterſchied zugelaſſen. Der König, die Königinnen, die Prinzen und

Prinzeßinnen ſaßen in der Mitten an dieſer Tafel, unter einer Art eines Himmels, zur Seite befanden ſich die Kabinetsminiſter, die fremden Miniſter und die Damen vom erſten Range, und hierauf kamen alle Cavaliers und Damen ohne Unterſchied, ſo wie nur ein jeder hatte einen Platz finden können.

Das Soupee war koſtbar, und die Speiſen ganz vortrefflich. Es mangelte im geringſten nichts, und man wurde mit eben ſo großer Ordnung als Geſchwindigkeit bedienet, worzu die ganze Liverey des Königs, und ein hundert Jäger, welche um die Tafel herumſtunden, gebraucht wurden. Der Bequemlichkeit wegen hatte man in einer jeden Niche dieſer Gallerie einen Credenztiſch aufgeſchlagen, woſelbſt die Bedienten alles, was ſie zur Tafel brauchten, bey der Hand hatten. Stelle Dir einmal vor, meine liebe Schweſter, wieviel man bey einer Tafel von 300 Perſonen Teller und Schüſſeln braucht. Aus dieſer Urſache hatte man aus dem königlichen Schatze vieles Silbergeſchirr genommen, welches die Könige Friedrich der Erſte und Friedrich Wilhelm hatten machen laſſen, und welches hier aufgehoben lag. Mit einem Worte! ich kann Dich verſichern, daß in keinem Stücke ein Mangel war, und daß man ſehr ſpät von der Tafel aufſtund, und ſich ſehr vergnügt

befand,

befand, an dieſem Feſte Antheil gehabt zu haben, welches der König nur allein geben konnte.

Nach aufgehobner Tafel gieng man wieder in den Garten. Ihro Maj. ließen auf der Spree, welche an dieſem Garten hinfließt, ein ſehr ſchönes Feuerwerk ſpielen. In der Zeit, da das Feuerwerk dauerte, hatte Herr Fredersdorf die Tafeln aus dem Orangeriehauſe hinausſchaffen, und daſelbſt alles zu einem Balle veranſtalten laſſen. Man wurde in Verwunderung geſetzt, als man wieder zurückkam, und in den Verzierungen der Gallerie eine ſo geſchwinde Veränderung fand, daß man hätte glauben ſollen, ſolche wäre entweder durch die Kunſt eines Maſchinenwerks, oder durch eine Art von Zauberey bewerkſtelliget worden. Der König eröffnete den Ball mit der königlich-ſchwediſchen Prinzeßinn, und der ganze Hof tanzte bis an den hellen Morgen. Endlich kehrten wir wieder nach Berlin, und fanden den Weg noch immer mit Leuten angefüllt. Den folgenden Tag, als den Dienſtag, wurde ausgeruht, und in der That, man hatte es nöthig, ſich wieder zu erholen. Die Mittwoche zu Mittage gab der König in den Zimmern Ihro Maj. der regierenden Königinn ein großes Tractement. Nachmittage war Oper, welche

ſehr

ſehr zeitlich angieng, und nach der Oper begab ſich der ganze Hof in den Palaſt des ſchwediſchen Abgeſandten. Wir fanden dieſen Palaſt von außen mit Lampen, und von innen mit weißen Wachskerzen ganz erleuchtet. Es herrſchte viel Geſchmack bey dieſer Erleuchtung. Die ſchwediſchen und preußiſchen Wappen, die verzogenen und von den Liebesgöttern in einander geflochtenen Namen des Prinzen und der Prinzeßinn, die Sinnbilder, die Deviſen, alles war ſehr ſinnreich. Die Tafel war nicht nur prächtig und koſtbar, ſondern die Speiſen waren auch ſehr ſchmackhaft und niedlich, welches um ſo mehr zu bewundern war, weil die ganz außerordentliche große Hitze dabey ein Hinderniß in Weg zu legen ſchien. Man war genöthigt worden, Seefiſche und einiges Flügelwerk in doppelten und mit Eis umlegten Käſten von Hamburg aus kommen zu laſſen. Alle ſchwediſche Cavaliere ſtellten an verſchiedenen Tafeln den Wirth vor, und ließen Ordnung und Vergnügen an ſelbigen herrſchen. Die Mademoiſelle von Sparr that mir die Ehre an, und erwählte mich zu ihrem Gehülfen, und wir bemühten uns, die Geſellſchaft an der Tafel, woran ſie Wirthinn war, ſo viel als möglich zu ermuntern. Nach der Tafel ließ der Herr Graf von Teſſin vor ſeinen durch-

lauch-

lauchtigen und vornehmen Gäſten ein ſchönes Feuerwerk im Garten abbrennen, und ein Ball endigte dieſes prächtige Feſt.

Von dieſem Tage an, bis auf die Abreiſe der Prinzeßinn, herrſchte die Freude zu Berlin, und obgleich keine ſolchen großen und prächtigen Feſte mehr gegeben wurden, ſo waren die Luſtbarkeiten nichts deſto weniger ergötzlich. Endlich aber erſchien der Tag der Abreiſe. Der König hatte den Herrn Obermarſchall und Grafen von Gotter ernennet, die Prinzeßinn bis Stralſund zu begleiten, woſelbſt zween ſchwediſche Reichsräthe, verſchiedne Edelleute und einige Hofdamen und Hofcavaliere ſie erwarteten. Se. Majeſtät, welche aus den Regungen Ihres eignen Herzens urtheilten, daß der Augenblick der Trennung ein außerordentlich rührender Auftritt ſeyn würde, ließen eine Oper aufführen, um die Betrübniß zu zerſtreuen, und ließen in dem großen Schloßſaale ſtatt der ordentlichen Abendtafel ſeine Gäſte nur mit kalten, aber ſehr herrlichen Speiſen bewirthen. Der Plan war ſo gemacht, daß die Prinzeßinn nach Endigung der Oper nur einen Biſſen Brod, wie auf dem Raube, zu ſich nehmen, ihr Reiſegeräthe überkommen, die Ihrigen umarmen, ſich mit Eilfertigkeit in die Kutſche

wer-

werfen, und wie der Bliz davon reiſen ſollte. Der Herr Graf von Gotter hatte den Auftrag, dieſen Plan auszuführen, und die Abreiſe zu beſchleunigen. Allein, alle ſeine Sorgfalt war vergeblich. Die unvergleichliche Ulrica war ihrer Familie und ihrem Vaterlande viel zu werth, als daß ſie nicht beyden in dieſem grauſamen Augenblicke Thränen auspreſſen ſollte, in welchem es darauf ankam, ſie auf immer zu verlieren. Als ich in die Oper kam, fand ich lauter traurige und melancholiſche Geſichter vor mir. Die Prinzeßinn erſchien darinnen in einem roſenrothen mit Silber beſezten Amazonenhabite, mit einer kleinen Weſte, Aufſchlägen und Halskragen von Seladon, einem engliſchen Hütchen von ſchwarzen Sammet, welches mit einer weißen Feder gezieret war, und mit fliegenden und mit einem roſenrothen Bande zugeknüpften Haaren. Sie war ſo ſchön, als die Liebe ſelbſt, allein, dieſer ſo wohl ausgeſuchte Anpuz, welcher ihre Reizungen ſo ſehr erhob, machte uns ihren Verluſt noch weit empfindlicher, und kündigte uns an, daß die Stunde gekommen wäre, in welcher wir ſie zum leztenmale ſähen. In der andern Handlung trat der junge Prinz Ferdinand, der Bruder des Königs, in die große Loge, warf ſich der Prinzeßinn um den Hals, und

ſagte

ſagte unter Vergießung vieler Thränen: Ach! meine liebe Ulrica! Nun iſt es vorbey! nun werde ich Euch nicht mehr ſehen! Dieſe Worte waren für den Schmerz, welcher ſchon in aller Herzen verborgen lag, gleichſam das Loſungszeichen, nur mit deſto größrer Gewalt hervor zu brechen. Die Prinzeßinn antwortete mit nichts, als mit Seufzen und Gluchzen, indem ſie ihren Bruder in ihren Armen veſt hielt. Die beyden Königinnen konnten ſich der Thränen nicht erwehren, die Prinzen und Prinzeßinnen ſelbſt folgten dieſem Beyſpiele; wohlgeartete Herzen konnten ihre Herrſchaft unmöglich weinen ſehen, ohne davon gerührt zu werden. Der Schmerz wurde anſteckend. Er ergriff in einem Augenblicke alle Logen vom erſten Range, worinnen der Hof und der Adel ſich befand. Ein jeder hatte ſeine beſondern Urſachen zur Traurigkeit, und ein jeder zerfloß in Thränen; niemand gab mehr Achtung auf die Oper, und ich meines Orts fand mein Herz ſo beklemmt und ſo bewegt, daß ich ſehr vergnügt war, als ich das Ende vom Schauſpiele ſah. Eine geheime Bewegung zog mich wider meinen Willen ins Schloß. Ich gieng in die Zimmer des Königs, und ich fand darinnen die königliche Familie und einen Theil des Hofes verſammlet. Hier war der

Schmerz aufs höchſte gekommen, jedermann hatte das Schnupftuch in der Hand, und ich ſah hier jeden Augenblick eine Scene, die um ſo rührender war, je mehr ſie von der Natur verurſacht wurde, und je mehr ſie das Kennzeichen einer Wahrheit an ſich hatte, welche die allergrößte Kunſt nicht im Stande iſt, auf dem Theater nachzuahmen. Der König hatte eine Ode auf die Abreiſe der Prinzeßinn verfertiget, in welcher er ihr auf eine ſehr zärtliche und rührende Weiſe das letzte lebe wohl! zurief. Sie fieng ſich mit dieſen Worten an:

„So reiſe, Schweſter, reiſe,
„Denn Schweden wartet Dein, denn Schweden
wünſcht nach Dir.

Ihro Maj. gaben ihr ſolche in dem Augenblicke, als ſelbige von den Königinnen Abſchied nehmen wollte. Die Prinzeßinn warf ihre Augen darauf, und ſank in Ohnmacht. Es fehlte nicht viel, ſo wäre dem Könige eben dergleichen begegnet. Die Thränen floſſen häufig von ſeinen Wangen herab. Die Prinzen und die Prinzeßinnen ſtarben faſt für Traurigkeit. Endlich glaubte der Herr Graf von Gotter, daß es nunmehro Zeit wäre,

dieſen traurigen Auftritt zu unterbrechen. Er trat in den Saal faſt wie der Nordwind im Roſen-Ballet, das iſt, mit einem erſchrecklichen Geräuſche und Getöſe. Er drehte ſich etlichemal herum, brach durch das Gedränge, riß die Prinzeßinn auf einmal aus den Armen der königlichen Frau Mutter, nahm ſie in die ſeinigen, und trug ſie aus dem Saal. Der ganze Hof folgte, die Reiſewagen ſtunden im Schloßhofe, und in einem Augenblick befand ſich die Prinzeßinn in ihrer Kutſche. Ich war faſt wie betäubt, und ich weis nicht, wie ich die Treppe hinunter gekommen bin; doch dieſes entſinne ich mich, daß es mitten unter dem traurigen Klange unzähliger Seufzer geſchah. Die Frau Gräſinn von Schwerin, welche ernennet war, die Prinzeßinn bis Stralſund zu begleiten, die Fräulein von Kneſebeck und die Fräulein von Sparre ſetzten ſich mit Ihro königlichen Hoheit in eine Kutſche, die Schläge wurden mit Eilfertigkeit zugeſchmiſſen, der Kutſcher hieb auf die Pferde, und die Kutſche flohe davon, und entzog die anbetungswürdige Ulrica den Augen des Königs und des Hofs, welche noch einige Minuten ganz beſtürzt und unbeweglich ſtehen blieben.

Ver-

Verzeihe mir, meine liebe Schweſter, wenn ich hier meine Erzählung endige. Dieſe Stelle erneuert in mir ſolche traurige und betrübte Gedanken, daß ich kaum noch ſo viel Kräfte übrig habe, Dich meiner ganzen Zärtlichkeit zu verſichern.

Drey und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von M**
zu Hannover.

Berlin, den -- Oct. 1744.

Wenig Tage nach der Abreiſe der königlichen Prinzeßinn von Schweden legte ich bey meinem würdigen, und nie genug zu verehrenden Freunde, Jordan, einen Beſuch ab, da ich denn ſeine Geſundheit außerordentlich hinfällig fand. Er huſtete heftig, und mir kam es vor, als wenn er auf der Bruſt nicht richtig wäre. Wir waren allein. Als wir eins und das andre mit einander geſprochen hatten, ſagte er zu mir auf eine zärtliche Art, und mit einem ungemein rührenden Tone: Mein allerliebſter Freund, ich ſehe voraus, daß meine Krankheit ſich ſo bald nicht endigen wird, und ich befürchte eine langwierige Auszehrung; ich werde unterdeſſen immer älter, und lebe ſo zu ſagen, wie verlaſſen in Berlin; meine Töchter ſind in Penſion, und alle meine Anverwandten beſchäfftigen ſich mit ihren eignen

An=

Angelegenheiten. Kommen Sie, und wohnen Sie bey mir, es ſteht ein ſchönes Zimmer in dieſem Hauſe ledig; Sie werden Sich meiner vortrefflichen Bibliothek bedienen können; wir werden mit einander in Geſellſchaft ſtudieren; Sie werden an meinem Tiſche ſpeiſen; und ich werde den Troſt genießen, daß ich beſtändig einen vertrauten Freund zur Seiten habe.

Wenn auch dieſer Vorſchlag an und vor ſich ſelbſt mir nicht angenehm geweſen wäre: ſo war ich doch nicht im Stande, einem ſo verdienſtvollen Manne etwas abzuſchlagen, welcher in einem Lande und an einem Hofe, wo ich ein Fremdling war, ſich als ein Vater gegen mich bezeiget hatte. Ich willigte dahero in ſein Verlangen, und gab ihm auf der Stelle mein Wort. Wir ließen die Wirthinn herauf kommen, und wurden mit ihr wegen des Miethzinſes einig; man machte das Zimmer den andern Tag zurechte; ich ließ meine Meublen und Sachen dahin bringen, und nach ein paar Tagen zog ich ein.

Es war mir um ſo lieber, dieſen Entſchluß gefaßt zu haben, weil man kurz darauf gewiſſe unruhige Bewegungen am Hofe, und in dem ganzen Staate bemerkte, welches uns einen

neuen Krieg ankündigte. In Wahrheit, die öſterreichiſchen Waffen und die engliſchen Flotten machten ſich aller Welt furchtbar. Kaiſer Carl der VII. der würdigſte Fürſt, der jemals geweſen iſt, wankte auf ſeinem kaiſerlichen Throne; ſeine Macht war ein bloßes Schattenbild, und er wohnte als eine ehrbare Privatperſon zu Frankfurt am Mayn. Seine Staaten waren ein Raub der Feinde. Der Prinz Carl von Lothringen war über den Rhein gegangen, hatte die Linien von Weiſſenburg in Elſaß mit Gewalt erſtiegen, und marſchierte gegen Saverne zu, durch Champagne bis in das Herz von Frankreich einzudringen. Ludwig der XV. lag zu Metz auf den Tod. Der Herr Graf von Rothenburg wurde nach Paris geſchickt; und nach ſeiner Zurückkunft vertrat der Herr Marſchall von Schmettau die Stelle eines königlichen Miniſters bey Sr. allerchriſtl. Maj. Der Landgraf, Wilhelm von Heſſen, hatte den ganzen Winter in Berlin ſich aufgehalten, um den König zu bewegen, der Frankfurtiſchen Vereinigung mit beyzutreten, welche von der Zeit an von verſchiedenen Reichsfürſten war in Vorſchlag gebracht worden, und wovon der Hauptgegenſtand war, Carln den VII. auf dem kaiſerlichen Throne zu erhalten, und ſeine Wahl und die deutſche Freyheit zu behaupten.

Alle

Alle preußiſche Trouppen hatten Befehl, ſich marſchfertig zu halten; eine ſehr große Anzahl Artillerie wurde zurechte gemacht; man nahm ſo gar die Kanonen aus dem Zeughauſe zu Berlin darzu; alles prophezeihte uns endlich einen erſchrecklichen Krieg. Und in Wahrheit! unſre Muthmaßungen wurden gar bald beſtätiget, Se. Maj. ließen eine Art von Manifeſt oder Kriegserklärung ausgehen; die Armee ſetzte ſich in Marſch, und hatte den König an der Spitze; ſie gieng durch Sachſen, drang in Böhmen ein, belagerte Prag, und eroberte gar bald dieſe Hauptſtadt.

Die Abweſenheit des Königs, der Prinzen und der Beſatzung macht Berlin ſehr einſam, und manchmal gar ekelhaft. Ich hingegen bin nun ſehr glücklich, daß ich bey meinem Freunde Jordan leben kann, welcher, ungeachtet ſeiner Krankheit, ſtets von einem überaus aufgeräumten Weſen und von einem ſo angenehmen als lehrreichen Umgange iſt. Das Studieren iſt unſre vornehmſte Beſchäfftigung. Wir halten die Morgenſtunden zu dem Umgange mit den Muſen für die bequemſten. Wir frühſtücken, wir leſen, wir arbeiten mit einander. Gegen 11 Uhr erhalten wir den Beſuch von dem Medicus und unſern Freunden; alsdenn kleiden wir uns

an, und eſſen nach Nothdurft. Nach Tiſche fahren wir ſpatzieren, wenn das Wetter ſchön iſt; wir kehren wieder nach Hauſe; wir nehmen unſre Beſchäfftigungen wieder vor die Hand; wir ſpielen eine Parthie auf dem Billard; gegen Abend kommt gemeiniglich Geſellſchaft zu uns, und einige von den angeſehenſten Damen der Stadt beehren uns oft mit ihrer Gegenwart; unſre Abendmahlzeiten ſind vergnügt, ob wir gleich eben nicht ſo ſpät in die Nacht hinein ſitzen. Allein, ohnerachtet ich mich, ſo viel als nur möglich iſt, beſtändig um meinen Freund Jordan aufhalte, und für ihn Sorge trage: ſo entſage ich deswegen doch der Welt und dem Hofe nicht. Eine allzu ſtrenge Eingezogenheit würde weder mit meinem Alter, noch mit meinen Abſichten übereinkommen. Ich muß noch mein Glück in der Welt machen, und Herr Jordan denkt viel zu vernünftig, als daß er nicht einſehen ſollte, daß ich ſolches zu machen nicht im Stande bin, wenn ich mich in ein Krankenzimmer einſchließe. Unterdeſſen trage ich alle nur mögliche Sorge für ihn, und ich habe dabey weiter keine Beſchwerlichkeit, als das Mißvergnügen, eine Geſundheit, die mir ſo koſtbar iſt, von Tage zu Tage abnehmen zu ſehen.

Wir ſaßen einmal*), Herr Jordan und ich, ganz ruhig in ſeiner Bibliothek, als unſer Leſen auf einmal durch das Donnern der Kanonen auf den Wällen unterbrochen wurde; welche dreymal hinter einander losgebrannt wurden, und womit man uns die Niederkunft Ihro königlichen Hoheit, der Prinzeßinn von Preußen, mit einem Prinzen, ankündigte. Wir liefen ans Fenſter, und ſahen, daß es auf den Gaſſen und auf dem Schloßplatze ſehr lebhaft war. Die Freude ſchien aller Orten überhand zu nehmen, und wir ſahen bey allen Vorbeygehenden das Vergnügen auf dem Geſichte gemalt. Einen Augenblick darauf ſahen wir den Herrn von Schwerin, den Stallmeiſter des Königs, vorbeyreiten, welcher als Courier dieſe wichtige Neuigkeit dem Könige und dem Prinzen von Preußen zur Armee überbrachte. Und wahrhaftig! es konnte ſich kein glücklicherer noch wichtigerer Zufall für den Staat ereignen, als dieſer war. Dieſes Kind iſt der erſte männliche Zweig, welcher von allen itzt lebenden Prinzen des königlichen Hauſes Preußen und Brandenburg entſproſſen iſt, und das Vaterland kann für die Erhaltung eines ſo koſtbaren

*) Dieſes war den 25 September 1744 gegen Mittagszeit.

Reiſes von einem ſo durchlauchtigen Stamme nicht Wünſche genug zu Gott ſchicken. Der König hat in der That recht herzlich gewünſcht, daß die Prinzeßinn mit einem Sohne niederkommen möchte; ſeine Wünſche ſind nun erfüllt; er iſt in allen Stücken glücklich, und wenn ich auf die Spuren der Vorſicht genau Achtung gebe, ſo glaube ich, zu bemerken, daß ſie das Wachsthum und die Hoheit der preußiſchen Monarchie in allen Stücken zu befördern beſchloſſen habe.

Uebrigens, liebſter Freund, habe ich ſeit einem Monat, auf Befehl des Departements der auswärtigen Geſchäffte, an der Ueberſetzung eines kleinen Werks gearbeitet, welches über die itzigen Zeitumſtände geſchrieben worden, welches nur kürzlich in England herausgekommen iſt, und welches ſehr viel eben ſo wohl gerechte als vortheilhafte Betrachtungen über das Syſtem des Königs meines Herrn, in ſich enthält. Es hat zum Titel: Natural reflexions upon the Conduct of Great-Britain on the preſent Was.*). Nachdem ich die Stärke und den Nachdruck der engliſchen

*) Natürliche Betrachtungen über das Betragen von Groß-Britannien bey dem gegenwärtigen Kriege.

ſchen Ausdrücke, ſo gut als ich vermocht, in der franzöſiſchen Ueberſetzung nachgeahmt hatte: ſo habe ich dieſes Werkgen in 4. in zwo Colonnen drucken, und den Originaltext an der Seite beyfügen laſſen. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen ein Exemplar davon zu überſchicken, damit Sie urtheilen können, ob meine Ueberſetzung treu iſt, und ob unſre Buchdruckereyen ſich verbeſſert haben; der Buchführer Haude hat nichts unterlaſſen, dieſes Buch vollkommen ſauber zu liefern. Erweiſen Sie mir die Gefälligkeit, und ſagen Sie mir ohne Schmeicheley Ihre Meynung davon, und glauben im übrigen, daß kein Menſch in der Welt mit größrer Ergebenheit iſt, als ich ꝛc.

Vier und ſechzigſter Brief.

An die Madam von C** zu R**

Berlin, den 10. Oct. 1745.

Madam!

Unter der Zeit, da Sie auf dem Lande ſich mit der Weinleſe beluſtigen, ſo ſterbe ich in Berlin faſt für Verdruß, daß ich Ihnen nicht Geſellſchaft leiſten kann. Ich erfahre alle Tage je mehr und mehr, wie ſchwer es mir fällt, von Ihnen entfernt zu leben. Jedoch Sie haben mir befohlen, an Sie zu ſchreiben, und dieſer Befehl iſt für mich ein wahrhafter Troſt. Sie verlangen keine Neuigkeiten von mir, keine Briefe, welche den Zeitungsblättern ähnlich ſind, keine ſatyriſchen Erzählungen von dem, was am Hofe und in der Stadt vorgehet, ſondern Sie verlangen, daß ich über ſolche Gegenſtände, die Ihnen mehr am Herzen liegen, ohne Rückenhalt gegen Sie meine Gedanken eröffne, daß ich mit Ihnen vernünftige Betrachtungen anſtelle, und daß ich endlich unſerm Briefwechſel das Anſehen einer Unter-

redung

redung gebe. Alles dieſes iſt mehr als zu ſehr nach meinem Geſchmacke, wenn ſich nur der Ihrige nach meinen Vernunftſchlüſſen richtet, und wenn ich nur nicht etwan, bey dem Vortrage einer falſchen Sittenlehre, die gute Meynung verliere, die Sie von mir hegen. Zur Probe, Madam, will ich die letzte Unterredung welche wir mit einander bey Dero Frau Mutter gehabt haben, fortſetzen. Sie wiſſen, daß, wenn man von Coquetten redet, man ſich nie erſchöpft, und daß dieſe Art Geſchöpfe zu tauſend Betrachtungen Gelegenheit an die Hand giebt. Ich würde mit Ihnen nicht ſo frey hiervon reden, wenn ich glaubte, daß Ihre Seele fähig wäre, auch nur einen einzigen Zug von dieſer ſo niedrigen Coquetterie zu empfinden.

Ich theile das weibliche Geſchlecht in vier Klaſſen ein, und rechne zu der erſten Klaſſe die einfältigen Frauenzimmer, welche entweder keinen Reiz, oder keinen Witz, oder keine zärtlichen Empfindungen beſitzen, und daher wie Pflanzen aufwachſen, wie Maſchinen ſich bewegen, ihr höchſtes Glück auf ihre Ehemänner ſetzen, ihres gleichen auf eine niedrige Art fortpflanzen, und bey ihrem Tode den Titel rechtſchaffner und ehrlicher Weiber, welcher ihnen von dem gemeinen Manne zuerkannt wird, mit ſich ins Grab nehmen.

Die

Die zärtlichen Frauenzimmer machen meine andre Klaſſe aus. Sie haben Verſtand, und was noch mehr iſt, ein Herz, das voller Gefühl iſt. Dieſe begreifen ganz wohl, daß es außer ihrem Gemahl noch mehrere Mannsperſonen in der Welt giebt, welche Verdienſte beſitzen, und liebenswürdig ſind. Dieſe treffen eine Wahl, ſind langſam im Entſchlieſſen, ergründen den Charakter des Gegenſtandes, dem ſie ſich ergeben wollen, und haben ſie eine gute Wahl getroffen, ſo ſuchen ſie in der Aufrichtigkeit und der Standhaftigkeit ihre größte Ehre. Sie ſind ſparſam mit ihren Gunſtbezeigungen, allein, ſie wiſſen auch, daß die Liebe will einen Unterhalt haben, und daß alles in der Natur ohne Nahrung zu Grunde geht. Sie wiſſen endlich den äußerlichen Wohlſtand zu beobachten, und erhalten mit ihrer eignen Ehre die Ehre und die Ruhe ihrer Ehemänner.

In meiner dritten Klaſſe nehmen die galanten Frauenzimmer ihren Platz, welche ſich ein Vergnügen daraus machen, mit mehr oder weniger Vorſicht vor den Augen der Welt Liebhaber zu beſitzen, welche von Zeit zu Zeit mit ſolchen abwechſeln, indeſſen aber doch nicht mehr als einen auf einmal haben, und nicht die geringſte Untreue an ihm begehen, ſo lange ſeine Herrſchaft dauert.

In

In meiner vierten und letzten Klaſſe ſtehen die Coquetten. Dieſes ſind ordentliche Wetterhähne, welche nicht eher eine gewiſſe Richtung bekommen, als bis ſie anfangen zu roſten. So lange ihr Reiz noch nicht verblühet iſt, ſo ſuchen ſie beſtändig ihre Eroberungen zu vermehren, und, um ihren Endzweck zu erreichen, wenden ſie alles nur mögliche an. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob ſie mehr der Verachtung werth ſind, wenn ſie ihre Liebhaber glücklich machen, oder wenn ſie ſolche mit leerer Hoffnung bey der Naſe herum führen. Das iſt aber gewiß, daß die Coquetterie eine beſtändige Betrügerey, und eine Haupteigenſchaft einer falſchen und zweydeutigen Seele iſt. Ein ſolches Frauenzimmer muß nothwendiger Weiſe entweder den Liebhaber, den ſie hat, oder denjenigen, welchen ſie zu fangen ſucht, betrügen wollen: zwiſchen dieſen zwey Gegenſätzen läßt ſich kein dritter Satz denken. Ihre ganze Abſicht gründet ſich überdies auf ein ſehr falſches Urtheil. Ihr Hauptendzweck iſt, zu gefallen, oder ſich wenigſtens eine Art von Achtung zu erwerben. Allein, ſie erhält weder das eine, noch das andre. Sie verräth ſich ſelbſt durch ihr eignes Spiel nothwendiger Weiſe: Leuten vom Verſtande verurſacht ſie Ekel, und verführt nur ſchwache Leute, oder Mannsperſonen ohne Verdienſte,

wel-

welche, ſo zu ſagen, nichts als bloße Pflaſtertreter abgeben. Eine rühmliche Eroberung!

In welche Klaſſe glauben Sie nun wohl, Madam, daß ſich ein liebenswürdiges und witziges Frauenzimmer, nach dieſem natürlich entworfenen Plan, wollte verſetzen laſſen? Ich überlaſſe Ihnen hierinnen die Wahl; allein, nach der Stelle, welche Sie in meinem Herzen einnehmen, weis ich wohl, welchen Rang ich Ihnen unter den verehrungswürdigen Schönen einräume.

Hätte ich eine Tochter, ſo möchte ſie meinetwegen einfältig, oder zärtlich, oder auch galant ſeyn; niemals aber würde ich ihr die Coquetterie zu gute halten. Dieſe iſt das einzige, wovor ich Abſcheu habe; weil nichts ſo ſehr mit der Aufrichtigkeit ſtreitet, als dieſes. Sagen Sie mir nicht, Madam, daß die Eiferſucht der Männer die Sachen oft vergrößert, und die unſchuldigſten Handlungen für ein Spiel der Coquetterie anſieht. Nein! meine allerliebſte Freundinn, das Auge eines vernünftigen Mannes betrügt ſich niemals ſo gröblich. Die Coquetten ſchreyen beſtändig über die Eiferſucht ihrer Ehemänner oder ihrer Liebhaber. Das iſt das gewöhnliche Lied. Und überhaupt, die Klagen über

die Eiferſucht laſſen ſich in der Welt an allen Orten hören. Man höhnet, man beſchimpft die Eiferſüchtigen, und man ſucht, ſie lächerlich zu machen. Der menſchiiche Verſtand iſt doch eine ſeltſame Sache. Unſre Geſetze ſind voller Widerſpruch, unſre Gewohnheiten, unſre Sittenlehre, unſre Meynungen ſind es ebenfalls. Wenn ein beſchimpfter Edelmann ſeine Rache in einem Zweykampfe zu kühlen ſucht, und bey Vertheidigung ſeines Lebens ſeinen Gegner erleget: ſo verdammt ihn der Fürſt zum Tode; beklagt er ſich aber wegen eben dieſer erduldeten Beleidigung, und nimmt ſeine Zuflucht zu dem Anſehen der Geſetze, und verweigert ſich, durch einen Zweykampf darwider zu handeln; ſo jagt ihn der Fürſt als einen feigen Menſchen aus ſeinen Dienſten, und ſeine Kameraden achten es ſich für eine Schande, neben ihm zu dienen. Iſt ein Ehemann oder ein Liebhaber ſo unglücklich, daß ihm ſeine Frau oder ſeine Liebſte untreu wird: ſo überhäuft man ihn mit Verachtung, mit Spottreden, man legt ihm die empfindlichſten und gehäßigſten Schimpfnamen bey; ja! ſeine ganze Ehre leidet darunter. Wenn aber ein Liebhaber oder ein Ehemann argwohnet, daß er hintergangen werde, wenn er über das Betragen ſeiner Frau oder ſeiner Liebſte ein wachſames Auge hat, und Tag

und Nacht wie ein Argus iſt; wenn er ihren Ausſchweifungen durch Zwang vorzubeugen ſucht: ſo ſchreyt jedermann aus vollem Halſe: das iſt ein wunderlicher Kerl, das iſt ein eiferſüchtiger Narr, der iſt es werth, daß er betrogen wird.

Und woher entſteht wohl dieſer Widerſpruch? die Mannsperſonen höhnen und beſchimpfen einen Eiferſüchtigen, erſtlich aus eignem Vortheil, weil er ihnen im Wege iſt, weil er ſich der Erfüllung ihrer Wünſche widerſetzet, und ſie in ihrem Vergnügen ſtöret: und zum andern, weil ſie das Frauenzimmer überreden wollen, als wenn ſie hierunter gar nicht mit zu rechnen, und Feinde der Eiferſucht wären. Das Frauenzimmer hingegen ſchreyt über ſo ein abſcheuliches Laſter, weil ſie durch den Zwang, welchen ein Ehemann ſeiner Frau anthut, ſich alle aufs äußerſte beleidiget halten; das ganze weibliche Geſchlecht ſcheint dadurch angegriffen zu ſeyn; ſie nehmen ſich alſo alle mit Worten und Werken des beleidigten Theils an. Freylich! ein Beyſpiel kann Folgen erwecken; die Tyranney der Mannsperſonen iſt ſo ſchon mehr als zu grauſam; es iſt alſo vernünftig, ihren Wachsthum durch Spott zu hemmen, und die Eiferſucht auf alle nur mögliche Weiſe lächerlich zu machen.

Er-

Erlauben Sie, Madam, daß ich noch eine einzige Betrachtung zu denenjenigen, welche ich bereits angeſtellet habe, hinzufügen darf. Die Coquetten werfen ihren eiferſüchtigen Männern oder Liebhabern vor, daß ſie ihren Verdacht zu weit treiben, daß ſie eine Fliege für einen Elephanten anſähen, und daß ſie ſich durch die geringſte Miene, durch den geringſten Blick, in Harniſch bringen ließen. Allein, eben dieſe Miene, eben dieſer Blick iſt ein Dolch in dem Herzen eines Mannes, welcher wahrhaftig und zärtlich liebet. Wenn Sie ein Liebhaber wären, Madam, was wollten Sie wohl vorziehen? Wollten Sie lieber, daß Ihre Liebſte unter die Hände von ſechs Huſaren geriethe, welche mit Gewalt von ihr eine weſentliche Gunſtbezeigung erzwängen, aber wider ihren Willen, oder daß ſie an einem Nebenbuhler Geſchmack fände, und nur einen einzigen Seufzer für ſolchen ausſtieße? ich glaube nicht, daß man hierbey viel Zeit braucht, ſich zu entſchließen. Das eine würde bloß ein ungefähres, das andre aber ein wahrhaftes Unglück ſeyn.

Noch mehr, endlich, die kleinen Vorzüge, die Aufmerkſamkeit, die verſtohlnen Blicke, welche ein Frauenzimmer ſelbſt mitten in einer großen Geſellſchaft demjenigen ſchenket, welchen ſie liebt, ſind für ſeine Zuneigung

gegen dieſelbe ein gutes Theil der Vergeltung. Allein, alle dieſe flüchtigen Gunſtbezeigungen ſind für ganz und gar nichts zu achten, ſo bald als andre ebenfalls auch dergleichen erhalten, und ein einziger zärtlicher und lebhafter Blick, den ſie auf eine andre Mannsperſon wirft, iſt eine wahre Untreue. Mir wäre es viel lieber, wenn ein Frauenzimmer ganz ungezwungen zu mir, als wie die Ninon von Enclos zu ihrem Liebhaber, ſagte: Mein Herr! es iſt mir heute dieſe Nacht ein großes Unglück begegnet, ich habe aufgehört, Sie zu lieben: als wenn ich ſähe, daß ſie mich hintergehen, und außer mir noch eine andre Eroberung machen wollte. Wenn ich auch ihren Leichtſinn ſtrafte: ſo müßte ich doch für ihr freymüthiges Bekenntniß, und für ihre Aufrichtigkeit Hochachtung hegen.

Glauben Sie nicht, Madam, daß ich Ihnen dieſes zum Angehör ſage. Seit ſo vielen Jahren, als ich Sie anbete, wiſſen Sie, daß ich nicht den geringſten Vorwurf, nicht den geringſten Verdacht wider die Aufrichtigkeit Ihrer Geſinnung gegen mich blicken laſſen. Der Mangel an getreuen Liebhaberinnen macht Dero Perſon von Tag zu Tage meinem Herzen koſtbarer und theurer; und

ſo lange noch ein lebendiger Odem in mir ſeyn wird, werde ich nicht aufhören, die reinſte Liebe, die ſich auf die vollkommenſte Hochachtung gründet, für Sie zu hegen. Erweiſen Sie mir die Gewogenheit, und eröffnen mir Ihre Gedanken über dieſe allgemeinen Betrachtungen, und wo Sie glauben, daß ich gefehlet habe, ſo weiſen Sie mich zurechte.

Ich bin mit einer weit ſtärkern Zuneigung, als ich mit Worten auszudrücken im Stande bin rc.

Fünf und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Christian-Erlangen.

Berlin, den — 1745.

Mein allerliebſter Bruder!

Der Tod iſt jederzeit mein grauſamſter Feind geweſen; er hat mir nur itzt meinen beſten Freund, meinen Beſchützer, meinen Rathgeber, meinen andern Vater entriſſen. Dieſes iſt der königliche geheimde Rath, Herr Jordan, welcher über alle Univerſitäten Sr. Maj. geſetzt, Director über die Hoſpitäler, und Vicepräſident von der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin war. Seine Krankheit beſtund in einer tödtlichen Lungenſucht, welche gegen das Ende ſeines Lebens ſehr heftig wurde. Nachdem er eilf Monate lang geſiecht hatte, iſt er dieſe Nacht im 45ſten Jahre ſeines Alters entſchlaſen, in den Armen ſeiner Familie und vornehmlich des Herrn Gualthieri, eines franzöſiſchen Predigers, und nahen Anverwandtens des Verſtorbenen, eines Geiſtlichen,

der

der wegen ſeiner Wiſſenſchaft, ſeines Herzens, ſeiner Denkungsart, und wegen ſeiner Sitten verehrungswürdig iſt. Ach! was für Gelehrſamkeit, was für Verſtand, was für Tugenden werden nicht mit meinem liebenswürdigen Jordan in die Erde verſcharret! ach! daß er bey ſeiner Auffahrt gen Himmel, als ein andrer Elias, nicht ſeinen Mantel auf mich hat können fallen laſſen! ach! daß er mich nicht zum Erben ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Erkenntniß einſetzen können! Ein ſolches Vermächtniß würde mir weit koſtbarer, als alle Schätze von Peru geweſen ſeyn. Das Publicum iſt oft ſehr von Vorurtheilen eingenommen, und ſehr ungerecht, und diejenigen, welche die Gnade der Könige vorzüglich genießen, ſind ordentlicher Weiſe das Ziel des Neids, der Kritik und der Verläumdung. Da dieſe letztere weder an dem weſentlichen Verdienſte, noch an dem äußerlichen Betragen des Verſtorbenen etwas ausſetzen konnte, ſo machte ſie auf eine gehäßige Weiſe ſeine Geſinnungen in Anſehung des Chriſtenthums verdächtig, und gab ihm ſchuld, daß er gar keine Religion hätte. Da die Verläumdung geſchickt iſt, oft aus den natürlichſten und unſchuldigſten Handlungen einen Gift zu ſaugen, ſo ſuchte ſie den Entſchluß, welchen Herr Jordan ergriffen hatte,

 ſeine

ſeine Kanzel und ſeine Gemeinde zu Prenzlau zu verlaſſen, als ein Kennzeichen und als einen Beweis ſeines Unglaubens in den Geheimniſſen des Evangeliums anzuführen. Die Scheinheiligen ſagten rechtſchaffnen Leuten heimlich ins Ohr, daß er den Meynungen des Spinoza, des Hobbes, des Toland, des Tindal anhienge, und dieſe, durch ſolche verwegne Schmähreden verführt, glaubten, daß er in der That ein viel zu ehrlicher Mann geweſen ſey, als daß er eine Religion länger hätte predigen ſollen, an die er nicht glaubte. Die wahre Urſache aber iſt dieſe: Herr Jordan hatte ſchon von langer Zeit her Anfälle von der Krankheit gehabt, die ihn itzo ins Grab geleget; er war auf der Bruſt nicht richtig, und ſein häufiges Blutſpeyen erlaubte ihm nicht länger, ſeine Lunge durch Predigen ſtark anzugreifen. Er hatte überhaupt keine natürlichen Gaben für die Kanzel, und war ein ſehr mittelmäßiger Prediger. Seine Pfarre trug ihm kaum ſo viel ein, als ihn ſeine Bibliothek koſtete, und er ſah nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit vor ſich, als reformirter Prediger zu höhern Ehrenſtellen zu gelangen. Endlich hatte er das Unglück, ſeine Frau zu verlieren, welche er faſt anbetete, und über deren Tod er faſt von Sinnen kommen wollte. In dieſem grauſamen Zeit-

punkte

punkte war es, als ſeine Beſchützerinn, die Baroneſſe von Knyphauſen, ihm den Vorſchlag that, er ſollte ein Amt, welches ſich ſo wenig für ihn ſchickte, aufgeben, und ſollte ihren älteſten Sohn auf einer Reiſe nach Holland, England und Frankreich begleiten, welche ſie willens wäre, ihn antreten zu laſſen. Welcher Geiſtliche, wenn er an ſeiner Stelle geweſen wäre, würde nicht dieſen Vorſchlag angenommen haben? ich frage ſie alle auf ihr Gewiſſen. Was geſchah? Herr Jordan legte ſein Pfarramt nieder, und unternahm eine gelehrte Reiſe, wovon er uns eine ziemlich weitläuftige und vollſtändige Erzählung gemacht hat. Nun kommt es mir nicht zu, das menſchliche Herz zu prüfen, noch zu entſcheiden, mit was vor Buchſtaben Gott die Wahrheit der chriſtlichen Religion in die Seele meines verehrungswürdigen Freundes eingegraben hat: doch muß ich bekennen, daß ich ihn bey den Unterredungen über dieſen Punkt allezeit ſehr behutſam gefunden, und manchmal gehöret habe, wie er die Wahrheit verſchiedner Lehrſätze derſelben mit vieler Hitze behauptet hat. Er rühmte davon die Sittenlehre beſonders, und übte ſie täglich aus. Ich weis gewiß, daß Sie mehr als einmal von ſeinem Unglauben werden gehöret haben, und daß Sie noch vielmal von ſeiner vorgegebnen

feyerlichen Bekehrung werden reden hören. Die Sache wird nicht ohne eine kleine fromme Betrügerey erzählt werden, und es iſt etwas ſehr leichtes, dieſer Art von Begebenheiten einen bald mehr, bald weniger guten Anſchein zu geben. Allein, ich kann Ihnen verſichern, daß ich ihn nicht eher, als kurz vor ſeinem Ende verlaſſen, und an ihm beſtändig ſehr gottesfürchtige und chriſtliche Geſinnungen, jedoch Geſinnungen eines chriſtlichen Philoſophen wahrgenommen habe, und daß ich nichts an ihm bemerkt, welches von einer praleriſchen Bekehrung, oder von einer kleinmüthigen Heucheley, die ſo oft bey Sterbenden herrſcht, einen Anſchein gehabt hätte.

Einige Tage vor ſeinem Tode ſagte er unter andern zu mir: Denken Sie daran, daß ich mit der Ueberzeugung ſterbe, daß die Sendung Jeſu Chriſti göttlich geweſen, und ſagen es dem Könige, wenn Sie werden Gelegenheit darzu haben.

Man konnte den Herrn Jordan nicht für ein Genie vom erſten Range halten; allein, er war doch ein Mann von vielem Verſtande, von einem aufgeräumten und angenehmen Weſen, von einer ſehr großen Gelehrſamkeit und von einem vortrefflichen Herzen. Er hatte eine wahre Neigung für die Wiſſen-

ſchaf-

ſchaften, und bemühte ſich ſehr, ſie in Aufnehmen zu bringen. Seine Bibliothek vertrat bey ihm die Stelle einer Liebſte. Er ſprach gut, allein, er ſchrieb nur mittelmäßig. Seine große Lebhaftigkeit machte ihn ſo ungeduldig, daß er ſich nicht die Zeit nahm, weder über die Materie, welche er abhandelte, noch über die Wahl ſeiner Ausdrücke genugſam nachzudenken, und noch viel weniger das, was er zu Papiere gebracht hatte, wieder durchzugehen, und zu verbeſſern. Die allzu große Kürze benahm ſeiner Schreibart das Angenehme, und indem er allzu lakoniſch ſeyn wollte, wurde er trocken. Die Grazien ſind ſpröde; man muß ſehr in ſie dringen, wenn man ihre Gunſt erhalten will. Uebrigens war er ſeinem Herrn getreu, welchen er faſt anbetete, überaus wohlgeſinnt gegen ſeine Freunde, zärtlich für ſeine Kinder, mitleidig gegen die Unglücklichen, mit einem Worte, er war ein guter Diener, ein guter Herr, ein guter Vater, ein rechtſchaffner Freund, und überhaupt ein vortrefflicher Bürger.

Sie werden leicht begreifen, mein Herr, daß mir der Verluſt eines ſolchen Freundes äußerſt empfindlich iſt, und daß ſein Tod mir eine Veränderung in dem ganzen Plane meines Lebens machen wird. Das Haus, wo

ich

ich wohne, wird mir nun zuwider, und niemals gehe ich für ſeinem Zimmer vorbey, daß ſich mein Schmerz nicht erneuern ſollte. Ach! wenn ich doch bey Ihnen wäre! Ihre Gegenwart würde mir den größten Troſt ſchenken.

Sechs und ſechzigſter Brief.

An meine Mutter zu Hamburg.

Berlin, den 10. Apr. 1745.

Die lebhafte und zärtliche Liebe, mit welcher Sie jederzeit, meine herzlichgeliebte Mutter, an dem guten Fortgange meines Glücks Antheil nehmen, verbindet mich, Ihnen meine gebührende Erkenntlichkeit zu bezeigen, und Ihnen von allem demjenigen Guten, ſo mir wiederfahren iſt, und welches ich größtentheils dem andächtigen Gebet, ſo Sie zur göttlichen Vorſehung für mich abſchicken, zuſchreibe, unverzüglich Nachricht zu ertheilen.

Ich war noch von der größten Traurigkeit über den Tod meines Freundes und Beſchützers Jordans eingenommen, als der Herr Graf

Graf von Podewils, erſter Kabinetsminiſter, mich zu ſich kommen ließ, und mir die Erklärung that, daß der König mitten unter den Mühſeligkeiten eines beſchwerlichen Feldzugs daran gedacht hätte, ſeinen jüngſten Herrn Bruder, den Prinz Ferdinand, mit einem zweeten Hofmeiſter zu verſorgen, und daß Se. Maj. mit Einſtimmung der königlichen Frau Mutter ihre Augen auf mich geworfen hätten, um dieſen wichtigen Poſten wieder zu beſetzen! daß der König ihm Befehl gegeben hätte, mir hiervon den Antrag zu thun, und mir diesfalls drey Tage Bedenkzeit verſtattete, und daß ich meine Antwort zu den Füßen Jhro Maj. der königlichen Frau Mutter überbringen könnte.

Jch bekenne Jhnen, Madam, daß mir dieſer Antrag, ſo gnädig er auch iſt, ſehr ernſthafte Betrachtungen verurſacht hat. Jch ſehe ein, daß mir dieſes Amt eine herrliche Ausſicht in die Zukunft eröffnet, da es mich weit genauer mit dem Hofe verbindet. Allein, in meinem Alter einen Hofmeiſter eines lebhaften und feurigen Prinzen abzugeben! — ich! — denſelben in den Wiſſenſchaften zu unterrichten, die ich zu erlernen ſelbſt noch im Begriffe bin! — Jedoch die Ehrbegierde, mit ein wenig Kühnheit bewaffnet, hat dieſe Schwierigkeiten überwun-

wunden. Ich habe der Königinn vorgeſtellt, daß ich glaubte, mehr im Stande zu ſeyn, aus ihrem durchlauchtigen Sohne einen tugendhaften und gütigen, als einen vollkommen geſchickten Prinzen zu bilden, daß ich unterdeſſen alle nur mögliche Sorgfalt und Fleiß ſo wohl auf das eine als auf das andre verwenden wollte, und daß ich dieſes Amt mit der unterthänigſten Erkenntlichkeit und mit dem lebhafteſten Verlangen, mich deſſelben würdig zu machen, annähme; allein, daß ich Sr. Sr. Maj. Maj. ſchon von itzo an um Nachſicht anflehen wollte.

Die Königinn hatte die Gnade, mir ſolches zu verſprechen, und mir zu ſagen, daß ſie mir in einigen Tagen von Seiten des Königs meine Verhaltungsbefehle und mein Decret einhändigen würde, daß ich mich unterdeſſen zu meinem neuen Amte gefaßt machen, und auf dem Schloſſe das Zimmer, welches ſie mir nahe an des Prinzen ſeinem einräumen wollte, beziehen könnte.

So erblicken Sie mich nunmehro, meine geliebteſte Mutter, auf einer ganz neuen Laufbahn. Ich werde alle meine möglichen Kräfte anſtrengen, auf ſelbiger den Beyfall Sr. Sr. Maj. Maj. des Hofes, und des gemeinen Weſens zu erlangen. Mein Eifer

wird

wird die Stelle meiner Geſchicklichkeit vertreten. Ich habe dieſen Wechſel meines Glücks für zu wichtig gehalten, als daß ich Ihnen nicht Nachricht davon geben ſollte; allein, ich habe ſo vielerley Sachen in Ordnung zu bringen, daß ich Ihnen unmöglich eine umſtändlichere Erzählung davon machen kann. Nehmen Sie die Verſicherung meiner Hochachtung mit Ihrer gewöhnlichen Gütigkeit an, und ſeyn Sie verſichert, daß ich bis an den letzten meiner Tage nicht aufhören werde zu ſeyn ꝛc.

Sieben und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von Stůven zu Erlangen.

Berlin, den 4. Jun. 1745.

Sie haben ganz recht, mein lieber Herr Bruder, wenn Sie mich in großer Verlegenheit zu ſeyn glauben, ſo wohl über die Art und Weiſe, wie ich bey meinem neuen Amte alle meine Schuldigkeiten erfüllen, als auch vornehmlich über den Plan, dem ich bey dem Unterrichte des jungen Prinzen, welchen man mir anvertraut hat, folgen ſoll. Allein, der König hat mir eine ſehr ausführliche Vorſchrift zugeſendet, welche mir in dieſem Labyrinthe recht wohl zu einem Leitfaden dienet. Da Se. königl. Hoheit die lateiniſche Sprache ſchon etwas begriffen haben, ſo ſprechen mich Se. Maj. von dieſem Unterrichte los. Der Herr Major von Humbert wird ihn, unter meiner Aufſicht, in der Mathematik, und vornehmlich in der Fortification, der Herr Oberhofprediger Sack, in den Anfangsgründen der chriſtlichen Religion, und Herr Johann des Champs in

in der Philoſophie zu unterweiſen fortfahren. Ich, vor meine Perſon, habe frühmorgens drey Stunden und des Nachmittags zwo Stunden mit ihm. In dieſen fünf Stunden, welche dem Studiren gewidmet ſind, habe ich für jeden Tag eine Eintheilung gemacht, und ich gebe Ihm Unterweiſung

1) In der Hiſtorie, wovon ich ihm einen kurzen Plan unter dem Titel: Chronologiſcher Zuſammenhang der allgemeinen Kirchen- und weltlichen Geſchichte entworfen habe. Der erſte Theil enthält eine Erklärung der Grundſätze, worauf die Chronologie beruhet, und der Kunſtwörter, welche darinnen vorkommen, u. ſ. w. Der andre macht von der jüdiſchen Hiſtorie einen ſehr kurzen Abriß, von Erſchaffung der Welt an, bis auf die Zerſtörung Jeruſalems; ferner enthält er die Geſchichte von den vier alten Monarchien, von ihrem Urſprung an, bis auf die Theilung des römiſchen Kaiſerthums, und ſo gar bis auf die Verlegung der Reſidenz dieſes Kaiſerthums nach Conſtantinopel. Ich habe zu dieſem andern Theile noch einige Abſchnitte beygefüget, welche die alte Geſchichte der andern Völker, die zu dieſen uralten Zeiten den Erdboden bewohnt haben, in ſich begreifen, als die Geſchichte z. E. der

Celten, der Scythen, der Chineſer, der Aegyptier, der Phönicier, der Karthaginenſer, der Deutſchen ꝛc. ſo viel nämlich hiervon beſondre Nachrichten bis auf unſre Zeiten gekommen ſind. Der dritte Theil enthält die Hiſtorie der mittlern Zeit, unter dem morgen- und abendländiſchen Kaiſerthum, ferner die Geſchichte der Califen, Sarazenen, Mahometaner, und ihrer Ausbreitung ꝛc. von der Regierung Conſtantins des Großen, von der Wiederherſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums durch Carln den Großen ꝛc. bis auf das Ausſterben der Carolingiſchen Familie. Der vierte Theil begreift die Geſchichte der heutigen Staaten, Königreiche und Republiken mit ihren verſchiednen Veränderungen in ſich. Der fünfte Theil iſt der Geſchichte des deutſchen Reichs, der ſechſte Theil der Geſchichte des Hauſes Brandenburg, und der ſiebende der Kirchenhiſtorie gewidmet. Sie ſehen wohl, daß alles dieſes nur ein bloßes magres Gerippe iſt, das ich mit Fleiſch und Haut zu überziehen bemühet bin, und dem ich, ſo viel als mir bey währender Lection möglich iſt, ein Leben zu geben ſuche.

2) Unterrichte ich ihn in der Geographie, und füge zugleich die Erkenntniß der Wappenkunſt mit bey.

3) In

3) In der Genealogie, die ich aber ſehr kurz abhandle, damit ich ſein Gedächtniß nicht allzu ſehr beſchwere.

4) In dem Natur- und Völkerrechte, deſſen Grundſätze ich ihm nach dem Pufendorf von den Pflichten des Menſchen und des Bürgers erkläre.

5) In der Staatsklugheit oder in der Kunſt zu regieren, wovon ich ihn die erſten Grundſätze ganz kurz niederſchreiben laſſe.

6) In den Anfangsgründen des allgemeinen deutſchen Rechts, die ich ihm ſehr kurz nach dem kleinen Büchelchen des Maſcov, welches den Titel hat: Maſcouii principia iuris publici, vortrage.

7) In der Redekunſt, wobey ich die Kunſt wohl zu ſchreiben, und vornehmlich gute deutſche und franzöſiſche Briefe zu verfertigen, mit verbinde.

In den Erholungsſtunden, oder wenn ich merke, daß der Prinz zum Studiren nicht aufgelegt iſt, leſen wir mit einander die beſten alten oder neuern Poeten und Redner. Ich bemühe mich, ihm die Schönheiten, und manchmal auch die Fehler darinnen kenntbar zu machen, und ſuche dadurch ſeinen Geſchmack zu bilden. Von Zeit zu Zeit gebe

ich mir auch Mühe, ihm einige Erkenntniß von den Alterthümern, von den Münzen und von den ſchönen Künſten beyzubringen, um ihn wenigſtens hierinnen nicht ganz in einer Unwiſſenheit zu laſſen.

So ſehr auch dieſer junge Prinz anfangs wider mich mochte eingenommen ſeyn, ſo merke ich doch zu meinem unendlichen Vergnügen, daß er anfängt, an meinen Unterweiſungen Geſchmack zu finden, und daß er ein ſehr großes Zutrauen auf mich ſetzt. Ich trage große Sorge, weder ſein Gedächtniß mit allzu vielem Auswendiglernen zu ermüden, noch ihn allzu ſtark zur Arbeit anzuſtrengen. Als ich zu ihm kam, hatte er eine Art von Abſcheu für das Studiren, und alle ſeine Neigungen waren auf das Kriegsweſen und auf die Jagd gerichtet: itzo erinnert er mich ſelbſt an die Lehrſtunden, und hört mir mit einer Aufmerkſamkeit zu, die mich unendlich vergnüget. Die Geſchichte ſcheint ſeine liebſte Wiſſenſchaft zu ſeyn, und ich verſichre Sie, er giebt ſich viele Mühe, ſeine Schreibart zu verbeſſern, und er fängt itzt an, ſich mit der Feder ſehr artig auszudrücken. So viel als ich ſeinen Charakter habe entwickeln können, hat er eine vortreffliche Anlage zu einer richtigen, ja ſelbſt zu einer witzigen Denkungsart, nebſt einem vortrefflichen Herzen. Seine

Erziehung ſcheint mir ein wenig vernachläſſiget zu ſeyn, und ſeine Hofmeiſter haben ihn nicht genugſam zur Großmuth und zu einer ſeiner hohen Geburt gemäßen Art, ſich zu betragen, angeführet. Wenn ich es ſo weit bringen werde, wie ich mir denn ſchmeichle, einige ſeiner Neigungen zu ändern, und die Rauhigkeit ſeiner Sitten zu beſſern, ſo will ich mich von Grunde meines Herzens darüber freuen, und ich hoffe, wenn ich mein Amt niederlegen werde, dem Könige einen artigen, und was noch mehr iſt, einen guten Prinzen vorſtellen zu können. Ich ſpare deswegen weder Mühe noch Sorgfalt; alle meine Unterredungen bey Tiſche, bey dem Spatziergehen, und ſelbſt in den Stunden, in welchen wir uns eine Veränderung machen, zielen auf dieſen Endzweck ab; allein, ich befleißige mich, nicht immer einen beſtändigen Prediger abzugeben, ſondern meine Sittenlehre bald unter dem Deckmantel der Freundſchaft, bald unter einem angenehmen Scherz zu verſtecken.

Ich bitte Sie, mir ohne Schmeicheley zu ſagen, was Sie von dieſer Einrichtung halten, und ich bin bereit, ſie nach Ihrem beſſern Gutachten zu ändern, weil ich im geringſten nicht von mir ſelbſt eingenommen

 bin.

bin. Umarmen Sie meine liebe Schweſter, und glauben Sie, daß niemand mehr in der Welt iſt, als ich.

Acht und ſechzigſter Brief.

An meinen Bruder zu Hamburg.

Berlin, den 1. Dec. 1745.

Unter uns geſagt, mein lieber Bruder, wir haben hier ſeit drey Wochen in erſtaunlicher Unruhe gelebt. Was iſt nicht der Krieg für eine erſchreckliche Sache! wenn er den Helden Gelegenheit verſchafft, Lorbern zu brechen, ſo ſind dieſe Lorbern jederzeit mit dem Blute der Menſchen beſpritzt, und dieſes benimmt ihnen in meinen Augen allen Werth. In was vor einen betrübten Zuſtand verſetzt er nicht überdies die andern Einwohner! Wenn ich itzo ein Wörterbuch zu machen hätte, ſo glaube mir gewiß, das Wort Krieg ſollte mir nicht mit hinein kommen. Hier haſt Du eine kurze Erzählung von demjenigen, was in dieſem merkwürdigen Zeitpunkte, den ich nie vergeſſen werde, zu Berlin vorgegangen iſt.

Nach den berühmten Siegen bey Friedberg und bey Sohr hatte der König gute Urſache zu glauben, daß ſeine Feinde hinlänglich geſchwächt, und die Jahreszeit ſo weit verſtrichen wäre, daß er ſeine Armee in die Winterquartiere verlegen, und er ſelbſt nach Berlin kommen könnte, um daſelbſt einige Monate von ſeinen unendlichen Strapatzen ſich ein wenig zu erholen. Einige Infanterieregimenter rückten dahero in dieſe Hauptſtadt zur Beſatzung ein, worunter ſich auch das Regiment Sr. königlichen Hoheit, des Prinzen Ferdinand, meines erlauchten Lehrlings befand. Der König wurde von ſeinen Leib-Garden begleitet, welche gleichſam im Triumphe in die Stadt einzogen. Sie hatten unter ihrer Bedeckung die Kanonen, welche in dem letzten Feldzuge den Feinden abgenommen worden waren, und ein jeder von den Reutern, welche paar und paar marſchirten, hatte eine Fahne oder Standarte von den Oeſterreichern in der Hand, deren 64 in der Bataille bey Hohenfriedberg, und etwa 20 in der Bataille bey Sohr erobert worden. Der Zug war ſehr lang, und dieſer fürchterliche, jedoch an und für ſich ſelbſt angenehme Anblick, verurſachte dem Volke und den Einwohnern zu Berlin ein unglaubliches Vergnügen. Ich hatte meinen Prinzen auf

einen Balcon über dem Schloßthore geſtellt, wovon wir dieſe im Triumph vorbeyziehende Trouppen mit anſahen, welche alle dieſe Fahnen in die Soldatenkirche brachten, woſelbſt man dem Gotte der Heerſchaaren davon Siegeszeichen errichtete. Indem ich auf gedachtem Balcon hinter meinem Prinzen ſtund, und an der öffentlichen Freude Antheil nahm; kam der Herr Kabinetsminiſter von Bork, klopfte mich auf die Achſel, und ſagte ganz leiſe zu mir: Ach! mein liebſter Freund, der Friede wäre beſſer als alles dieſes! Die Unruhe war ordentlich auf ſeinem Geſichte gemalt. Ich wurde hierüber ſo wohl, als über ſeine Anrede beſtürzt, und fragte ihn um die Urſache. Er antwortete: Sie werden es mehr als zu früh erfahren, und damit wendete er ſich von mir, und ließ mich in einer ziemlichen Verwirrung zurück. Des Abends war offne Tafel bey Ihro Majeſtät der königlichen Frau Mutter. Der ganze Hof war glänzend, aufgeräumt und ruhig; der König ſchien es ebenfalls zu ſeyn; da ich aber ſchon einen Verdacht hatte, und alſo den König mit Aufmerkſamkeit beobachtete, ſo glaubte ich zu bemerken, daß ſeine Seele nicht ſo ruhig wäre, als ſein Geſicht, und daß in dem innerſten ſeines Herzens ein ganz andrer Auftritt vorgehen müſſe. Unterdeſſen legte

ich

ich mich ruhig zu Bette; ich blieb aber nicht lange darinnen; denn um vier Uhr des Morgens wurde ich von dem Herrn Obriſten von Quadt, dem Commendanten von dem Regimente des Prinzen Ferdinands, welcher an meine Thüre pochte, aufgeweckt. Ich ſprang aus dem Bette, warf meinen Schlafrock um mich, und eröffnete geſchwind die Thüre. Er trat mit einer verſtörten Miene herein, und weil alle Bedienten des Schloſſes noch im tiefſten Schlafe begraben lagen, machten wir mit Hülfe der Schildwache, welche vor meiner Thüre ſtund, in unſerm Camin ein Feuer an. So bald als wir allein waren, ſagte er zu mir: Mein Herr, es geht etwas ſehr großes vor; ich habe dieſe Nacht des Königs Befehl erhalten, mich morgen früh mit meinem Regimente auf den Marſch zu begeben, und meinen Weg über Croſſen zu nehmen. Die ganze berliniſche Beſatzung hat eben dieſen Befehl erhalten, und der König wird nach Verlauf dreyer Tagen ſelbſt nachfolgen. Ich komme, dem Prinzen hiervon Bericht zu erſtatten, und weil ich mit Ihro Königlichen Hoheit ſehr viele Einrichtungen zu treffen habe, ſo bitte ich Sie, den Prinz ſo bald als möglich aufzuwecken.

Ich zog mich den Augenblick nur in ſo weit an, als ich mich mit Anſtändigkeit zeigen konnte, und gieng zum Prinzen hinein. Ich weckte ihn ſo ſanft, als mir nur möglich war, und ſagte ihm mit wenig Worten, was mich darzu bewogen hätte. Er kam den Augenblick zu uns, und nachdem er alles, was das Regiment betraf, mit dem Herrn von Quadt verabredet hatte, ſo frühſtückten wir mit einander, darauf zogen wir uns an, und ſtiegen hinauf zum König. Hier fanden wir in dem Vorgemach die gröſste Bewegung. Es war mit Staatsminiſtern, mit Generals, mit Officiers, mit Generaladjutanten, mit Ingenieurs und mit lauter ſolchen Perſonen angefüllt, deren ſo frühe Gegenwart uns fürchten ließ, daß Hannibal vor den Thoren wäre. Ich bemerkte beſonders den alten regierenden Fürſten von Anhalt-Deſſau. Da dieſer bey aller ſeiner finſtern und oft beleidigenden Miene doch immer viele Gütigkeit für mich hatte: ſo näherte ich mich ihm, und fragte ihn ganz leiſe um die Urſache einer ſo großen und ſo jählingen Unruhe. Er ſagte zu mir, der König habe einen Operationsplan in Erfahrung gebracht, welchen ſeine Feinde gemacht hätten, ihn den Winter über an fünf verſchiednen Orten auf einmal anzugreifen, und, wenn es möglich wäre, ihn gänzlich über den

Hau-

Haufen zu werfen. Die beträchtlichſte dieſer fünf Armeen würde in die Staaten des Königs auf der Seite von Croſſen einzudringen und alſo Se. Maj. von Schleſien abzuſchneiden ſuchen; ein andres Corps würde in Oberſchleſien, und ein drittes in der Niederlauſitz zum Vorſchein kommen: ein viertes würde gegen Leipzig anrücken, um Halle zu überfallen, und Magdeburg zu beunruhigen, und endlich das fünfte, ungefähr 20000 Mann ſtark, würde durch den Erzgebirgiſchen Krais gerade auf Berlin losgehen, und ſich dieſer Hauptſtadt zu bemächtigen, und der Macht des Königs einen tödtlichen Streich zu verſetzen ſuchen.

Dieſer Anſchlag ſchien mir mehr abſcheulich als erſchrecklich, mehr ſtolz, als gründlich, und viel zu gekünſtelt zu ſeyn, als daß man große Gefahr davon zu beſorgen hätte. Ich antwortete dem Fürſten von Anhalt: „daß „die Feinde nothwendig müßten vergeſſen ha„ben, daß ſie mit einem einſehenden und mun„tern Könige zu thun hätten, welcher nicht „ermangeln würde, ſeine Truppen in einem „Augenblick zu verſammlen, und daraus eine „oder zwo furchtbare Armeen zu machen, mit „welchen er eins dieſer fünf Corps anfallen, „und aller Wahrſcheinlichkeit nach ganz aufrei-

„reiben würde, und daß, wenn eins dieſer „Corps geſchlagen wäre, die andern alle aus„reißen würden, daß dieſe Trennung der feind„lichen Macht nothwendig zu unſerm Vor„theil ausſchlagen müßte, und daß, wenn „Ihro Majeſtät alle dieſe abgeſchickten Hau„fen einen nach dem andern würden ange„griffen, und dem Feinde immer Schach! „immer Schach! geboten haben, dieſer „endlich in ſeinen eignen Staaten ſchachmatt „würde gemacht werden„.

Der alte Fürſt fieng an zu lachen, und antwortete mir hierauf: „Eben dieſes mey„nen wir auch, der König und ich, und eben „das iſt die Urſache, warum Sie alle dieſe „Bewegungen hier erblicken„.

Und in der That! Der Fürſt von Anhalt gieng den andern Tag nach Halle ab, woſelbſt er ſeine Armee verſammlete, und zween Tage darauf verließ der König Berlin, und begab ſich nach Croſſen, wo Ihro Hoheit der Prinz Heinrich an denen Kinderblattern krank lagen. Den Abend vor der Abreiſe ſpeiſten Se. Maj. bey der Königinn ihrer Frau Mutter, mit der regierenden Königinn, und der königlichen Familie. Es war außer dem königlichen Hauſe niemand an der Tafel, als die Oberhofmeiſterinnen und der Graf von Podewils.

Wir

Wir andern Hofleute ſpeiſten mit den Hofdamen an einer zwoten Tafel, wo die Fröhlichkeit diesmal nicht ſo wie ſonſt herrſchte. So bald als ſich Ihro Majeſtäten von der Tafel erhoben hatten, traten wir in ihren Speiſeſaal, und hier war ich ein Zeuge von dem zärtlichen und rührenden Abſchiede, welchen der König von den Königinnen, von ihrer Schweſter und von ihrem Bruder nahmen. Als Ihro Maj. aus dem Saale giengen, fanden Sie den Herrn Grafen von Podewils nahe an der Thüre ſtehen, welcher ſich gefaßt hielt, Ihnen die Hand zu küſſen. Ihro Majeſtät aber umarmten ihn, und ſagten: Adieu! mein lieber Graf, nehm er alles wohl in Acht, und wenn mir ein Unglück begegnen ſollte, ſo gedenke er, daß er einen guten Freund verlieret. Ich hörte dieſe Worte, und ſie giengen mir durchs Herz; ich trat ganz traurig hinzu, um ebenfalls vom Könige Abſchied zu nehmen, und Se. Maj. ließen ſich das Opfer meiner Wünſche und Ehrfurcht gefallen. Ihro königliche Hoheit der Prinz von Preußen und der Herr Graf von Rothenburg wurden ernennet, den König zu begleiten, und mit in ſeinem Wagen zu ſitzen. Als der König hinausgegangen war, ſagten Se. königliche Hoheit zu mir: Es iſt ſpät, und wir werden

den mit Anbruch des Tages abreiſen, ich mag mich nicht niederlegen, allein, ich habe Luſt, die Nacht bey meinem Bruder Ferdinand zuzubringen, laſſe er uns ein recht warm Zimmer machen, und Karten geben. Ich ſtieg geſchwind in das Zimmer meines Prinzen hinunter, ließ alles daſelbſt zurechte machen, und bald darnach ſah ich Ihro Hoheiten, in Begleitung des Herrn von Rothenburg und des Obriſten von Kreyzen hereintreten. Wir ſetzten uns, zu ſpielen, allein, wir ſpielten maſchinenmäßig. Unſre Aufmerkſamkeit wurde alle Augenblicke unterbrochen; denn ein jeder ſtellte bald über den Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten, bald über den Ausbruch, den ſelbige gewinnen würden, ſeine Betrachtungen an. Endlich war dieſe traurige Nacht kaum halb verſtrichen, als man uns die Nachricht brachte, daß der König aufgeſtanden wäre. Die Prinzen machten ſich fertig, zu ihm hinauf zu gehen, und wir machten uns gefaßt, ihnen zu folgen. Beym Hinausgehen ſagte der Prinz von Preußen zu uns, dem Herrn von Kreyzen und mir, daß er noch auf dem Schloſſe zu Wüſterhauſen einen Schatz von altem Rheinwein liegen hätte, welcher in der Erbſchaft des verſtorbenen Königs, ſeines Vaters, auf

ihn

ihn gekommen wäre, und daß er es nicht gerne ſähe, wenn dieſer Wein von den Panduren ausgeſoffen würde; er befahl uns alſo, an den Amtmann zu ſchreiben, und bey Annäherung der geringſten Gefahr uns die Fäſſer nach Berlin bringen zu laſſen.

Wir fanden ſehr wenig Hofleute im Vorgemach des Königs; allein, ein Freund ſagte mir ins Ohr, daß Se. Maj. 500 Pferde bereit halten ließen, um den Hof nach Stettin zu bringen, im Fall, daß ſich der General Grühn in der Gegend der hieſigen Hauptſtadt zeigen würde. Der König kam gar bald zum Vorſchein. Ich habe ihn niemals muntrer, ſein Geſicht niemals heiterer, und ſein Gemüthe niemals aufgeräumter geſehen, als damals. Er ſcherzte, ſetzte ſich mit ſeinem Bruder und dem General Graf von Rothenburg in den Wagen, und reiſte unter Begleitung unſrer Segenswünſche in vollem Jagen davon.

So bald als Se. Maj. fort waren, bekam der Hof und die Stadt Berlin ein trauriges, unruhiges und ernſthaftes Anſehen. Bald darauf verwandelte ſich dieſes gänzlich in eine kriegeriſche Geſtalt. Man erhielt von allen Seiten her Nachricht, von der Annäherung der Feinde. Dieſe Nachrichten, welche täglich neue Zuſätze bekamen, vergrößerten die

Gefahr, und unſre Furcht machten ſelbige vollkommen. Wir hatten in der Stadt vier Bataillons zur Beſatzung, ungefähr 2000 Recrouten, welche ſchon montirt und exercirt waren, und woraus man zwey andre Bataillons machte, wovon das eine der Herr Obriſte von Kreytzen, und das andre der Herr Major von Jarriges, von den Cadets, commandirte; ferner hatten wir ein gutes Bataillon Landmilitz, des General von Kratſch; ungefähr drey bis vier Eſcadrons Cavalerie und Jäger. Und endlich das Cadetten-Corps mit einigen Kanoniers. Im Nothfall hatte der König Erlaubniß gegeben, aus Potsdam das erſte Bataillon ſeiner Garde und die Ueberzähligen oder noch nicht untergeſteckten Leute, welche daſelbſt mit zur Beſatzung lagen, heraus zu ziehen. Allein, um ſich noch beſſer in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und die Garniſon zu unterſtützen, befanden unſre Generals für gut, 16000 Bürger zu bewaffnen, und ſie in verſchiedne Compagnien einzutheilen. Ihr Gewehr wurde aus dem Zeughauſe genommen; man übte ſie alle Tage in den Waffen, und dieſe Bürger der Hauptſtadt eines kriegeriſchen Staats, welche, ſo zu ſagen, im Schoße des Kriegs geboren waren, ſchickten ſich zu dieſen Kriegsübungen mit ſo viel Eifer an, mit ſo einem guten Willen, und mit ſo vortreff-

trefflichen Erfolge, daß es aller Vermuthung übertraf. Der Herr General Graf von Haak war Commendant der Stadt; wir hatten aber noch außer dieſem den Herrn Marſchall von Schmettau, den Generalfeldzeugmeiſter, Se. königliche Hoheit, den Herrn Marggrafen Heinrich, den Herrn Obriſten von Reiſewitz und verſchiedne andre alte und verſuchte Officiers. Man machte einen Vertheidigungsplan, man theilte die Stadt in vier Quartiere, man ernannte die Plätze, wo ſich die Garniſon bey dem erſten Lärmen verſammlen ſollte, und man gab allen Trouppen Verhaltungsbefehle, was ſie im Nothfall zu thun hätten.

Die Stadt Berlin iſt, wie Du weißt, von einer ungeheuern Größe; halb iſt ſie mit einer hohen Mauer von Ziegelſteinen, und halb mit guten Palliſaden umgeben. Man fieng an vor jedem Thore eine Art von Redoute oder Schanze zu errichten, und beſetzte ſie mit Kanonen. Man machte noch eine andre ganz anſehnliche Redoute auf einer Anhöhe, welche nahe an der Stadt lag, und von welcher man die ganze Ebne da herum beſchießen konnte. Man errichtete hier und da hölzerne Gerüſte hinter der Stadtmauer, und ſetzte jene an dieſe an, um die Soldaten und Bürger darauf treten zu laſſen, damit

ſie im Stande wären, über die Mauer hinaus zu feuern. An der äußern Seite der Palliſaden grub man einen weiten trocknen Graben aus, und da man die Erde über die Palliſaden hinein warf, ſo gab dieſes zu gleicher Zeit eine gute Bruſtwehr ab. Auf alle dieſe Beveſtigungswerke wurden hier und da Kanonen gepflanzt, und bey aller dieſer Arbeit wurde mit einer ſolchen Lebhaftigkeit Hand angelegt, daß ſie insgeſammt nach 14 Tagen völlig zu Stande kam. Ich begleitete ſehr oft meinen Prinz dahin, welcher viel Vergnügen daran fand, es mit anzuſehen. Wir trafen einmal daſelbſt gegen den Mittag den Herrn Marquis von V**, den franzöſiſchen Miniſter an, welcher den Prinz anredete und fragte, was er machen wollte? Fortificiren, antworteten Se. königliche Hoheit, und Sie, Herr Marquis, was wollen Sie thun? Auch fortificiren, aber meinen Magen, gnädiger Herr, antwortete der Marquis, und lachte und empfahl ſich dem Prinzen. Er hatte eben nicht die beſte Meynung von dieſen Vertheidigungsanſtalten; und in der That, die Sache kam mir ſelbſt ſehr zweytheidig vor. Die Stadt war zu groß, und zu wenig beveſtiget, und die Beſatzung zu ſchwach, ſie wider eine Armee, und einen Anfall, wenn er auch unregelmäßig geſchähe,

zu vertheidigen. Alle dieſe Anſtalten konnten aufs höchſte zu weiter nichts dienen, als uns für einem plötzlichen Ueberfall in Sicherheit zu ſtellen, oder das Anprallen von Seiten der unregelmäßigen Trouppen zu verwehren, oder auch die Bürger zu beruhigen, und ihnen Muth zu machen. Es war auch drey ganzer Wochen lang alles ſtille und ruhig; unſre Jäger und unſre Dragoner patroullirten und durchſtreiften beſtändig die ganze Gegend, und entdeckten nichts. Allein, wir erhielten nicht die geringſte Nachricht von dem Könige, und dieſes Stillſchweigen beunruhigte uns aus der maßen ſehr. Endlich, als ich an einem Abende auf das Schloß zurück gieng, erblickte ich auf den Gaſſen eine große Bewegung; ich traf den Prinz in ſeinem Zimmer an, welcher zu mir ſagte: er hätte ſehr ſchlimme Nachrichten, der General Grühn wäre mit ſtarken Schritten im Anmarſch, und er würde in wenig Tagen vor Berlin ſeyn. Dieſe Rede erſchreckte mich über die maßen, allein, ich ſtellte mich, als wenn ich nichts davon glaubte, und wir legten uns ſo ziemlich ruhig zu Bette. Um vier Uhr des Morgens klopfte man mit Heftigkeit an meine Thüre, und als ich ganz erſchrocken aus dem Bette geſprungen war, wurde ich noch mehr beſtürzt, als ich einen Brief von dem Amt-

manne aus Wuſterhauſen empfieng, worinne er mir ſchrieb, daß man daſelbſt die Quartiere für die öſterreichiſche Armee zurechte machte, und daß er mir die Weine überſchickte. Was meine Beſtürzung noch mehr verdoppelte, war dieſes, daß, als ich unter das große Schloßthor gieng, ich eine große Anzahl Wagen ſtehen ſah, auf welche man das Staatsarchiv aufpackte, um es an einen ſichern Ort zu bringen. Endlich brachte der alte Buchführer und Zeitungsſchreiber Haude meine Beſtürzung aufs höchſte, indem er im Schlafrocke zu mir gelaufen kam, und zu mir ſagte, es wäre alles verloren; die Feinde wären nicht mehr als auf das höchſte ein oder zwey Märſche noch entfernt. Ich zog mich geſchwind an, und begab mich zum Herrn Grafen von Haak, welcher kurz vorher eben dieſe Nachricht erhalten hatte, und deſſen Seele nicht ſo ruhig war, als ich ihm zu meinem eignen Troſte gewünſcht hätte. Ich kehrte dahero ſo gleich wieder auf das Schloß, ich ließ meinen Prinz aufwecken, erzählte ihm, wie die Sachen ſtünden, und wir fiengen vom weiten an, uns zur Abreiſe gefaßt zu machen. Dieſer Tag war ein erſchrecklicher Tag. Der größte Theil der Einwohner in denen Vorſtädten kam, ſeine Zuflucht in der Stadt zu ſuchen; die Großen, die Reichen und wohlhabenden Leute eilten,

ihre Reichthümer und ihre beſten Sachen in Sicherheit zu bringen; andre verließen die Stadt; noch andre wollten ihnen nachfolgen, und konnten keine Pferde bekommen. Man erblickte auf den Straßen nichts als Reiſekutſchen, Karne, Fuhr- und Packwagen u. ſ. w. welche mit Ballen beladen waren. Alle Geſichter waren niedergeſchlagen, die Beſtürzung blickte auf allen Seiten hervor, und innwendig in den Häuſern ſah man nichts als traurige Gegenſtände, und hörte nichts als Klagen.

Dieſes währte drey Tage hinter einander, welches die betrübteſten geweſen ſind, die ich in meinem ganzen Leben zugebracht habe. Die Nachrichten liefen alle Tage ſchlimmer ein, und die Gefahr ſchien ſich jeden Augenblick zu vermehren. Was unſer Unglück vollkommen machte, war dieſes, daß ſich ein Miniſter und Geſandter von einer neutralen Macht bey uns in der Stadt befand, der aber vor ſeine Perſon im geringſten nicht neutral war. Dieſer vermehrte unſre Angſt und Noth, und in der Zeit, da die ganze Stadt in der größten Beſtürzung war, zeigte er ſich überall, an dem Hof, in der Komödie, in den Häuſern, brüſtete ſich, trat einher wie ein Pfau, und fand ein Vergnügen dar-

inne, die allgemeine Beſtürzung durch Ausbreitung der traurigſten Nachrichten zu vergrößern.

Wenn unſre Generals ſich von der wahren Stärke der Armee des Herrn Grafen von Grühn ſattſam unterrichtet hätten; ſo würde dieſer uns wahrhaftig nicht die geringſte Furcht eingejagt haben. Unſre Beſatzung würde ſich mit der Potsdamer und Spandauer Beſatzung verſtärkt haben, man würde ihm entgegen gegangen ſeyn, man würde ſich einen vortheilhaften Poſten ausgeſucht, ihn mit veſtem Fuße erwartet, und ihm alsdenn geſchwinde den Weg, den er gekommen, wieder zurück gewieſen haben. Denn er hatte nicht mehr als 8 bis 9000 Kriegsleute unter ſeinem Commando, wovon der größte Theil irregulaire Trouppen waren; und gleichwohl hatte man ihn 20000 Mann ſtark ausgegeben.

Wir blieben drey Tage und drey Nächte in dieſer Verwirrung, welche uns eben ſo viele Jahre zu ſeyn ſchienen. Unſre Beſorgniß für den König war nicht geringer, als für uns ſelbſt. Allein, mein lieber Bruder, ich merke, daß mein Brief ſchon allzu lang gerathen iſt; und überdies verſetzt mich auch das Andenken dieſes traurigen Zeitpunkts in eine

eine Art von Beångſtigung, welche mich fortzufahren hindert. Mit dem nächſten Poſttage will ich Dir die vornehmſten Umſtände von der glücklichen Entwickelung dieſes Trauerſpiels melden. Unterdeſſen erlaube mir, daß ich mich erholen, und Dich zärtlich umarmen darf.

Neun und ſechzigſter Brief.

An Ebendenſelben zu Hamburg.

Berlin, den 10. Dec. 1745.

Mein allerliebſter Bruder!

Es war an einem Freytage Abends, da mitten in der größten Beſtürzung und unter dem häufigſten Flüchten der vornehmſten berliniſchen Einwohner, der Herr Kabinetsminiſter, Graf von Podewils, einen Courier erhielt, welcher die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der feindlichen Vortrouppen bey Hennersdorf überbrachte. Ich will hiervon weiter nichts gedenken; Du wirſt ſchon alles in den Zeitungen, im Merkur und in den andern

Schriften von dieſer Art umſtändlich leſen, und ich bin nicht willens, in die Rechte der öffentlichen Zeitungsſchreiber einen Eingriff zu thun. Der Hof war an ſelbigem Abende bey Ihro Maj. der regierenden Königinn verſammlet, dieſe ganze Verſammlung hatte ein überaus trauriges Anſehen, und kein Menſch ließ ſich träumen, daß er mit einer triumphirenden Miene würde wieder weggehen. Indeſſen begab ſich der Herr Graf von Podewils ungeſäumt dahin, und als er hineintrat, traf er den übelgeſinnten Miniſter, von welchem ich Dir ſchon in meinem vorhergehenden Briefe geſagt habe, im Vorzimmer an, welcher ihn ſogleich anredete, und mit einer luſtigen Miene fragte, ob ſich nichts neues zugetragen hätte. Der Herr Graf nahm eine traurige Stellung an, und antwortete ihm in einem kläglichen Tone; Verzeihen Sie mir, mein Herr Abgeſandter — Sind die Nachrichten günſtig, unterbrach ihn jener haſtig? — Sie werden davon urtheilen können, wenn Sie dieſen Brief leſen wollen, erwiederte ihm der Graf, und gab ihm die Nachricht. Der Abgeſandte näherte ſich einem Spieltiſche, und machte das Papier auf. Kaum hatte er einige Zeilen geleſen, als ſich alle ſeine Geſichtszüge veränderten, er wurde blaß, eine Art von Verzü-

ckungen ſetzten ſein Kinn und alle Muſkeln ſeines Geſichts in eine ſeltſame Bewegung, er wurde beynahe ſprachlos, und hatte kaum noch ſo viel Kraſt, um einen Bleyſtift und Papier zu bitten. Der Herr Graf gab ihm beydes, er ſetzte ſich nieder, daraus den Tag und die vornehmſten Umſtände des Sieges auszuzeichnen, ſeine Hand zitterte, und niemals habe ich einen beſtürztern Menſchen geſehen. Da er ſo außer ſich war, konnte er Ihro Maj. der Königinn nicht anders als nur im Vorbeygehen ſein Compliment machen; einen Augenblick darauf begab er ſich hinweg, und flohe zur Prinzeßinn von — um daſelbſt zu ſpeiſen, wo er, wie ich hernach erfahren habe, alle Kennzeichen eines Verzweifelnden von ſich gegeben, und nicht einen Biſſen genießen können. So bald aber, als ihn Schaam und Wuth fortgejaget hatte, trat der Herr Graf von Podewils ins Zimmer der Königinn, und theilte ihr ſeine erhaltne Nachricht mit, welche ſich in einem Augenblicke am ganzen Hofe ausbreitete, und noch den nämlichen Abend in der Stadt bekannt gemacht wurde, um die Gemüther zu beruhigen. Die Freude, welche dieſe Nachricht in aller Herzen verurſachte, iſt nicht mit Worten auszudrücken. Die Einwohner von Berlin, welche gleich denen Schiffenden einen langen und

 ent-

entſetzlichen Sturm ausgeſtanden hatten, erblickten nun einen heitern Himmel, welcher ihnen ruhiges Wetter ankündigte. Das Ungewitter fieng an, ſich von ihnen zu entfernen, ſie hörten den Donner nur noch vom weiten rollen, die Wolken trennten ſich, ſie genoſſen ſchon im Geiſte heitere und ruhige Tage, und wahrhaftig, ſie wurden in ihrer Hoffnung nicht betrogen; denn, von dieſer Zeit an folgten die angenehmſten Nachrichten mit einer verwundernswürdigen Geſchwindigkeit auf einander, und der Friede ſtellte ſich endlich ein, um auf ihr Glück das Siegel zu drücken.

Den andern Tag erhielten wir die Beſtätigung von der Bataille bey Hennersdorf, zween Tage darauf die Nachricht von der Einnahme von Bautzen, woſelbſt der König ein anſehnliches Magazin gefunden, und einige Gefangne gemacht hatte; wiederum ein paar Tage darauf eine Nachricht von dem weitern Fortgange der königlichen Waffen, von dem Rückmarſche des Prinz Carls von Lothringen, welcher ſich gegen Böhmen zurück zog; ein andrer Courier brachte uns die Nachricht von dem Einmarſch des alten Fürſten von Anhalt-Deſſau in Sachſen, worein er von Halle her durch den Saalkrais gedrungen war; ein andrer brachte die Nachricht

von

von der Einnahme der Stadt Leipzig, deren Stadtrath dem alten Fürſten die Schlüſſel entgegen gebracht, und ſich auf Diſcretion ergeben hatte. Endlich ſchöpften wir von Tage zu Tage die beſte Hoffnung, und die Ankunft Sr. königl. Hoheit des Prinzen Heinrichs, welcher von Croſſen, vollkommen von ſeinen Blattern wieder hergeſtellt, zurück kam, erfüllte vollends aller Herzen mit Freude. Einige Flüchtlinge kamen in die Hauptſtadt zurück, andre blieben an den Orten ihrer Zuflucht, um das Ende dieſes wichtigen Auftritts daſelbſt zu erwarten.

Es waren einige Tage verſtrichen, daß wir keine beſondre Nachricht erhalten hatten. Ich war zu einer Dame von meiner Bekanntſchaft, die in der Neuſtadt wohnte, zum Abendeſſen gegangen, und begab mich bey guter Zeit wieder nach Hauſe. Um auf das Schloß zurück zu kehren, fuhr ich durch die ſchöne Allee, welche man hier unter den Linden nennet. Meine Kutſche war ſchon bis die Hälfte der Allee gefahren, als ich vom weiten den Schein von 50 Fackeln erblickte, welche über die Reuterbrücke herkamen, und ſich mir zu nähern ſchienen. Ich hielt dieſes im Anfange für ein Leichenbegängniß; allein, dieſe Fackeln giengen ſo ſchnell fort als der

Blitz,

Bliz, und hüpſten wie die Irrwiſche. Ich befahl meinem Kutſcher, ſtärker zuzufahren. Da ich näher kam, vernahm ich den Klang von ſehr vielen Poſthörnern, bald darauf ſah ich dieſen langen Trupp vor dem Palaſte des Marggrafen Heinrichs ſtille halten, hier ſtieg ich ab, und gieng hinein, um zu ſehen, was ſo eine ſonderbare Erſcheinung vorſtellen ſollte. Es lief alles im Palaſte wider einander, und ich erfuhr, daß der Herr Marquis von Deſcouville, ein Kammerherr der Königinn, welcher dieſem Feldzug als Freywilliger mit beygewohnet hatte, die Urſache davon wäre, daß ihn der König als Courier abgeſchickt hätte, die Nachricht von einem gänzlichen Siege nach Berlin zu überbringen, welchen die Trouppen Sr. Maj. unter Commando des Fürſten von Anhalt-Deſſau über die ſächſiſche Armee, nahe bey einem Dorfe mit Namen Keſſelsdorf erfochten hätten. Der Marquis hatte nicht eher als um 8 Uhr des Abends vor den Thoren zu Berlin ankommen können, und weil es ſchon Nacht war, ſo hatte er in die Stadt geſchickt, um 40 Poſtillons und eben ſo viel weiße Wachsfackeln zu verlangen. Das Ober-Poſtamt ſchickte ihm ſo gleich, was er gefordert hatte, und ſo bald als alles beyſammen war, ſetzte er ſich wieder zu Pferde, und hielt in Berlin ſeinen Einzug,

zug, wobey ihn alle dieſe Poſtillons mit brennenden Fackeln in der Hand begleiteten. Als man das Geſchrey von ſeiner Ankunft vernahm, ward es ſo gleich in der ganzen Stadt bekannt, und die Einwohner der Gaſſen, durch welche der Courier reiten mußte, um ſich auf das Schloß zu begeben, hatten ſogleich vor ihren Thüren Feuer angezündet, und Lichter in die Fenſter geſetzt; welches einer prächtigen Erleuchtung ähnlich ſah. Nachdem er denen beyden Königinnen, denen Prinzen und Prinzeßinnen die Nachricht dieſes Sieges überbracht hatte, hielt er für ſeine Schuldigkeit, dieſe wichtige Neuigkeit Sr. Sr. königl. Hoheiten, dem Marggrafen Heinrich und ſeiner Gemahlinn der Marggräfinn, als dem Schwiegerſohne und der Tochter des alten Fürſten von Anhalt, welcher den Sieg davon getragen hatte, in Begleitung ſeines ſämmtlichen Gefolges zu überbringen. Bey dieſem Palaſte nun traf ich ihn an, und erfuhr aus ſeinem Munde alle beſondre Umſtände dieſes Sieges. Ich begab mich geſchwind auf das Schloß, um denen beyden Königinnen, denen Prinzen und Prinzeßinnen dieſerwegen meinen Glückwunſch abzuſtatten, und fand noch den ganzen Hof verſammlet, und in der Entzückung der erſten Freude.

Den andern Tag überbrachte uns ein zweeter Courier die Beſtätigung dieſer Nachricht, mit der ausführlichſten Beſchreibung der Bataille, nebſt der Liſte der Todten und Gefangnen. Den folgenden Tag erfuhren wir die Einnahme von Dresden, welche Stadt der König von Pohlen verlaſſen, und ſich nach Prag begeben hatte. Kurz darauf hörten wir auch, daß der König, unſer Herr, ſelbſt nach Dresden gegangen wäre, daß Ihro Majeſtät von ſo vielen Strapatzen ein wenig ſich daſelbſt erholen wollten, daß Selbige das Te Deum &c. hätten ſingen, und die Oper ſpielen laſſen. Endlich empfieng der Herr Graf von Podewils Befehl, ſich dahin zu begeben, und wir muthmaßten gar bald, daß man daſelbſt an dem Frieden arbeiten würde. Und wahrhaftig, unſre Hoffnung war ſattſam gegründet, und dieſer ſo ſehnlich gewünſchte und uns ſo nöthige Friede wurde in der Hauptſtadt von Sachſen, unter der Aufſicht des Königs von Preußen und durch unermüdeten Fleiß des Herrn Kabinetsminiſters, Grafen von Podewils, des wieneriſchen Miniſters, Herrn Grafen von Kauniz, des engliſchen Miniſters, Herrn Villiers, und des ſächſiſchen Miniſters, Herrn von Bülau, wirklich geſchloſſen.

Ich will mich in keine beſondre Nachricht von dieſem Frieden einlaſſen. Die öffentlichen Blätter werden Dich ſattſam hiervon unterrichten. Wir erwarten in kurzen die Zurückkunft Sr. Maj. in Berlin, und unſre Herzen eilen ihm bereits ſchon entgegen.

Dieſes iſt, mein lieber Bruder, kürzlich die Geſchichte unſrer Gefahr, unſrer gehabten Unruhe, unſrer Errettung und unſrer nunmehrigen Freude. Ich ſchmeichle mir, daß dieſe ausführliche Nachricht Dir nicht wird mißfallen haben. Man läßt ſichs nicht entgegen ſeyn, wenn man von großen Vorfällen, die ſich in der Welt ereignen, und welche ſo unvermuthet eine andre Geſtalt gewinnen, die beſondern Umſtände erzählen höret. Ich habe Dir alles dieſes, ſo einfach als es mir möglich geweſen iſt, überſchrieben. Deine Einbildungskraft wird nicht ermangeln, dieſe Erzählung mit ſcharfſinniger Betrachtung auszuſchmücken. Lebe wohl.

Sieb.

Siebzigſter Brief.

An die Mademoiſelle von S**

zu Breßlau.

Berlin, den 1. Jan. 1746.

Mademoiſelle!

Ich freue mich unendlich, zu ſehen, daß Sie meiner Art zu denken Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Nur die Empfindung Ihrer Verdienſte, Ihrer Tugenden und Ihres vortrefflichen Charakters hatte vor einigen Jahren jene reine und aufrichtige Leidenſchaft in meinem Herzen angezündet, wovon ich Ihnen damals ein Bekenntniß that. Das Schickſal wollte bey unſrer, vermuthlich ewigen Trennung nicht, daß dieſe Leidenſchaft ihre ganze Lebhaftigkeit behalten ſollte. Es will Sie mit einem liebenswürdigen Gemahl verbinden, und mich hat es an den berliniſchen Hof verknüpft. Die Abweſenheit hat die Bande zerriſſen, welche uns vereinigten. Die große Leidenſchaft der Verliebten, welche weit von einander entfernt ſind, iſt nur in denen Romanen anzu-

anzutreffen. Die Fackel ihrer Liebe verlöſcht auf der Reiſe; aber die Empfindung einer zärtlichen Hochachtung und einer aufrichtigen Freundſchaft können bis ins Grab dauern. Dieſe Geſinnungen, Mademoiſelle, ſind es, welche ich Ihnen widme, und um die ich Sie wiederum auf Ihrer Seite zu bitten mir die Freyheit nehme. Unſrer beyderſeitigen Ruhe wegen, wollte ich nicht, daß wir einander ſo bald wieder ſähen, und ich wünſche, daß Ihr Herr Gemahl Ihr ganzes Glück machen möge; es wird mir aber das größte Vergnügen ſeyn, wenn ich das Band unſrer Freundſchaft wieder durch Unterhaltung eines Briefwechſels erneuern kann, den Sie mir antragen; und um Ihnen die erſte Probe meines Eifers und meines Gehorſams in dieſem Stücke zu geben, ſo will ich Ihnen ſogleich von den öffentlichen Freudensbezeigungen, welche der Friede und die Wiederkunft des Königs in Berlin veranlaßt haben, die verlangte Erzählung mittheilen.

So bald man in dieſer Hauptſtadt den Tag erfuhr, an welchem Se. Maj. hier wieder eintreffen wollten, fieng man an, die Anſtalten zu ſeiner Aufnahme zu machen. Alle Einwohner machten ſich gefaßt, ihre Häuſer zu erleuchten, und viele eifrige Bürger entſchloſſen ſich, einem Herrn entgegen zu gehen,

welcher, mit unſterblichen Lorbern bedeckt, in ſeine Hauptſtadt zurückkehrte, nachdem er für die Ehre und für das Vaterland geſtritten hatte.

Als der Tag angekommen, hörte man von früh an alle Glocken in der Stadt läuten. Gegen Mittag verſammleten ſich die Bürger-Compagnien vor den Häuſern ihrer Hauptleute, marſchirten hierauf an ihre beſtimmten Poſten, und ſtellten ſich von dem Stadtthore an bis an das große Schloßthor in doppelte Reihen. Alle dieſe Bürger hatten ihre beſten Kleider angelegt. Sie hatten einerley Hüthe und Waffen, ihre Officiers waren blau gekleidet, und ſie zogen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen auf. Ganz nahe bey dem Schloſſe war eine Freycompagnie von jungen Kaufleuten geſtellt, welche den Buchführer und Kaufmann Fromeri zu ihrem Hauptmann erwählet hatten. Ihre Fahne war weiß. Man ſah darinnen ein flammendes Herz mit dem Wahlſpruch:

Sic ardet pro rege.

Dieſe Reihen bewaffneter Bürger waren für das Auge der ſchönſte Anblick von der Welt. Se. königliche Hoheit der Prinz Heinrich hatte ſich mit dem frühſten aus der Stadt begeben, um dem Könige bis an den Ort, wo

Se.

Se. Maj. das Mittagsmahl beſtellen laſſen, entgegen zu gehen. Sie hatten das Vergnügen, daſelbſt dieſen Monarchen, dieſen Helden, und dieſen ſo geliebten und dem Vaterlande ſo werthen Bruder zu umarmen, und ihn in vollkommenſter Geſundheit und in der größten Zufriedenheit von der Welt zu finden. Sie blieben nicht lange bey der Tafel, Ihro Maj. ſetzten ſich gegen drey Uhr in Ihren Reiſewagen, und fuhren ganz gemächlich nach der Stadt zu. Unterdeſſen begaben ſich die Damen und die vornehmſten Einwohner haufenweiſe in diejenigen Häuſer, vor welchen der König vorbey gehen mußte, und das gemeine Volk verſammlete ſich auf denen Straßen. Niemals habe ich in meinem Leben ſo viel Leute beyſammen geſehen. Alle Fenſter vom Dache an bis auf die Erde waren beſetzt, die Dachziegel ausgehoben, und die Dächer voll Zuſchauer; auf denen Straßen wurde man faſt erdrückt.

Als der König noch zwo Meilen von Berlin war, trafen Ihro Majeſtät ſchon eine Menge treuer Unterthanen an, deren Begierde, ihn zu ſehen, dem Anſehen nach nicht bald genug befriedigt werden konnte. Ein wenig weiter hatten ſich alle die verſchiednen Geſellſchaften geſtellt, welche ihm zu Pferde entgegen gekommen waren, um ihn bis aufs

Schloß zu begleiten, und Se. Maj. nahmen dieſen Eifer mit den Merkmaalen der wahrhafteſten und gerührteſten Zufriedenheit und Güte auf. Der König ſaß in einem offnen Phaeton, und wurde von ſeinen zween Brüdern, dem Prinzen von Preußen und Heinrich begleitet. Der entſetzliche Haufe Volks, welcher ihn umgab, nöthigte ihn, nur Schritt vor Schritt zu fahren, und dieſes machte dieſen triumphirenden Einzug weit ſchöner und weit prächtiger. Der Zug geſchah auf folgende Weiſe:

Erſtlich ſah man die königlichen Poſtmeiſter erſcheinen, welchen etliche 100 Poſtillons folgten, die alle blau gekleidet waren, und ihre Poſthörner, auf welchen ſie zu blaſen nicht aufhörten, an orangefarbnen Schnuren hängen hatten. Nach ihnen kamen alle Fleiſcher der Stadt und der umliegenden Gegenden zu Pferde. Sie hatten ein Eſcadron formirt, waren braun gekleidet, trugen goldne Treſſenhüthe mit blauen Feldzeichen, ihre Pferde waren vortrefflich aufgezäumt, und ſie ſaßen ſehr geſchickt zu Pferde.

Auf dieſe folgte der Oberforſtmeiſter an der Spitze aller Jagdofficiere und aller Jäger aus der ganzen Gegend um Berlin. Dieſe hatten grüne Kleider an. Nach dieſen folgte ein

ein Detaſchement von dem Regimente der königlichen Jäger, und hierauf ein zahlreiches Eſcadron Freywillige, welches aus den vornehmſten Bürgern in Berlin beſtund, welche alle in der blauen Uniform des Königs gekleidet waren, und auf prächtigen Pferden ritten. Sie umgaben unmittelbar den Wagen des Königs. Viele Pagen von Sr. Maj. und von denen Prinzen folgten zu Pferde, und ein Detaſchement von der Garde beſchloß den Zug; einer langen Reihe Kutſchen nicht zu gedenken, wovon die Eigenthümer Sr. Maj. entgegen gekommen waren, und die Ihnen itzo folgten. So bald Se. Maj. durch die in Reihen geſtellte Bürgerſchaft fuhren, präſentirten dieſe das Gewehr, ihre Officiers grüßten ſelbige mit dem Eſponton und mit der Fahne, die Trommelſchläger ſchlugen den Marſch, das Volk ſchrie: Es lebe der König, es lebe Friedrich der Groſze. Die Weiber und die jungen Mägdchen ſtreuten vor ihm her Blumen auf den Weg; von den Dächern der Häuſer und aus den Fenſtern ſah man alle Augenblicke kleine Lorberkränze fliegen, welche die Einwohner und die Damen auf den Wagen des Königs warfen. Niemals habe ich ein ſchöneres und rührenders Schauſpiel geſehen. Der Pomp der Höfe, die prächtigen Feyerlichkeiten, welche auf

Befehl der Monarchen angeſtellet werden, hintergehen uns oft durch ein allzu blendendes Anſehn; allein, hier war nicht das geringſte angeordnet. Bloß die Bewunderung, der Eifer und die Liebe der Unterthanen hatte alles eingerichtet, alles angeſtellt. Die bloße Natur wirkte, und zwar auf eine ſolche Art, daß ſie der Menſchheit Ehre machte. Dieſe Betrachtungen bemächtigten ſich ſogleich meiner Seele, und ich wurde davon ſo ſehr gerührt, daß ich meine Thränen nicht zurückhalten konnte; allein Thränen, welche die Freude begleitete, und ſie angenehm machte. Das Betragen des Königs bey einer ſo feyerlichen Handlung, welche ſo geſchickt war, die großen Leidenſchaften in dem Herzen eines Monarchen zu erregen, trug ſelbſt vieles zu meiner lebhaften Emfindlichkeit bey. Die Zufriedenheit, die Gütigkeit, das Bewußtſeyn ſeiner Größe, und die Zärtlichkeit für ſein Volk, waren auf ſeinem Geſichte ausgedrückt. Er grüßte zur Rechten und Linken, er ſagte zu dem Volke, welches ſich mit Gewalt hindrängte, um ihn zu ſehen: **Erdrückt euch nicht, meine Kinder, nehmet euch in Acht, daß euch die Pferde keinen Schaden zufügen, daß euch kein Unglück begegnet!** Einige lächelte er an, zu andern redete er mit huldreicher Miene, mit einem

Worte,

Worte, er machte die allgemeine Freude vollkommen.

Ich hatte meinen Prinz auf einen Altan des Schloſſes hingeſtellt. So bald als ich ſah, daß ſich die Kutſche des Königs näherte, führte ich Se. königliche Hoheit unter das große Schloßthor. Ich hatte alle Mühe von der Welt, dahin zu kommen, ſo ſehr war die große Treppe mit Leuten angefüllt, und ich dachte mehr als einmal, ich müßte erſticken. Als Ihro Majeſtät aus der Kutſche ſtiegen, umarmten Sie ihren Bruder zärtlich, machten an uns insgeſammt ein ſehr freundliches Compliment, und wir hatten das Vergnügen, ihn bis in ſein Zimmer zu begleiten. Alsdenn gaben die Bürger mit ihren Flinten eine dreymalige Salve, und zogen mit rührendem Spiel und fliegenden Fahnen unter die Fenſter des Königs.

Es ſcheint, als wenn die größten und glücklichſten Begebenheiten des menſchlichen Lebens jederzeit mit Bitterkeit vermengt wären, und daß die Könige, auch in ihrem höchſten Glück, nicht ohne Verdruß und Widerwärtigkeit wären. Kaum hatten Ihro Maj. in ihrem Zimmer einen Augenblick ausgeruht, als man ihm die Nachricht brachte, daß ſein alter Hofmeiſter, Herr Duhan von Jandun,

ſterben wollte. Da Dieſelben für dieſen Greis eine ausnehmende Zärtlichkeit hegten, die ſich auf einen beſtändigen Umgang und die Erkenntlichkeit gründete, ſo fiel Ihnen dieſe Nachricht höchſt empfindlich, und Sie verlangten nicht nur ihn zu ſehen, ſondern Sie wollten ihm auch den größten Troſt, den er in der Welt noch hoffen konnte, da er ſo nahe an der Pforte des Todes ſtund, ertheilen, indem Sie ihm ſich als ſeinen gekrönten Lehrling, als einen beſcheidnen Sieger und einen Helden vor Augen ſtellten, welcher den Frieden mitbrachte, und einen triumphirenden Einzug gehalten hatte.

Um ſechs Uhr Abends war die ganze Stadt erleuchtet. Se. Maj. begaben ſich in Ihre Kutſche, und wurden von dem Prinz von Preußen und dem Prinz Heinrich begleitet. Der Prinz Ferdinand fuhr gleich hinter ſie her. Da ſie fortfuhren, befahl der König denen Pagen, ihn zum Herrn Duhan zu führen. Dieſer wohnte auf dem Werder, an einer Gegend, die ohne Ausgang und einem Sack gleich iſt, und dieſer ganze Sack war durch und durch mit Lampen erleuchtet, daß man genöthigt war, die Fenſter in dem Zimmer des Kranken aufzumachen, um zu verhindern, daß er nicht vor Hitze erſtickte. Es war dieſes ein ſehr rührendes Schauſpiel, einen

Ster-

Sterbenden mitten unter einer prächtigen Erleuchtung zu erblicken, der von Prinzen und einem triumphirenden Könige umgeben war, welcher mitten unter dem Zurufen und dem Freudengeſchrey des Volks dieſen Sterbenden tröſtete, ſeine Schmerzen mit ihm theilte, und ſich der Nichtigkeit aller Pracht und menſchlichen Hoheit erinnerte. Nachdem Se. Maj. den zärtlichſten Abſchied von dem armen Herrn Duhan genommen hatten, welcher in der That den andern Tag ſeinen Geiſt aufgab, ſtiegen Sie wieder in ihre Kutſche, und fuhren in der Stadt herum.

Ich will mich nicht in eine umſtändliche Erzählung dieſer prächtigen Erleuchtung einlaſſen, allein, hier überſchicke ich Ihnen die Beſchreibung hiervon gedruckt. Sie werden darinnen ſehr viel artige Sinnbilder und ſehr witzige Sinnſchriften antreffen, worinne man mit der Scharfſinnigkeit des heutigen Witzes, das Angenehme, den Nachdruck und die Kürze, mit welcher ſich die Alten ausdrückten, verknüpft hat; allein, Sie werden auch anmerken, daß alles dieſes ſo wohl mit gutem als ſchlechten Scherz untermengt iſt, wie es nicht anders ſeyn kann, wenn die Menge und ein jeder insbeſondre redet. Was ſagen Sie z. E. von dieſem guten Bürger, welcher ohne

Zweifel das letzte Schrecken noch im friſchen Andenken haben mußte, der den General Gruhn mit vielen öſterreichiſchen Huſaren hatte malen laſſen, die alle auf Krebſen ritten, und die Stadt Berlin in der Ferne, mit einem deutſchen Sinnſpruche, welcher den Innhalt hatte: alſo gieng der General Gruhn auf Berlin los? und von dem andern, welcher auf einem großen Gemälde viele Kutſchen mit 6 mit 4 und mit 2 Pferden beſpannt hatte ſetzen laſſen, desgleichen viele Kaleſchen, Karren und dergleichen, welche im vollen Rennen ſich von der Hauptſtadt entfernten, und mitten unter allen dieſen einen großen Haſen, welcher ebenfalls flohe, mit dieſen Worten: Zur Geſellſchaft? Uebrigens, Mademoiſelle, werden Sie Sich ganz leicht vorſtellen können, wie prächtig dieſe Erleuchtung in einer der größten Städte in Europa hat ausſehen müſſen, in welcher der größte Theil der Straßen nach der Schnur gezogen, und mit Paläſten und ſchönen Häuſern angefüllt ſind, worinnen die Märkte groß und regelmäßig gebaut, und welche ſehr ſchöne Brücken und Dämme hat. Die unendliche Mannichfaltigkeit in den Auszierungen eines jeden Hauſes mußten freylich das Auge aufs ſtärkſte rühren.

Der

Der König und der Hof giengen nicht eher als gegen zehn Uhr des Abends auf das Schloß zurück. Um dieſe Zeit begab ich mich ebenfalls in ein Haus, wo ich wußte, daß eine zahlreiche Geſellſchaft meiner Freunde eingeladen war. Als ich in den Saal trat, kam mir die Wirthinn entgegen, und anſtatt mich bey meinem Namen zu nennen, ſchrie ſie mich an: Ach! guten Abend, mein Herr von Vivat, einen ſolchen Eindruck hatte das Vivat Fridericus Magnus, welches man faſt bey allen Häuſern angebracht hatte, auf die Einbildungskraft gemacht, ſo ſehr hatte es alle Gemüther eingenommen, und ſo ſehr war es den Lippen zur Gewohnheit geworden.

Die ganze Nacht wurde mit Luſtbarkeiten zugebracht, welche die Bürger ein jeder nach ſeinem Vermögen angeſtellt hatten, und man hörte nicht eher auf, aus denen Flinten zu ſchießen, als bis es lichter Tag war.

Drey Tage darnach gab der König ein koſtbares Friedensfeſt im Opernſaal. Dieſes war ein großer maſquirter Ball, wo jedermann zugelaſſen wurde. Der Hof und der Adel wurden dabey an ſechs großen Tafeln bewirthet, und die Bürgerſchaft fand in den Winkeln des Theaters und hinter den letzten Wänden, Pyramiden und Schenktiſche, welche

welche mit Paſteten, kalten Gebratens, allerley Gebackens, eingemachten Sachen, Wein und gebrannten Waſſern beſetzt waren. Dieſes ganze ſchöne Gebäude war innwendig mit weißen Wachslichtern und von außen mit Lampen erleuchtet. Gerade vor dieſem Hauſe ſah man ein Gebäude, welches den Tempel des Janus vorſtellte, an welchem ein Kriegsmann, der auf römiſche Art bewaffnet war, die Thüren zuſchloß, und hinter dieſem Tempel ſpielte man ein prächtiges Feuerwerk. Der Ball dauerte bis an den hellen Tag, und die Maſquen fanden den Wein des Königs ſo vortrefflich, daß, als ich den folgenden Tag gegen Mittag vor dem Opernhauſe vorbey gieng, ich zwo Nymphen als Schäferinnen gekleidet herausgehen ſah, welche, nachdem ſie dem Bacchus zu ſehr geopfert hatten, in die Hände des Gottes Morpheus gefallen, in den Nebenzimmern eingeſchlafen waren, und bey ihrer Erwachung die Thüren verſchloſſen gefunden hatten. Als der Thürhüter das Lärmen hörte, ſo ſie machten, um einen Ausgang zu finden, kam er ihnen zu Hülfe, begieng aber die Unhöflichkeit, dieſe ſchönen Schäferinnen am hellen Mittage in dem Anzuge, den ſie trugen, vor die Thüre zu ſetzen, und ſogleich wurden ſie von einem Haufen Volks und Gaſſenjungen verfolgt, welche ſie mit ſpötti-

ſchen

ſchen Geſchrey bis in die nächſte Hauptwache begleiteten, wohin ſie ihre Zuflucht nahmen.

Sie ſehen, Mademoiſelle, daß die größten Begebenheiten ſtets mit kleinen lächerlichen Zufällen begleitet ſind. Ich glaube, dieſer letzte wird Sie zum Lachen bewegen. Wenigſtens hat er mich ſehr beluſtiget, als ich ihn vor meinen Augen vorgehen ſah. Ich habe Ihnen ſo kurz als mir möglich geweſen, die vornehmſten Feyerlichkeiten dieſes für das preußiſche Volk ſo glücklichen Tages erzählt; des ſchönſten Tages, welchen der König vielleicht in ſeinem Leben haben wird, und des beweglichſten, der jemals vor diejenigen entſtehen wird, welche durch die Empfindungen des Herzens mit ihm verbunden ſind. Ach! wenn Sie nur in Berlin geweſen wären, Mademoiſelle, ich bin verſichert, Sie würden Ihre Freudenthränen mit denen meinigen vermiſcht haben, und mein Glück würde vollkommen geweſen ſeyn, wenn ich es mit Ihnen hätte theilen können; denn niemand in der Welt iſt wahrhafter als ich.

Ein

Ein und ſiebzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Braunſchweig.

Berlin, den 20. März, 1746.

Mein liebſter Herr Bruder. Nein, ich kann Ihnen die Ueberſetzung von dem Hochzeitgedichte, welches ich auf die Vermählung des Herrn Obriſten von W** und der Fräulein von K** einer Hofdame Jhro Maj. der königlichen Frau Mutter verfertiget habe, nicht überſchicken. Es iſt ein bloßer Scherz, der ſich auf eine beſondre Geſchichte bezieht, und auf ein Wortſpiel hinausläuft, worzu der Name des Bräutigams, welcher in unſrer Sprache ſo viel als gänzlich bereit heißt, Gelegenheit gegeben hat. Dieſe Zweydeutigkeit läßt ſich nicht gut im Franzöſiſchen ausdrücken, und folglich würden meine Verſe bey einer Ueberſetzung unendlich abgeſchmackt werden. Nach dem Eingange habe ich darinnen einen ſehr ſcherzhaften Satz ausgeführt, und behauptet, daß, da die Damen kein ander Glück, als dasjenige, ſo ihnen die Heyrath darbietet, zu ver-

fol-

folgen hätten, die Kunſt zu gefallen für ſie ein eben ſo wichtiger Gegenſtand, als der Sieg für den Helden, die Ehre und die Wiſſenſchaft für den Staatsmann, für den Gelehrten u. ſ. w. ſeyn müſſe. Ich mache hieraus den Schluß, man müſſe die Sorgfalt, welche ein junges Frauenzimmer auf ihren Schmuck und Putz verwendet, für keine Eitelkeit, noch alle jene kleine Ausforderungen, jene verſtohlne Blicke, jene Vorzüge, die man giebt, und wieder verweigert, und das ganze Spiel, welches die Empfindung ſo gut nachahmet, und durch deren Anwendung die Schönen die Mannsperſonen ſo geſchickt zu bereden wiſſen, als wenn ſie Geſchmack an ihnen fänden, für Buhlerey halten. Eben dieſer Grundſatz dient mir noch die Unbeſtändigkeit des ſchönen Geſchlechts zu rechtfertigen, und zu beweiſen, daß, da die Frauenzimmer durch die Liebe ihr Glück machen, es auch billig iſt, daß ſie ſich für den beſten erklären, ohne daß ſie an eine erſte Neigung gebunden ſeyn ſollten, welche durch eine zwote und im Nothfall durch eine hunderte verdrängt werden könnte, wenn nur die letzte durch ihren wahren Werth die andern übertrifft. Sie ſehen wohl, daß die Ironie in dieſem Aufſatz nicht geſchont iſt, und daß der Satz, den ich behaupte, mir überflüßige Gelegenheit darzu an die Hand

giebt.

giebt. Jhro Hoheit der Prinz von Preußen brachte mir die erſten Begriffe hierzu bey, und er hat ſolches hernach dem Könige in Potsdam vorgeleſen. Man ſagt, daß Jhro Maj. darüber gelacht, und dieſe Kleinigkeit mit Jhrem Beyfall beehret haben ſollen. Die vortrefflichſten Genies beluſtigen ſich zuweilen die mittelmäßigen durch ihren Beyfall aufzumuntern. Jm übrigen hat dieſes Stück zu einer kleinen ſehr komiſchen Geſchichte Gelegenheit gegeben, welche ich Jhnen zu erzählen nicht umhin kann. Da ich nicht willens war, mich für den Verfaſſer bekannt zu machen, ſo ſetzte ich auf den Titel ſtatt meines Namens einen Buchſtaben aus dem Alphabet, den ich Jhnen nicht ſagen will, weil man die Wunder erzählen kann, ohne die Heiligen zu nennen, und weil ich Jhre Einbildungskraft hierbey nicht beſchäfftigen will. Wir haben in Berlin einen braven ehrlichen Mann, welcher ſich aber durch ſeine wenige Einſicht berühmt gemacht hat, und welcher unſern böſen Spottvögeln nur gar zu oft zum Ziel ihrer Spötterey dienen muß. Unglücklicherweiſe fängt ſich ſein Name mit denjenigen Buchſtaben an, unter welchen ich den meinigen verſteckt hatte. Verſchiedne unſrer Hofleute nahmen daher Gelegenheit, ihren Spaß mit ihm zu treiben. Sie machten ihn im vollen

Ernſte

Ernſte weiß, daß man auf ihn den Verdacht hätte, als wenn er dieſe Satyre geſchrieben, und daß er hiervon viel Verdruß haben würde. Er gerieth dadurch in Angſt, und ſuchte den Herrn von Borke, den Miniſter der auswärtigen Geſchäffte auf, um ihm ſeine Unſchuld zu bezeigen, indem er betheuerte, daß er bereit wäre, einen Eid abzulegen, und ſolchen auf ſeinem Todtbette zu wiederholen, daß er niemals daran gedacht hätte, dieſes Hochzeitgedichte zu verfertigen. Der Miniſter antwortete ihm: daß er ihm auf ſein Wort glaubte, und daß ihm ganz Berlin ſattſame Gerechtigkeit wiederfahren ließe, und überzeugt wäre, daß er auch nur einer einzigen Zeile eines ſolchen Gedichtes unfähig ſey. Er gieng ſehr zufrieden, und ganz beruhiget wieder fort. Dieſe kleine Begebenheit hat dem Hofe und der Stadt etliche Tage lang viel Vergnügen verurſacht.

Ich darf es faſt nicht wagen, mein lieber St**, Ihnen ein Exemplar vom gedachten Gedichte zu überſchicken; ich fürchte mich für die Strenge Ihres Urtheils. Sie haben in dieſer Art bey verſchiednen hohen Vermählungen, die an Ihrem Hofe ſind begangen worden, Meiſterſtücke verfertiget,

und das Mittelmäßige iſt in den Augen dererjenigen, welche Vollkommnes hervorzubringen wiſſen, jederzeit ſchlecht. Es iſt hierbey mit den Werken des Witzes, wie mit den Statüen.

Da man beyde entbehren kann, ſo ſcheint auch in dieſen ſo wohl als in jenen die geringſte Kleinigkeit einen Anſpruch auf unſre Bewunderung zu machen, aber in beyden iſt nur das Vortreffliche leidlich. Ich kann Ihnen aber nichts verſagen, und ohngeachtet der Gefahr, die ich laufe, Ihre Kritik zu erdulden, überſende ich Ihnen dieſe Kleinigkeit.

Zwey und ſiebzigſter Brief.

An den Herrn von M**
zu Hannover.

Potsdam, den 20. May, 1746.

Endlich, mein allerliebſter Freund, habe ich nach einer ſechsjährigen Bemühung den Endzweck erreicht, den ich gewünſcht habe, nämlich in einem ſolchen Zuſtande zu ſeyn, daß ich zu der Perſon des Königs einen freyen Zutritt hätte. Glauben Sie nicht, daß die Eitelkeit dieſes Verlangen bey mir erregt hat, oder daß ich, durch einen blinden Hochmuth gereizt, ſuchen ſollte, mich dem Throne zu nähern, von welchem mitten unter dem Ausfluß der Gunſt und Gnade Donnerſchläge kommen können. Nein, mein Herr, es hat mich vielmehr die Demuth, als der Stolz, darzu bewogen. Ich habe geglaubt, daß, wenn ich mich den öffentlichen Geſchäfften widmen wollte, ich die Kunſt zu regieren auf keine ſchönere Art erlernen könnte, als zu den Füßen des größten Meiſters und des erleuchtetſten Monarchens. Meine Wünſche ſind erfüllt. Ich

ſehe und höre Friedrichen. Dieſer iſt mein Apollo. Die Orakel, die er mir giebt, ſind nicht mit fürchterlichen Zubereitungen verknüpft. Wenn ich mich dem Tempel nähere, ſo höre ich nicht, wie zu Delphos, den Donner ertönen, noch fühle ich, daß die Erde unter meinen Füßen zittre; es iſt auch in dem ganzen Palaſte zu Potsdam keine Prieſterinn, deren unruhige Bewegungen zu Ertheilung zweydeutiger und nichtsbedeutender Ausſprüche Schrecken einjagt. Ich eile vielmehr allemal, wenn ich zum Könige gerufen werde, auf den Flügeln des Vergnügens zu ihm, eine geheime Freude nimmt meine Seele ein, und ich gehe niemals ohne Zufriedenheit und ohne Unterricht von ihm weg. Sehen Sie, liebſter Freund, wie ich dieſes Glück erlangt habe.

Seitdem der Friede zu Dresden denen brandenburgiſchen Staaten die Ruhe wieder gegeben, hält ſich der König in Potsdam auf, woſelbſt Se. Maj. im Schooß der Ruhe ihr Volk regieret, und ſich in dem Zwiſchenraum ihrer großen Beſchäfftigungen mit Studiren die Zeit vertreibt. Ihre Zärtlichkeit für ihre liebenswürdigen Brüder hat die Prinzen Heinrich und Ferdinand in dieſen Aufenthalt gezogen. Der letztere erhielt nur vor kurzer Zeit den Befehl, ſich von Berlin

zu

zu erheben, und ſeine Hofſtatt nach Potsdam zu verlegen, wo der König einige Zimmer auf dem Schloſſe Ihro königlichen Hoheit eingeräumet hatte, um in Zukunft mit ihrem Gefolge darinne zu wohnen. Der Prinz gehorchte mit Freuden. Er gab allen ſeinen Bedienten, welche in Berlin zurückblieben, Penſion, und den Tag vor unſrer Abreiſe gab er dem ganzen Hofe ein prächtiges Feſt, worauf ein Ball folgte. Den andern Tag reiſten wir nach Potsdam ab, und ich muß Ihnen bekennen, daß ich mit der Art, wie mich Se. Maj. das erſtemal daſelbſt empfiengen, keine Urſachen hatte, zufrieden zu ſeyn, und ich kann bis dieſe Stunde die Urſachen davon nicht ergründen, noch mich entſinnen, daß ich auf irgend eine Art die geringſte Züchtigung verdient hätte; allein, einige Tage darnach erwieſen mir ſelbige die Gnade, mir alle meine Betrübniß, wovon mein Herz voll war, in einer beſondern Unterredung zu benehmen, und von dieſem Tage an haben Sie nicht aufgehöret, mich mit beſondrer Achtung und Gütigkeit zu überhäufen. Se. Maj. laſſen mich nicht nur oft zur Geſellſchaft zu ſich rufen, um ihnen was vorzuleſen, oder ſie in das Concert zu begleiten; ſondern ich habe auch die Ehre faſt alle Abende in ihrer kleinen Tiſchgeſellſchaft, welches eine Art von gehei-

mer Tafel iſt, mit ihr zu ſpeiſen. Dieſes Glück, ſo groß es auch iſt, rührt mich nicht ſo ſehr, als mich das Vergnügen ergötzt, den König und die geiſtreichen Perſonen ſprechen zu hören, die er zu ſeinen Abendmahlzeiten einladen läßt. Ich zweifle, ob in Europa eine witzigere, angenehmere, lehrreichere und lebhaftere Geſellſchaft anzutreffen iſt, als an dieſer Tafel. Es ſcheint, als wenn ſich der Monarch eine Luſt mache, ſich dabey ſeiner königlichen Würde zu entſchlagen, um nur als der liebenswürdigſte unter den Menſchen zu erſcheinen; im Gegentheil aber hat er das Vergnügen zu ſehen, wie wir auf unſrer Seite den Schleyer ablegen, mit welchem die Hofleute jederzeit das Geſicht bedecken, wenn ſie ſich der Majeſtät nähern, weil ſie befürchten, ſie möchten ihren blendenden Glanz nicht vertragen können, oder wohl gar davon verzehret werden. Man ſieht hier einen König, der ſich aber nur als ein liebenswürdiger Beſchützer beträgt, und begünſtigte Unterthanen, welche vor ſeinen Augen einher gehen, ohne ſich vom Kopfe bis zum Füßen mit Waffen zur Vertheidigung zu verwahren. Die Herzen ſind hier wechſelsweiſe einander offen, und der Geiſt wird durch keine Feſſeln gebunden. Wenn das Concert aus iſt, ſetzt man ſich zur Tafel, die Unterre-

dung wird lebhaft, und der König wundert ſich manchmal ſehr, zwey Uhr nach Mitternacht ſchlagen zu hören, wenn er glaubt, daß er kaum eine Stunde bey der Tafel geweſen.

Auf dieſe Art verfließen, ſo zu ſagen, unter dem Schatten des Throns, unſre Tage heiter und ruhig. O! möchte doch unſer Glück von der Abwechſelung, welche mit allen menſchlichen Dingen verknüpft iſt, befreyt ſeyn! o möchte doch die Vorſehung vornehmlich die koſtbare Geſundheit des Königs unverlezt erhalten!

Drey und ſiebzigſter Brief.

An Ebendenſelben.

Potsdam, den 15. Sept. 1747.

Ihre Verweiſe, wertheſter Freund, fallen mir ſehr empfindlich, weil ſie gerecht zu ſeyn ſcheinen. Es iſt wahr, ich habe in funfzehn Monaten nicht an Sie geſchrieben, allein, glauben Sie ja nicht, daß die Eitelkeit die Stimme der Freundſchaft in meinem Herzen unterdrückt, und daß ich diejenigen an dem Fuße des Throns vergeſſen habe, welchen die meinige ſo rechtmäßiger Weiſe gewidmet worden. Unterdeſſen iſt dieſes der Innhalt Ihres Briefes, oder wenigſtens glaube ich ſo etwas darinnen zu entdecken; erlauben Sie aber, mein Herr, daß ich Ihnen dieſe falſche Meynung benehmen, und die Urſachen meines Stillſchweigens aufrichtig erzählen darf.

Je mehr mich der König ſeit einiger Zeit mit Gnade und Vertrauen überhäuft hat, deſto mehr habe ich geglaubt, daß ich meinen Briefwechſel und die Verbindungen, welche ich in verſchiednen Ländern gehabt habe, einſchrän-

ſchränken müßte. Ich will, wie die Frau des Cäſars, ſelbſt von dem Verdachte frey ſeyn. Sie wiſſen, daß der König ſeine Staaten durch ſich ſelbſt regieret, und folglich werden Sie einſehen, daß das Schloß zu Potsdam ein gemeinſchaftlicher Mittelpunkt iſt, in welchem ſich alle Linien und alle Aeſte der Regierung vereinigen. Ich habe meine Augen für allen Beobachtungen hier gänzlich verſchloſſen. Ich bin auf nichts aufmerkſam geweſen, als nur meinem Herrn zu gefallen, und die Staatskunſt im Großen zu erlernen, ohne die Gegenſtände insbeſondre zu betrachten; ich habe meine Feder einzig und allein zur Unterweiſung des Prinzen geführt, und ich habe mir ſelbſt ein Vergnügen, welches für mich ſehr verführeriſch iſt, entzogen, nämlich an einen ſo geliebten und ſo werthen Freund, als wie Sie ſind, zu ſchreiben. Allein, noch mehr. Der König hat mir die Gnade erwieſen, mich bey ſeinen Beluſtigungen von der Geſellſchaft ſeyn zu laſſen, und auf ſeinen Reiſen mitzunehmen. Sie ſehen, daß bey ſolchen Zerſtreuungen wenig Zeit übrig bleibt, einen ordentlichen Briefwechſel abzuwarten. Wir haben einen Theil von denen zween vergangnen Sommern bald zu Sansſouci, bald zu Charlottenburg, bald zu Oranienburg, und bald zu Rheinsberg zuge-

bracht. Die Königinnen, die Prinzeßinnen, die Prinzen und der größte Theil derjenigen Damen und Cavaliers, welche unmittelbar vom Hofe abhängen, haben an dieſen Luſtbarkeiten Theil gehabt. Ueberall haben wir bequeme und wohl ausmeublirte Zimmer, ausgeſuchte Ergötzungen, prächtige Gärten, Bälle, Erleuchtungen, Kunſtfeuer, eine ganz königliche Tafel, und Getränke der Götter gehabt. Der König iſt beſtändig ſehr aufgeräumt geweſen. Wir haben ihn dagegen als den Schöpfer und Vater unſrer Freude betrachtet. Zu Rheinsberg hat er uns das Trauerſpiel Britannicus vorſtellen laſſen, wo ich die Rolle des Nero geſpielt habe. Die andern ſpielenden Perſonen waren beynahe lauter Prinzen. Ihro königliche Hoheit, die Prinzeßinn Amalia, ſtellten die Agrippine mit einer verwundernswürdigen Geſchicklichkeit vor.

Bald hätte ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß unſre Luſtbarkeiten durch ein Unglück, wovon Sie ohne Zweifel werden gehöret haben, dieſen Sommer etliche Wochen lang gehemmt geweſen ſind. Der König hatte die Königinnen nach Charlottenburg eingeladen, um ſich etliche Wochen daſelbſt aufzuhalten. Auf dieſe Art begab ſich alſo der ganze Hof dahin, und wir waren 280 Perſonen,

ſonen, die auf dem Schloſſe logirten, die Kammerweiber und Kammerdiener ꝛc. mit darzu gerechnet. Jeder Tag ſollte durch eine neue Luſtbarkeit merkwürdig werden. Wir hatten uns drey Tage da aufgehalten. Es war franzöſiſche Komödie, und des Abends große Tafel geweſen. Nach aufgehobner Tafel entſchloß ſich Jhro Maj. die regierende Königinn, in die Stadt zurück zu kehren, und auf dem Schloſſe zu ſchlafen, damit ſie den andern Tag bey guter Zeit in Charlottenburg wieder eintreffen könnte. Man war den ganzen Tag ſo vergnügt als möglich geweſen, und wir hatten die Ehre, Jhro Maj. und ihre Damen im vollen Lachen und Scherzen bis an die Kutſche zu begleiten, von da ſich ein jeder ganz ruhig wieder in ſein Zimmer begab. Allein, kurz nach zwey Uhr des Morgens wurde ich durch den Schall der Trompete von der Leibwache aufgeweckt, welche ihre Hauptwache gleich bey dem Eingange des Schloſſes hat. Ich ſtund geſchwind auf, und gieng an das Fenſter; da ich aber ſah, daß alles ganz ſtille war, ſo legte ich mich wieder zu Bette, indem ich glaubte, es wäre die Reveille, von der das Lärmen herrührte. Kaum war ich zwo Minuten darinnen geweſen, als der Prinz Ferdinand mit aller Gewalt an meine Thüre ſchlug, und ſchrie: Stehen

Sie

Sie geſchwind auf, das Schlöß ſteht in Feuer, die Königinn Mutter und meine Schweſter Amalie ſind in Gefahr. Ich warf mich aus dem Bette, und nahm weiter nichts um mich, als meinen Schlafrock, wir giengen in das Schlafzimmer der Prinzeßinn, und halfen ſie ankleiden, und in Sicherheit bringen. Als wir in den Schloßhof kamen, ſahen wir ein vollkommnes tragikomiſches Schauſpiel. Dieſes war Ihro Maj: die königliche Frau Mutter, welche in einem Tragſeſſel von zween Soldaten von der Leibwache getragen, und auf der einen Seite durch den Herrn von Pannewitz, den Lieutenant bey der Garde, welcher völlig angekleidet, geſtiefelt und geſpornt, und im Oberrocke war, und auf der andern Seite durch den Herrn Baron von Pollnitz im Schlafrocke, Pantoffeln und in einer Nachtmütze begleitet wurde. Viele Bediente folgten der Königinn hinten nach. So ſehr ich auch erſchrocken war, ſo mußte ich dennoch bey dem Anblick einer ſolchen Begleitung überlaut zu lachen anfangen; und als ich die erhabenſte Prinzeßinn von der Welt in ſo einem elenden Staate erblickte, fiel mir den Augenblick der Vers des Racine ein:

Ich? die Tochter, Frau und Schweſter, und
die Mutter eurer Herrn?

Unter

Unter der Zeit, als ich dieſe Betrachtung anſtellte, zeigte ſich meinen Augen ein neuer Auftritt, der Schauplatz änderte ſich in einem Augenblicke, und ich ſah um mich herum einen Abriß des jüngſten Tages. Die Flammen fiengen an durch die Schloßfenſter durchzuſchlagen, der traurige Ton der Trompeten hörte gar nicht auf, alle Thüren eröffneten ſich, von allen Seiten ſah ich Manns- und Weibsperſonen halb nackend wie aus der Erde herauskommen. Hier ſah man eine Hofdame in einem bloßen Unterrocke und barfuß, dort einen Hofcavalier im Hemde, hier einen andern im bloßen Schlafrocke, dort eine Dame, welche zwey Strümpfe über einander gezogen hatte, und welche folglich einen Fuß nackend zeigte. Mit einem Worte, es war keine Art von Stellung, kein außerordentlicher Anzug, keine ſeltſame Geſtalt, die man nicht in dieſem Augenblick hätte zum Vorſchein kommen ſehen. Die Furcht war auf allen Geſichtern gemalt. Ein jeder ſchrie zu ſeinen Leuten, und alle Bedienten liefen bald hier bald da an einander an, um die Kleider und Sachen ihrer Herren zu holen. Ich ſelbſt war in einer ſehr beſchwerlichen Verlegenheit. Der Wohlſtand und die tiefe Ehrerbietung, welche ich denen Durchlauchtigen Perſonen, die mich umgaben, ſchuldig war, nöthigten mich,

mich, aus meinem Schnupftuche einen Gürtel zu machen, damit ich meinen Schlafrock zuhalten konnte, und ich hatte den Verdruß, zu ſehen, wie meine Bedienten die unentbehrlichſten Stücke meiner Bekleidung in Sicherheit zu bringen ſuchten. Wir brachten endlich die Königinn, die Prinzeßinnen und alle Damen am äußerſten Ende des neu erbauten Schloßflügels in einem Saal zuſammen, woſelbſt ſie in vollkommner Sicherheit waren; nach dieſem liefen wir alle an den Ort hin, wo die Feuersbrunſt ausgebrochen, welches das Audienzzimmer der königlichen Frau Mutter war, und an das Zimmer ſtieß, wo Se. Maj. geſchlafen hatten. Wir fanden, daß die Flammen ſehr ſtark überhand nahmen, und daß das ganze Schloß in Gefahr war. Ich lief mit eilfertigen Schritten nach der Kapelle zu, und wollte verſuchen, ob ich ſie retten könnte, weil ſie eine der ſchönſten in Europa, und mit einer gemalten Decke von der Arbeit des berühmten Terweſten gezieret iſt. Ich hatte das Glück, meinen Endzweck zu erreichen. Indem ich aber dahin gieng, traf ich den König an, welcher ganz ruhig auf der Terraſſe hin und her ſpatzierte, und zu mir ſagte: Je nun! es iſt ein Unglück! aber die Arbeitsleute in Berlin werden da-

durch

durch gewinnen, wenn nur niemand einen Schaden dabey nimmt.

Aus der Stadt Charlottenburg ſelbſt konnten wir nur ſchwachen Beyſtand erlangen; da aber dieſe Stadt zwiſchen Berlin und Spandau mitten innen liegt, ſo hatte man gar bald unſre Noth daſelbſt entdeckt, und da man den König und die ganze königliche Familie in Gefahr zu ſeyn glaubte, ließen der Commendant in Berlin und der in der Veſtung von Spandau Lärm ſchlagen, und jedermann kam herzugelaufen, das Feuer zu löſchen. Die große Allee, welche von Berlin nach Charlottenburg führt, wimmelte von Leuten. Se. königl. Hoheit, der Marggraf Carl, kamen in vollem Galopp an, und hinten nach folgten die Feuerſpritzen, woran man die Pferde in vollem Zügel rennen ließ. So bald als alle dieſe Hülfe anlangte, brachte man es bald dahin, daß die Heftigkeit der Flamme gedämpft wurde, um ſieben Uhr des Morgens war alles gelöſcht, ein jeder ſuchte ſeine Kleider und ſeine Sachen wieder zu finden, und ſich mit einem Frühſtücke zu verſehen.

Es waren eigentlich nicht mehr als 3 bis 4 Zimmer im Schloſſe niedergebrannt. Unterdeſſen ſchätzte man den Schaden auf 25000 Thaler. Der König befahl dem Herrn von

Kno-

Knobelsdorf, dem Oberaufſeher über die Gebäude, alles auf das genauſte wieder herſtellen zu laſſen, ſo, wie es vor dem Brande geweſen wäre. Der Hof ſpeiſte noch des Mittags zu Charlottenburg, gieng aber nach der Tafel aus einander. Die beyden Königinnen kehrten wieder nach Berlin, und wir nach Potsdam. Unterdeſſen verſammlete man ſich 8 Tage darauf wieder zu Oranienburg bey Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen, wo die Luſtbarkeiten eben ſo häufig, als wie in Rheinsberg waren.

Ich war willens, wertheſter Freund, Ihnen noch etwas von meinen Reiſen zu ſagen, welche ich in dem Gefolge des Königs gethan, und einen kurzen Abriß von meiner Lebensart zu machen, die ich etliche Jahr daher geführt habe; allein, es ſoll ein andermal geſchehen. Man unterbricht mich wegen einer Spatzierreiſe, die wir nach Sansſouci thun wollen, und kaum läßt man mir ſo viel Zeit, Sie meiner zärtlichen Freundſchaft zu verſichern.

Vier und ſiebzigſter Brief.

An Ebendenſelben.

Potsdam, den 10. Oct. 1747.

Ich habe Ihnen, wertheſter Freund, eine Erzählung von unſern Reiſen verſprochen, und hier folgt ſie. Ich laſſe alle Weitläuftigkeit weg. Ich habe die Ehre gehabt, dem Könige zwey Jahr hintereinander nach Schleſien, nach Magdeburg und nach Stettin zu folgen, wo Se. Maj. nicht nur ihre Truppen gemuſtert, ſondern auch verſchiedne Theile des Civilſtaats unterſucht haben. Die Reiſen, welche die regierenden Fürſten in die Provinzen thun, können, dünkt mich, der Wohlfahrt des Volks entweder ſehr nützlich oder ſehr nachtheilig ſeyn. Wenn der Fürſt mit einem zahlreichen Gefolge reiſt, wenn er keine andre Abſicht hat, als ſeine eitle Neubegierde zu befriedigen, oder einen morgenländiſchen Prunk ſehen zu laſſen, ſo ſind die Menge friſcher Pferde, welche die Einwohner des Landes bey einer jeden Station liefern müſſen, die Unkoſten, ſo ſich die Obrigkeiten und die

Bürger der Städte machen, die Zerſtreuung des Volks, die Unterbrechung einer jeden Arbeit, die gebrachten Geſchenke, alles Sachen, die einer Provinz zur Laſt gereichen; reiſt er aber mit einem kleinen Gefolge, nimmt er die Bittſchriften ſeiner Unterthanen gnädig an, unterſucht er ihre Beſchwerden, wie auch das Betragen ſeiner Renthbedienten und ſeiner Richterſtühle, unterſucht er die Beſchaffenheit ſeiner Truppen genau, ſo verwandelt er das Gift in ein heilſames Arzneymittel; ſeine Gegenwart gleicht alsdenn der Sonne, welche ſo wohl in den näheſten, als auch in den entfernteſten Gegenden alles belebet. Ich habe die unendliche Sorgfalt und Mühe, die ſich der König gegeben hat, um dieſen Endzweck zu erreichen, mit meinen Augen angeſehen. Es iſt wahr, für uns andre Privatperſonen iſt nichts beſchwerlicher, als in dem Gefolge eines ſo lebhaften Monarchens zu reiſen, welcher, ungeachtet der entſetzlichſten Hitze, ſo ſchnell als ein Blitz fährt, welcher unterwegens alle Augenblicke etliche Regimenter muſtert, und welcher ſich in denen Städten nur ſo lange aufhält, als er Zeit zur Unterſuchung braucht; allein, dieſe Strapatzen ſind auch mit vielen Annehmlichkeiten verbunden. Man reiſt mit einer verwundernswürdigen Geſchwindigkeit, jede deutſche Meile findet man friſche

Poſt-

Poſtpferde bereit. Die Edelleute umher, die Jagdbedienten des Kraiſes, die Einwohner derſelben Gegend, welche eine Bittſchrift zu überreichen haben, die Bauern, welche für die Pferde ſorgen müſſen, alles dieſes wartet auf jeder Station, und man bekommt alle Augenblicke neue Geſichter, und ſo zu ſagen, eine neue Verzierung des Theaters zu ſehen. Ueberall bietet man uns Früchte, Erfriſchungen, und öfters Frühſtücke und kleine Mahlzeiten an. Ein jeder ſucht auf alle Weiſe uns nützlich zu ſeyn, oder uns ein Vergnügen zu machen. Kommen wir in die Städte, ſo findet man da den ganzen Adel, alle Präſidenten und königliche Räthe, die Officiers, die Magiſtratsperſonen und die vornehmſten Bürger verſammlet. Wir machen neue Bekanntſchaften, oder wir erneuern die alten; man iſt vor diejenigen, welche von dem Gefolge des Königs ſind, über die maßen höflich und aufmerkſam, da ſind nichts als Bälle, nichts als Luſtbarkeiten, und über das alles lernt man die Stärke und die Schwäche einer jeden Provinz erkennen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was Schleſien für ein ſchönes Land iſt, desgleichen das Herzogthum Magdeburg und der Theil von Pommern, welcher um Stettin herum liegt. Man weis nicht, welchem von dieſen Ländern man den Vorzug geben ſoll.

Sie wimmeln von Einwohnern, und ein jedes hat ſeine beſondern Schönheiten. Schleſien iſt groß, voller Städte, Dörfer, Schlöſſer und Klöſter, hat viele Manufacturen, und wird von der Oder und verſchiednen kleinen Flüſſen benetzt. Magdeburg war vordem ein Erzbißthum. Das heißt alles geſagt. Sie wiſſen, mein Herr, daß die Kirche niemals in Wüſteneyen ihren Hauptwohnſitz aufgeſchlagen hat, noch auch in unfruchtbaren Gegenden. Das Erdreich bey Magdeburg und im Saalkraiſe, welches einen Theil davon ausmacht, iſt das fruchtbarſte in ganz Deutſchland. Die Elbe und der Saalſtrom fließen durch dieſes Land, und machen ſolches zur Handlung geſchickt. Stettin, welches am baltiſchen Meere einen Hafen hat, zeigt dem Auge die Handlung zur See und eine ziemlich beträchtliche Schiffahrt. Der ganze pommeriſche Adel iſt haufenweiſe in dieſer Stadt. Und die Einwohner daſelbſt ſind luſtig, höflich und geſellſchaftlich.

Auf unſrer letzten Reiſe, die wir nach Stettin thaten, geſchah es, daß der König ſo gnädig war, und mir das Amt eines Oberaufſehers über alle ſeine Univerſitäten anvertraute. Sehen Sie, ich bin auf einmal

mit fünf Töchtern geſegnet *), dieſe ſind, Halle, Frankfurt an der Oder, Königsberg in Preußen, Duysburg und Lingen. Bey unſrer Wiederkunft ernennten mich Se. Maj. auch noch zum Director über das Hoſpital in Berlin, und bey der Abweſenheit oder den häufigen Krankheiten des Herrn Baron von Sweerts habe ich auch die Aufſicht über die Schauſpiele. Ueberdies fahre ich täglich fort, den Prinz Ferdinand in denen Wiſſenſchaften zu unterweiſen, und bey Ihro königlichen Hoheit das Amt eines Hofmeiſters zu verwalten. Sie ſehen, wertheſter Freund, daß ich vollauf zu thun habe.

Die Aufſicht über die Univerſitäten wird mich nächſter Tage nöthigen, eine Reiſe nach Halle zu thun. Daſelbſt vermuthe ich das Frauenzimmer noch anzutreffen, mit welchem ich unter dem Beyſtande des Gottes der Ehen vor fünf Jahren mich verbinden wollte, und welche noch nicht verheyrathet iſt. Wer weis, ob der Oberaufſeher nicht günſtiger aufgenommen wird, als der bloße Hofmann, und ob ich nicht etwan Mittel finde, dieſes alte Band zu erneuern; denn aufrichtig zu Ihnen geſagt,

*) Der König von Frankreich nennt die Univerſität zu Paris ſeine Tochter.

die Klugheit verlangt es, dünkt mich, daß ich ſuche, mir meine gegenwärtigen Umſtände zu Nutze zu machen, und mein Glück auf einen veſten Fuß zu ſetzen. Nach Beſchaffenheit der Zeit und Gelegenheit ſollen Sie von allen dieſem weitere Nachricht erhalten. Ich habe die Ehre zu ſeyn.

Fünf und ſiebzigſter Brief.

An den Herrn Generallieutenant und Grafen von R** zu Potsdam.

Halle, den 14. Febr. 1748.

Ew. Excellenz haben mir von Dero Gütigkeit und Freundſchaft ſo viele Merkmaale gegeben, daß ich mich für ſehr undankbar halten würde, wenn ich länger anſtehen wollte, Ihnen von der merkwürdigſten Veränderung meines Lebens Nachricht zu geben. Es wäre nicht billig, wenn mein erſter Beſchützer am letzten die Nachricht erhielte, daß ich mich mit dem Alcippus in einem Falle befände.

Für

Für mich iſt er nicht mehr, der Liebe Zeit-
vertreib,
Ich ſprach das ſchwere Ja, kurz, ich bekomm
ein Weib.

Und ſo weiter.

Ich will Ihnen, gnädiger Herr, das Bildniß der Mademoiſelle von N**, welches diejenige Perſon iſt, mit welcher ich dieſe ſo ernſthafte Verbindung eingegangen bin, nicht entwerfen. Die Zeit, welche zwiſchen der Verſprechung und der Schließung einer Heyrath verſtreicht, iſt eine Zeit des Schwindels, in welcher man die Gegenſtände mit einem verdunkelten Auge betrachtet. Die Erkenntlichkeit, die vorgefaßte Meynung, die Eigenliebe, das Verlangen, alles dieſes verblendet uns, und ein jeder Menſch, der ſich aus eigner Bewegung zu einer Heyrath entſchließt, wird ſeine Braut niemals anders, als mit den ſchmeichelhafteſten Farben abmalen.

Allein, die Heyrath iſt ſehr geſchickt, den falſchen Glanz dieſer betrügeriſchen Farben auszulöſchen. Die Larve fällt ab; die Frau bleibt da, und die Schönheit vergeht. Eine Braut muß viele wahre Verwandlungen durchgehen. Sie iſt in den Augen des neuen Gemahls eine ſchöne Raupe, welche die Na-

tur mit den ſchönſten und lebhafteſten Farben gezieret hat; einen Monat nach der Hochzeit wird ſie eine ſolche Raupe, die man eine Puppe nennt, und die für ihn ſchon ganz todt und leblos zu ſeyn ſcheinet, und nicht lange darauf ſieht man ſie in einen wirklichen Schmetterling verwandelt. Damit ich dieſes letzte Unglück vermeiden möge, ſo habe ich auf gedoppelte Art das Gründliche dabey zum Augenmerk gehabt: Erſtlich habe ich auf den Charakter geſehen, welcher mir bey der Mademoiſelle von R**, ſo viel als man ihn bey einem Frauenzimmer entwickeln kann, vortrefflich zu ſeyn ſcheint, und zum andern auf ein ſehr anſehnliches Vermögen, welches mich auf allen Fall ſchadlos halten könnte, wenn mich der Eheſtand erfahren laſſen ſollte, daß ich mich in Anſehung der andern Verdienſte verrechnet hätte. Bis hieher genieße ich wenigſtens eine ſolche Zufriedenheit, die ich in meinem ganzen Leben noch nicht empfunden habe. Ich werde zum erſtenmale von einer tugendhaften Frau geliebt. Außer der Ehe wird man aufs höchſte nur von einer Coquette geliebet.

Ich habe die Ehre gehabt, den König von meiner Heyrath zu benachrichtigen: Se. Maj. haben mir nicht nur die Gnade erwieſen, mir ihre Einwilligung darzu zu geben, ſondern

Sie

Sie wollen auch, daß ich nebſt dem Titel eines Gemahls, inskünftige auch den Titel eines Barons führen ſoll, worzu mir ſelbige eben itzo das Diploma überſchickt haben. Da meine Hochzeit bis nach der nächſt inſtehenden Leipziger Meſſe verſchoben iſt, in welcher meine Braut Capitale in Empfang zu nehmen, und Geldangelegenheiten zu beſorgen hat, ſo bin ich willens, unter der Zeit wieder nach Potsdam zu kommen, um dem Könige meine unterthänigſte Dankſagung abzuſtatten, und gegen Oſtern werde ich ihn um Erlaubniß bitten, daß ich wieder nach Halle gehen, und daſelbſt meine Heyrath vollziehen darf. Ich hoffe Ew. Excellenz bey Ihro Maj. perſönlich zu ſprechen, und es wird mir höchſt angenehm ſeyn, wenn ich Denenſelben meine Ergebenheit und meine Ehrerbietung werde bezeigen können, der ich die Ehre habe

zu ſeyn ꝛc.

Sechs und ſiebzigſter Brief.

An Se. königl. Hoheit den Prinz Ferdinand zu Potsdam.

Halle, den 12. May, 1748.

Gnädigſter Herr!

Ew. königliche Hoheit haben einen Hofmeiſter zu verlieren geglaubt, welchen Dieſelben mit Dero Zutrauen beehren, und einen Diener, welcher Denenſelben mit der größten Ehrfurcht, und zwar mehr nach der Neigung ſeines Herzens, als nach der Pflicht ſeines Amtes ergeben iſt. Ja! gnädigſter Herr, ich habe gedacht, ich muß in Leipzig ſterben, wohin ich mich von Halle aus begeben hatte, um den Hof Sr. Maj. des Königs von Polen und das Lärmen der daſigen volkreichen Meſſe mit anzuſehen. Se. polniſche Maj., Se. königl. Hoheiten, der Churprinz und die Churprinzeßinn, der Herr Graf von Brühl und alle übrige Hofleute, haben mich einer ſehr gnädigen und geneigten Aufnahme gewürdiget; allein, ich habe ihre Gütigkeiten beynahe nicht länger als einen Augen-

Augenblick genießen können, weil ich zween Tage darauf, als ich mich dem Hofe vorſtellen laſſen, von einem heftigen Fieber befallen wurde, wovon ich den Grund und die Urſache ſchon ſeit langer Zeit in meinem Magen herumgetragen habe. Ein erſtaunlicher Auswurf der Galle hat mich dieſes mal davon befreyet. Ich habe mich können wieder nach Halle bringen laſſen, ich bin außer Gefahr, allein, ich befinde mich noch ſchwach, und erhole mich nur ſehr langſam. Da dieſe Beſchaffenheit meines Körpers ſich ſo wenig zu einem Hochzeittage ſchickt, ſo verſchiebe ich die Vollziehung meiner Heyrath ſo lange als ich kann, und ich glaube, daß wohl noch beynahe ein Monat verfließen wird, ehe ich Ew. königliche Hoheit entweder in Berlin oder in Potsdam werde perſönlich wieder aufwarten können.

Der Brief, gnädigſter Herr, welchen Sie an mich zu ſchreiben die Gnade gehabt haben, macht ſo wohl Dero Verſtande als Dero Herzen Ehre. Ich habe darüber ein ſo großes Vergnügen empfunden, daß ich demſelben ein gut Theil meiner Geneſung verdanke; denn die Freude iſt wohl das beſte Arzneymittel. Von dem ſo natürlich ausgedrückten Verdruße, welchen Dieſelben über meine Abweſenheit empfinden, und von dem Verlan-

langen, ſo Dieſelben bezeigen, ſich bis zu meiner Wiederkunft mit nützlichen Sachen zu beſchäfftigen, bin ich ungemein gerühret worden. Dieſelben wollen zur Uebung etwas ausarbeiten, um ſich in der Kunſt, wohl zu ſchreiben, geſchickter zu machen, und verlangen daher von mir einige Sätze, um ſolche nach den Regeln der Rhetorik, die ich Ihnen gegeben habe, zu erweitern, und daraus einige kurze Abhandlungen zu verfertigen. Da mir dieſer Vorſatz ungemein wohlgefällt, ſo will ich mir höchſt angelegen ſeyn laſſen, Dero Verlangen Genüge zu leiſten; ich lege Denenſelben alſo folgende Lehrſätze vor, unter welchen Ew. königl. Hoheit eine Wahl anſtellen, und darnach eine Materie abhandeln können.

1) Ein Werk der Beredſamkeit muß nach den Regeln der Kunſt ausgearbeitet, allein, die Kunſt ſelbſt muß darinne verſteckt ſeyn.

2) Der Witz, welchen man zu haben ſich bemüht, iſt nicht ſo gut, als der, welchen man hat.

3) Da man die Wiſſenſchaft beſitzen muß, mit jedermann in der Welt umzugehen: ſo muß man es einem Menſchen nicht übel nehmen, wenn er keinen Witz hat, wofern er uns nur nicht überreden will, daß er welchen habe.

4) Die glücklichen Thoren ſcheinen keine Weisheit zu bedürfen.

5) Große Prinzen ſind beſtimmt, ihr Leben am Hofe, bey der Armee und im Kabinette zuzubringen. Was für Naturgaben ſind ſelbigen nun nöthig, um in jedem Zuſtande dieſer Lebensart glücklich zu ſeyn?

6) Die Menſchenliebe iſt die vornehmſte Tugend der Könige.

7) „Der Heerde Munterkeit und glückliches Gedeihn
„Wird ſtets der größte Ruhm für einen Schäfer ſeyn.

8) „Ein Schäfer hält den Wolf von ſeinen Heerden ab,
„Jedoch durch Vorſicht mehr, als durch den Hirtenſtab.

9) Welche Leidenſchaft verunehrt große Fürſten am meiſten?

10) Das alte Sprüchwort: ſage mir, mit wem du vertraulich umgehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt, läßt ſich ſehr wohl auf die Freundſchaft anwenden, womit regierende Fürſten ihre Lieblinge beehren.

11) Eine jede Tugend hat ihre Belohnung bey ſich, und ein jedes Laſter ſeine Strafe.

12)

12) Künſte und Wiſſenſchaften erweitern unſre Einſicht, machen unſern Charakter ſanft, reinigen unſre Sitten, und vermehren auf dieſe Art die menſchliche Glückſeligkeit.

Ew. königl. Hoheit werden in dieſen kurzen Sätzen den Grund der verſchiednen Hauptlehren antreffen, womit ich Dieſelben bey unſern Unterredungen oft zu unterhalten die Ehre gehabt habe. Wenn Sie, gnädigſter Herr, zu Dero Abhandlungen einen Innhalt davon erwählen wollen, ſo werden Dieſelben einen doppelten Vortheil daraus ziehen. Dieſelben werden ſich in der Kunſt, Dero Gedanken wohl auszudrücken, geſchickter machen, und wenn Dieſelben die Bewegungsgründe und Urſachen aufſuchen, Dero Sätze zu beweiſen, es ſey nun durch Vernunftſchlüſſe oder durch Beyſpiele, ſo werden Dieſelben bey dieſer Gelegenheit eine große Menge Beweisthümer finden, warum man das Gute thun, und das Böſe meiden ſoll, und dieſe von Ew. Hoheit ſelbſt aufgeſuchten Beweisthümer werden einen deſto ſtärkern Eindruck auf Dero Seele machen, weil ſie Denenſelben von der Wahrheit ſelbſt mitgetheilet worden. Die Lehren der Klugheit, welche von einem Hofmeiſter vorgetragen werden, als welche Perſonen immer in dem Verdachte ſtehen,

daß ſie nur aus Schuldigkeit und vermöge ihres Standes predigen, haben einen weit geringern Eindruck bey den Untergebenen, als diejenigen Grundwahrheiten, ſo von den Untergebenen ſelbſt entdeckt werden. Ich weis, gnädigſter Herr, daß die göttliche Vorſehung Dieſelben mit einem ſo fähigen Genie verſehen hat, daß Dieſelben das Gute einſehen können, und mit einem Herzen, das allezeit bereit iſt, dem Guten zu folgen, ſo bald Dieſelben es eingeſehen haben. Bey einer ſolchen Beſchaffenheit nun können Dieſelben urtheilen, gnädigſter Herr, mit was vor einer Hoffnung ich mir ſchmeichle, und wie werth Dieſelben meinem Herzen ſeyn müſſen. Ich werde von dieſem Punkte nichts weiter gegen Ew. königl. Hoheit gedenken. Die Wahrheiten, ſo ich dabey anführen würde, könnten das Anſehen einer Schmeicheley gewinnen, und die Schmeicheley würde ſich für mich weit weniger, als für einen andern ſchicken. Ew. königl. Hoheit bin ich Dero Geburt und Dero Range nach Reſpekt ſchuldig; allein, meine Liebe iſt Denenſelben bloß nach der Beſchaffenheit Dero Tugenden, Eigenſchaften und perſönlichen Vollkommenheiten gewidmet. Fahren Dieſelben dahero fort, gnädigſter Herr, dieſe Liebe in meinem Herzen zu verewigen, und beehren Dieſelben mich

fer-

ferner mit derjenigen Gewogenheit, und mit demjenigen Vertrauen, welches ich durch meinen Eifer, durch meine Ergebenheit und durch meinen tiefen Reſpekt verdiene, womit ich die Ehre haben werde, bis ins Grab zu ſeyn ꝛc.

Sieben und ſiebzigſter Brief.

An meine Schweſter v. Brömbſen zu Lübeck.

Potsdam, den 1. Jul. 1748.

Siehe! endlich bin ich, meine liebe Schweſter, eben ſo wohl wie Du, verheyrathet. Glaube aber nicht, als wenn Deine Heyrath mehr kanoniſch wäre, als die meinige, ob Du gleich an einen großen Canonicus des kaiſerlichen Hochſtifts zu Lübeck vermählt biſt. Ich bin ein Ehemann, und recht ſehr ein Ehemann, nicht aber in dem Geſchmacke George Dandins, Gott ſey Dank bis hierher! Ich habe mich nach meiner Hochzeit noch drey Wochen in Halle aufgehalten, damit ich mich daſelbſt von der überaus großen Krankheit, die ich in

in Leipzig ausgeſtanden, gemächlich erholen möchte. Ich war im Anfange meines Eheſtandes ſo gar genöthiget, mich in Anſehung meiner Frau ſo zu verhalten, als wie die Gläubigen die Güter dieſer Welt brauchen ſollen, nämlich, als beſäßen ſie ſolche nicht. Endlich kamen wir glücklich in Berlin an, wo ich mein liebes Weibchen in einem artigen Zimmer, welches man für uns zurechte gemacht hatte, unter den Händen zwoer Damen, welche in eben dieſem Hauſe wohnen, und meine ſehr guten Freundinnen ſind, zurückgelaſſen habe. Ich für meine Perſon hatte nichts nothwendigers zu verrichten, als wieder nach Potsdam zu gehen, und daſelbſt dem Könige aufzuwarten. Ihro Maj. haben die Bezeigung meiner Unterthänigkeit mit allen Merkmaalen der Gnade aufgenommen, und mich mit Wohlthaten überhäuſt. Ich habe die Ehre, faſt alle Mittage und Abende mit Sr. Maj. zu Sansſouci zu ſpeiſen, und ich höre, daß ich Selbige dieſen Sommer über auf allen ihren Reiſen begleiten ſoll. Auf dieſe Art wird meine Ehe gar nicht von jener eheſtandsmäßigen Einförmigkeit ſeyn, wodurch ſie oft ſo ekelhaft wird, wenn Eheleute ohne Unterlaß beyſammen zu leben verbunden ſind, ſo wie zwo Turteltäubchen in einem Vogelbauer. Bey jeder Rückkunft einer Reiſe em-

pfinde ich an meiner Frau den Reiz der Neuigkeit. Es iſt dieſes zwar eine Art von einer gezwungnen Sparſamkeit in dem Genuſſe des Vergnügens, welche aber demſelben eine deſto längere Dauer giebt. Gegen den bevorſtehenden Herbſt hoffe ich unterdeſſen doch, daß ich mich etliche Wochen lang in Berlin werde aufhalten können, um ein prächtiges Haus zu beziehen, welches ich daſelbſt erkauft habe. Es liegt in der ſchönen Straße, welche die Wilhelmsſtraße genennt wird, und iſt zeithero von dem rußiſchen Miniſter, Sr. Excellenz, dem Herrn Grafen von Keyſerling bewohnt worden. Dieſes Haus iſt unvergleichlich, und beynahe noch ganz neu. Es hat ein ſchönes Hauptgebäude, zween geräumliche Flügel, und an dem Ende eines jeden Flügels einen Pavillon; vier Höfe von verſchiedner Größe, einen Pferdeſtall vor 20 Pferde, Wagenſchoppen, gewölbte Keller ꝛc. die Zimmer, an der Zahl 40, ſind geräumlich, wohl eingetheilt, genugſam erhöhet und ſehr regelmäßig. Der Garten iſt von ungemeiner Größe, und mit einer hohen Mauer von Ziegelſteinen umgeben; die Ausſicht davon geht auf den königlichen Thiergarten; er iſt aber noch nicht angelegt. Er ſtellt zur Zeit recht natürlich eine ungeſtalte Sandgrube vor. Man arbeitet itzt ohne Aufhören, ihn eben zu

ma-

machen und das Erdreich zu verbeſſern. Ich habe den Platz davon aufnehmen laſſen, und beſchäfftige mich itzt, einen Riß darzu zu entwerfen, und hoffe auf den nächſtkommenden Monat October ſelbigen auszuführen.

Verzeihe mir, meine allerliebſte Schweſter, daß ich Dich mit ſolchen kleinen häuslichen Dingen unterhalte; da ich aber weis, wie vielen Antheil Du an alle dem nimmſt, was mich angeht, ſo hoffe ich, daß dieſe Kleinigkeiten dir wenigſtens nicht beſchwerlich fallen werden. Ich werde dergleichen Nachrichten, ſo viel möglich, abkürzen, und ein andermal von wichtigern und angenehmern Dingen ſprechen.

Umarme meinen lieben Schwager, welchen ich gar zu gerne von Perſon kennen möchte. So bald als ich in meiner neuen Wohnung in Ordnung ſeyn werde, ſo werde ich Euch nach Berlin einladen, um unter meinem Dache einige Zeit zuzubringen. Lebe wohl, meine liebe Schweſter.

Acht und ſiebzigſter Brief.

An meine Schweſter, die Baron. Mannteufel zu Leuwarden.

Berlin, den 20. März, 1749.

Meine liebe Schweſter!

Die Mägdchen und die Knaben ſind in dieſer Welt, wie die tönernen Töpfe und Stürzen in der Bude eines Töpfers aufgeſtellt. Es kommt bloß auf das Schickſal an, in was vor Hände die einen oder die andern gerathen, und worzu ſie gebraucht werden. So bald als eine Stürze auf einen Topf paßt, ſo geht ſo wohl der eine als die andre gar bald zum Kaufe weg. Mein liebes Fieckchen, wer hätte es wohl geglaubt, daß Du einmal die Frau eines Officiers werden ſollteſt, und daß Dich das Schickſal mit Deinem Manne nach Holland bringen würde? Alle Welt ſagt mir, daß Du eine überaus vernünftige Wahl getroffen haſt; daß Dein lieber Gemahl ein Cavalier von ganz beſondern Verdienſten, und ein Brudersſohn des berühmten Grafens von Mann-

teu-

teufel, des königlich-polniſchen Staatsminiſters iſt, der zu Leipzig wohnt, und der den Wiſſenſchaften ſo viel Ehre gemacht hat; daß er mit vielem Ruhm unter den ſächſiſchen Truppen gedient, und hernach unter den Truppen der Republik der vereinigten Provinzen ſich bis zu der Stelle eines Majors geſchwungen. Daß er noch einen Vater am Leben hat, und viele Güter in Pohlen beſitzt; daß er überdies noch jung und von einer annehmlichen Geſtalt iſt ꝛc. Dieſes ſind, liebſte Schweſter, in der That viel herrliche Vorzüge, welche nicht nur Deinen Entſchluß rechtfertigen, den Du genommen haſt, Dein Vaterland zu verlaſſen, und Dich aus dem Schooß Deiner Familie wegzubegeben, ſondern welche Dir auch im voraus eine ſehr glückliche Zukunft verſprechen. O! wenn doch der Himmel gäbe, daß der Ausgang dieſe Prophezeihung beſtätigte! O! wenn Euch doch das vorzüglichſte Glück in Holland erwartete! O! wenn doch Eure Lebenstage durch die Hände der Parcen von Gold und Seide ſehr lang geſponnen würden! O! wenn ihr doch endlich eine Nachkommenſchaft erblicktet, welche Euch in Eurem Alter zum größten Troſt gereichte!

Du weißt, daß ich mich in einem ſehr zarten Alter beynahe 3 Jahr in Leiden aufgehal-

ten habe. Daſelbſt habe ich die Landesſprache ſehr leicht erlernet, und die erſten Eindrücke von den Sitten der Holländer, von ihrer Art zu denken, und von ihren Ergötzlichkeiten ſind in meiner Seele tief eingeprägt. Ich würde mich ſehr gut in die Lebensart dieſer Länder ſchicken. Haag, Utrecht, und ſelbſt Leuwarden, beſonders, da Ihro Hoheit, der Prinz von Oranien daſelbſt ſeinen Hof hielte, waren ein höchſt angenehmer Aufenthalt für mich. Ich hoffe, es wird Dir nicht weniger daſelbſt gefallen, und Dein ſanftes Weſen wird ſich mit dem Phlegma der Einwohner dieſes waſſerreichen Landes ganz wohl vertragen können.

So oft, als Du kannſt, gieb mir einige Nachricht von Deinem Aufbefinden. Du weißt, was ich vor einen zärtlichen Antheil an allen demjenigen nehme, was Dich angeht. Meine Frau umarmet Dich. Sie iſt im Begriff, mir in etlichen Monaten einen neuen Charakter zu geben — Erſchrick nicht darüber. Es iſt der Titel eines Vaters.

Ich bin ꝛc.

Neun

Neun und ſiebzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Braunſchweig.

Breitenheyn, den 5. Sept. 1750.

Alſo wiſſen Sie nichts davon, mein lieber Stüven, daß ich beynahe den ganzen Sommer im Sachſen-Altenburgiſchen auf einem ſehr ſchönen Landgute, welches der Madam von S**, meiner Frauen Schweſter, zugehört, zugebracht habe? Eben hier habe ich Ihr angenehmes Briefchen erhalten, welches Sie nach Berlin an mich geſchickt hatten. Glauben Sie nicht, daß ich auf dem Lande meine Hände in den Schooß geleget. O! nein! ich habe hier den Anfang mit Endigung eines Proceſſes gemacht, den meine Frau und meine Schwägerinn ſeit mehr als zwanzig Jahren mit ſehr weitläuftigen Anverwandten geführet hatten, welche, wenn wir die Sachen genau betrachten, es nicht einmal ſind, ob ſie gleich auf dieſe Anverwandſchaft ihre nichtigen Anfoderungen gründen. Kurz! nachdem wir 9 Urthel von einerley Innhalt, die alle auf unſrer Seite

 wa-

waren, erhalten hatten, ſo ſind wir zu dem Beſitz der ſchönen Landgüter Treben und Haſſelbach gelanget. So bald als ich dieſe wichtige Streitſache ſo glücklich geendiget ſah, habe ich mich bemühet, meine Frau mit meiner Schwägerinn aus einander zu ſetzen, durch welchen Vergleich dieſe das Gut Breitenheyn behalten; ich aber Treben und Haſſelbach zum Beſitz bekommen habe. Dieſe Güter ſind ſehr einträglich, und liegen in einer reizenden Gegend; allein, die Gebäude ſind daſelbſt alle höchſt baufällig geworden, beſonders das Schloß. Ich ſehe voraus, daß mich die Wiederherſtellung deſſelben und die Ausmeublirung ſehr viel koſten wird.

Kaum hatte ich dieſe verſchiednen Dinge in Ordnung gebracht, als meine Frau mit einer Tochter niederkam, welche alle Welt für ſehr artig fand, und welche die väterlichen Augen als ein kleines Wunder betrachteten. Die Mutter war noch nicht völlig aus dem Kindbette, als ich erfuhr, daß der Sachſen-Gothaiſche Hof in Altenburg angekommen wäre, um daſelbſt Landtag zu halten, welches aller 4 Jahr zu geſchehen pfleget. Als ein neuer Vaſall glaubte ich, daß ich mich ebenfalls in dieſe Stadt begeben müßte, welche nicht weiter als 3 Stunden von Breitenheyn liegt. Ich habe nicht Urſache gehabt, mich ſol-

ſolches reuen zu laſſen, denn Jhro Hochfürſtl. Durchl. die Herzoginn von Gotha, eine der geiſtreichſten und leutſeligſten Fürſtinnen in Deutſchland, überhäuften mich mit vorzüglicher Gnade. Se. Durchl. der Herzogog gaben mir die Belehnung über meine Güter mit aller bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Feyerlichkeit. Ich habe auch die Ehre gehabt, dem Erbprinz daſelbſt aufzuwarten, welcher nur kürzlich von Paris wiedergekommen iſt, und welcher ſich auf ſeinen Reiſen tauſend weſentliche gute Eigenſchaften erworben hat, und ſelbige mit Anmuth blicken läßt. Die Gegenwart des jungen Herzogs von Weimar, welcher an dieſem Hofe erzogen wird, trug beſonders zu deſſen Glanze vieles bey.

Endlich bin ich wieder in Breitenheyn zurückgekommen, woſelbſt ich bis zu Anfange des Monats Novembers zu bleiben gedenke. Von einer Zeit zur andern thue ich eine kleine Spatzierfahrt nach Treben, um daſelbſt, wenigſtens im Ganzen, die nothwendigſten Einrichtungen zu treffen. Wenn Sie noch auf Ihrem Entſchluß beharren, die Leipziger Meſſe zu beſuchen, ſo bitte ich Sie, von da zu uns zu kommen, und mit uns Landleuten einige Tage zuzubringen. Sie haben nicht mehr als 4 kleine Meilen zurück zu legen, und da

Sie nur vom Hofe kommen, wird Ihnen vielleicht das Landleben durch ſeine Neuigkeit ein Vergnügen machen.

Sie verlangen endlich von mir eine Beſchreibung von dem berühmten Carruſel, ſo in Berlin iſt gehalten worden. Allein, ich beklage es, ich habe ſolches nicht mit anſehen können. Dorfleute müſſen eben nicht überall ſeyn. Sachen von der äußerſten Wichtigkeit haben mich im Altenburgiſchen Lande zurück gehalten. Hier haben Sie indeſſen ohngefähr dasjenige, was man mir von dieſem prächtigen Feſte bekannt gemacht hat. Das Rennen iſt auf dem großen Paradeplatze, den man ſonſt des Königs Garten nannte, vor ſich gegangen; ſelbiger iſt hierzu mit aller Pracht und mit allem nur möglichen Geſchmack ausgezieret worden. Dem großen Eingange der Rennbahne gegen über hatte man für den König, die Königinnen, die Prinzen und Prinzeßinnen und ihr Gefolge eine ſehr geräumliche Bühne errichtet; und gleich darunter war eine andre und etwas kleinere und niedrigere Bühne für Ihro königliche Hoheit, die Prinzeßinn Amalia, welche die Preiße auszutheilen ernennt worden, und für die 4 Schiedsrichter erbauet. Auf beyden Seiten hatte man zwo geräumliche Logen für den Adel, und für die Bürgerſchaft

erhöhte

erhöhte Stufen in Geſtalt eines Amphitheaters angebracht. Die ganze Rennbahn war durch etliche tauſend Lampen von verſchiedner Farbe aufs prächtigſte erleuchtet. Die Ritter waren in 4 Quadrillen getheilt, wovon die erſte die Römer, die andre die Karthaginenſer, die dritte die Griechen, und die vierte die Perſer vorſtellte. Eine jede Quadrille hatte ihren Anführer, und dieſe Anführer waren der Prinz von Preußen, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand und der Marggraf Carl. Einem jeden Anführer folgten 16 Ritter. Vor den Anführern aber gieng eine große Anzahl verkleideter Bedienten mit Handpferden, und einem muſikaliſchen Chor, deſſen Muſik einer jeden Nation gemäß war. Man verſichert mich, daß die Pracht, ſo wohl der Anführer der Quadrillen, als auch der Ritter und ihres Gefolges, mit Worten nicht auszudrücken wäre, daß man von allen Seiten her nichts als Silber, Gold, Diamanten und koſtbare Edelgeſteine von verſchiednen Farben hätte glänzen ſehen, und daß man ſich keinen ſchönern Anblick vorſtellen könnte. Alle dieſe höchſt anſehnlichen Haufen hatten ſich bey den königlichen Marſtällen, in der großen Straße, verſammlet, von da ſie bey dem Scheine der Fackeln ausmarſchirten, und unter dem

Schloſſe

Schloſſe vorbey, über die Stechbahn und die Freyheit zogen, um auf dem beſtimmten Platz anzugelangen. Als ſie ſich insgeſammt in Ordnung geſtellet hatten, gab man das Zeichen zum Rennen, und die Ritter ſo wohl als ihre Anführer machten einander den Preis ſtreitig, und ſuchten mit ihren Lanzen die Ringe und die ausgeſtellten Köpfe mit ihren Wurfſpieſen, Degen und Piſtolen wohl zu faſſen. Drey Marſchälle, der Herr von Schwerin, von Kalkſtein und von Keyth, nebſt dem Staatsminiſter, dem Herrn von Arnimb, waren Schiedsrichter, und erkennten die Preiße zu, welche die Prinzeßinn Amalie austheilte. Man ſagt, ſelbige wäre von einer blendenden Schönheit geweſen, und ihr Kleid von ſilbernen Stoffe, mit Brillanten beſetzt, hätte ihren natürlichen Reiz ſo ſehr erhoben, daß man ſie für eine Göttinn angeſehen hätte. Vier Hofdamen, welche insgeſammt in ſilbernen Moor gekleidet waren, dienten ihr zur Begleitung. Dem Herrn von Voltaire, welcher bey dieſem prächtigen Feſte zugegen war, hat ſolches ſo ſehr gefallen, daß er aus dem Stegreif ſo gleich folgende vier Verſe verfertiget, und Ihro königlichen Hoheit überreicht hat:

Nie war in Rom und Griechenland
Ein ſolches Ritterſpiel, ein ſchönrer Preis bekannt;
Ich ſah die Helden ſich in Paris Anmuth zeigen,
Und Venus ſelbſt den Apfel reichen.

Der König fand dieſes Schauſpiel ſo prächtig, daß Se. Maj. Befehl gaben, ſolches den andern Tag nach aufgehobner Tafel zu wiederholen, um zu ſehen, wie ſich es am hellen Tage ausnehmen würde. Die Prinzen und Cavaliers machten ſich mit Vergnügen darzu gefaßt, und die Zuſchauer wußten nicht, ob ſie dem erſten oder dem andern Tage den Vorzug geben ſollten, und ob dieſes Carruſel am hellen Tage, oder unter Lichts beſſer in die Augen gefallen wäre.

Allein, indem ich mir das Vergnügen mache, Ihnen dieſe Nachricht aufzuſetzen, welche ich aus verſchiednen Briefen ausgezogen habe: ſo erhalte ich eine weitläuftige gedruckte Nachricht von dieſem prächtigen Feſte, welche aus der Feder des Herrn Baron von Pöllnitz gefloſſen iſt. Ich kann nicht beſſer thun, als wenn ich Ihnen ſolche ſelbſt überſchicke. Sie werden darinnen alles, was Sie verlangen, genau beſchrieben finden.

Machen Sie nur, mein lieber Herr Bruder, und kommen Sie fein bald in unſre Gegend, wenn Sie einen in einen Ackersmann verwandelten Hofmann ſehen wollen.

Achtzigſter Brief.

An den Herrn C** von A** zu D**.

Berlin, den —— May, 1751.

Mein Herr!

Der verſtorbne Herr Deſmaizeaux, der beynahe alle berühmte Gelehrte von dem Jahrhunderte Ludwigs des XIV. perſönlich gekannt hat, redete einmal zu mir mit vielem Entzücken von der Eintracht, welche unter dieſen berühmten Gelehrten geherrſcht hätte, und unter vielen merkwürdigen Dingen erzählte er mir, daß Peter und Thomas Corneille, Racine, Chapelle, Moliere, Patrü, la Fontaine, la Brülere, und noch einige andre Schriftſteller von ſolchen Verdienſten unter ſich ein freundſchaftliches Bündniß

niß errichtet, welches ſich auf eine gegenſeitige Bewunderung gegründet hätte. Dieſe ſeltnen Köpfe lebten in Geſellſchaft beyſammen, und hielten mehr als einmal die Woche angenehme Abendmahlzeiten, welche nicht ſo wohl die Vergnügungen der Tafel als des Umgangs zum Gegenſtande hatten. Das angenehme und lehrreiche Geſpräch, welches ſie dabey führten, würde, glaube ich, beſſer verdient haben, aufgezeichnet zu werden, als die Geſpräche bey den Gaſtmählern der 7 Weiſen Griechenlands, welche der Plutarchus in ſeiner Sittenlehre erzählet, oder als die Tiſchreden des ſeligen Luthers. Moliere, der einer von den aufgeweckteſten in dieſer berühmten Geſellſchaft war, bewirthete ſie ſehr oft, beſonders auf einem Landhauſe, welches er nahe bey Paris am Ufer der Seine hatte. Seine liebenswürdigen Gäſte kannten die Wolluſt zu gut, als daß ſie ſie durch Einführung der Schwelgerey von ihren Gaſtmählern hätten verbannen ſollen. Unterdeſſen leiſtete manchmal Bacchus dem Gott des Genies hülfreiche Hand, die Unterredung lebhaft zu machen. Bey einem dieſer Abendeſſen auf dem Lande war Herr Moliere einſtmals ſo müde, daß er ſein Amt als ein Wirth dem Herrn Chapelle übergab, und ſich bey guter Zeit niederlegte. Chapelle that alles,

was

was er konnte, das Vergnügen herrſchen zu laſſen, er ließ den Champagner Wein wacker herum gehen, damit der Verſtand ſeiner Gäſte deſto eher berauſchet wurde. Man fieng an von der Sittenlehre zu ſprechen. Man handelte von der Nichtigkeit der Ergötzlichkeiten dieſer Welt, und man ſtrich das Glück heraus, durch außerordentliche Handlungen zur Unſterblichkeit zu gelangen. Einer aus der Geſellſchaft ließ ſich einfallen zu ſagen: „Allein, meine Herren, weil dieſes „Leben ſo eine geringe Sache iſt, ſo glaube „ich, daß wir deſſen Lauf auf keine prächti„gere Art endigen können, als wenn wir „uns insgeſammt mit dem Kopf in den Fluß „ſtürzen, und uns geſellſchaftlich erſäufen. „Eine ſo außerordentliche That würde unſern „Namen und unſern Ruhm der ſpäteſten „Nachkommenſchaft bekannt machen„. Die Dünſte des betrügeriſchen Safts machten, daß dieſer ausſchweifende Vorſchlag Beyfall fand, und man beſchloß an das Ende des Gartens zu gehen, und die ſeltenſten Männer des Jahrhunderts der Seine zu opfern. Die Sache wurde ernſthaft, und man verband ſich auf das feyerlichſte darzu, indem man zu deren Ausführung alle nöthige Vorbereitung machte. Ein alter ſchwacher Bedienter, der aber nüchtern war, rettete allen dieſen

großen

großen Genies das Leben. Er hörte den Vorſatz, erſchrak heftig darüber, und gieng hin, und weckte ſeinen Herrn auf. Moliere gieng in den Speiſeſaal hinunter, und wurde ſogleich durch ſeine Gäſte eingeladen, an der Unſterblichkeit Theil zu nehmen, und ſich mit zu erſäufen. Er hütete ſich wohl, ihren Enthuſiaſmus gerade zu anzugreifen, und ſich ihrem Vorhaben ſchlechterdings zu widerſetzen, ſondern er ſagte zu ihnen: „Meine Freunde, „ich billige euren Einfall vollkommen, und „bin bereit, mich mit euch einem ſo rühm„lichen Tode zu überlaſſen; ich möchte dieſes „aber nicht gerne des Abends nach Tiſche „unternehmen; die Nachkommenſchaft könnte „auf uns den Verdacht werfen, als hätten „wir eine ſo ſchöne Entſchließung in der „Trunkenheit gefaßt, wir wollen aber dieſen „Verdacht von uns ablehnen, und unſre That „wird weit rühmlicher ſeyn, wenn wir ſolche „bis auf den andern Tag früh verſchieben, „da wir es denn mit dem kälteſten Blute „von der Welt bewerkſtelligen wollen„. Der ganze gelehrte Haufe ſchrie dieſer Rede ſeinen Beyfall zu, ein jeder legte ſich in ſein Bette mit dem veſten Vorſatz, ſich den andern Tag in den Fluß zu ſtürzen. Moliere allein blieb außer dem Bette; als aber ein ſanfter Schlaf die Dünſte des Weins zerſtreut hatte, ſo zit-

terte ein jeder bey ſeinem Erwachen über die Gefahr, welcher die ganze Geſellſchaft den vorigen Abend ausgeſetzt geweſen, und über den unwiederbringlichen Verluſt, welchen die Republik der Wiſſenſchaften zu erdulden, im Begriff geſtanden hatte.

Ich führe Ihnen, mein Herr, dieſe beſondre Begebenheit nur deswegen an, damit Sie Sich von dieſer ſchönen Eintracht, in welcher die großen Gelehrten in dem Jahrhunderte Ludwigs des XIV. gelebet haben, einen Begriff machen können, eine Einigkeit, welche vor ſie alle vortheilhaft war, wegen derer Einſichten, welche ſie wechſelsweiſe einander mittheilten, und durch den Unterricht, welchen ein jeder insbeſondre aus dieſem allgemeinen Umgange erlangen konnte.

Sie werden auf keine Weiſe finden, daß dieſe wahrhaftig großen Genies einander in ihren Schriften ſollten herunter gemacht haben. Im Gegentheil ſind ihre Werke voller gegenſeitiger Bewunderung, und dieſe Lobeserhebungen waren gerecht, aufrichtig, und wegen der Aufmunterung nützlich. Sie reizten diejenigen, welche die Künſte und Wiſſenſchaften mit dem ſchönſten Erfolge trieben, zur Nachahmung an. Es iſt wahr, Boileau, la Brüiere, und einige andre ſchöne Geiſter, grif=

griffen die Cottine und andre Schriftſteller von dieſer Gattung an. Allein, dieſe Schriftſteller waren wahrhaftig armſelige Schreiber, welche die Kritik verdienten. Das hieß das Unkraut ausgäten, ſo ſich unter den Waizen mengte, und welches die Reinigkeit und den Geſchmack davon würde verderbt haben, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, zu ſeiner Reiſe zu gelangen. Dieſer Betrachtung ungeachtet bin ich noch zweifelhaft, ob ich dem Boileau meinen Beyfall geben, oder ihn tadeln ſoll, daß er ſich zur Geiſel der ſchlechten Schriftſteller aufgeworfen hat. Man kann die Sachen in dieſer Welt auf unterſchiedne Art betrachten. Die Kritik hat in der gelehrten Republik einen unendlichen Nutzen. Ohne dieſe würden wir von einem Strome erbärmlicher Bücher überſchwemmet werden, beſonders ſeitdem es die Buchdruckerey denen Thoren ſo leicht macht, ihre Gedanken öffentlich ans Licht zu bringen. Sie hat aber auch erſchreckliche Schwierigkeiten, indem ſie denen natürlichen Gaben den Muth benimmt, und bey vielen jungen Schriftſtellern, welche furchtſam und beſcheiden ſind, den Keim eines großen Genies, der in ihnen verborgen war, erſtickt, indem ſie ſich fürchten, ihre Blüten und Früchte den rauhen Winden des Urtheils und des Tadels auszuſetzen. Ich entdecke

in dem Verfahren des Herrn Deſpreaux nicht ſo wohl das Verlangen, auf eine nützliche Art zu beſſern, als vielmehr die Begierde zu ſchaden, und ſich zu einem furchtbaren Satyricus zu machen. Die Schriftſteller und die Werke, welche er angegriffen hat, ſind von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie ſich ſelbſt in den Abgrund der Vergeſſenheit würden geſtürzt haben. Kein Menſch lieſt ſie itzo, ſie ſind weder in den Kabinettern der Gelehrten, noch auch in denen Buchläden ſelbſt mehr anzutreffen; wir kennen ſie auf keine andre Weiſe, als durch den Herrn Deſpreaux ſelbſt. Aber noch mehr, die allermittelmäßigſten Werke haben dem ungeachtet ihren zweyfachen Nutzen. Sie bringen durch die Vergleichung die Verdienſte vortrefflicher Bücher empor, und weil die Anzahl dieſer letzten ſo klein iſt, daß ein Mann, welcher gerne lieſt, ſie alle in kurzer Zeit durchgeleſen hat; ſo dienen dieſe mittelmäßigen Werke wenigſtens, ihm ſeine übrige müßige Zeit zu vertreiben; und überdies, man mag ſagen, was man will, ein Buch mag noch ſo ſchlecht ſeyn, ſo verliert man bey ſeinem Durchleſen doch nicht alle ſeine Zeit, es iſt doch immer etwas daraus zu lernen.

Heut zu Tage muß der geſchickteſte Schriftſteller zittern, wenn er ein Werk herausgiebt.

Er

Er iſt nicht nur der Ungewißheit unterworfen, ob ſein natürlicher Richter, das Publicum, es billigen oder tadeln wird, ſondern er muß auch der Unterſuchung eines niedrigern und ſehr verdächtigen Richterſtuhls gewärtig ſeyn, das heißt ſo viel, er muß ſich die Beurtheilung aller Journaliſten gefallen laſſen. Dieſe kommen in ihren Meynungen ſehr ſelten mit einander überein, und weil die Wahrheit allezeit das bleibt, was ſie iſt, ſo kann man ſogleich daraus erkennen, daß ſie ſehr oft ungerecht ſind. Der größte Theil dieſer Journale iſt außerdem auch nicht von den größten Genies des Jahrhunderts geſchrieben, noch auch von ſolchen Leuten, welche im Stande wären, aus ihrem eignen Gehirne ein gutes Buch zu ſchreiben. Unterdeſſen beurtheilen ſie mit einem entſcheidenden und wahrhaftig dictatoriſchen Tone, und mit einer verwundernswürdigen Verwegenheit alles nur mögliche, was an das Licht tritt, es ſey auch von welcher Art der Wiſſenſchaft es auch nur immer wolle. Ein und ebenderſelbe Kopf, und zwar oft ein ſehr mittelmäßiger Kopf, wirft einem metaphyſiſchen Werke ſo wohl, als einem anatomiſchen, einem mediciniſchen, einem von der Schiffahrt geſchriebenen, einem poetiſchen, theologiſchen, juriſtiſchen, theatraliſchen Buche ꝛc. einen Proceß an den Hals.

Was kann man von einem dergleichen Urtheil erwarten? Nichts mehr, als was man von den Ausſprüchen der Zeitungsſchreiber erwartet, welche, anſtatt, daß ſie die Nachrichten, ohne ihre eignen Betrachtungen mit unterzumiſchen, bloß erzählen ſollen, die Geſchäffte der Kabinetter in Europa eigenmächtig beurtheilen, Armeen ſchlagen, oder in das Feld ſtellen, und ſie als Generallieutenants commandiren. Unterdeſſen behüte mich Gott, daß ich alle Journaliſten verachten ſollte. Es ſind vielmehr im Gegentheil einige darunter, (ihre Anzahl aber iſt ſehr klein) deren Urtheil ich verehre, und deren Einſicht mich unterrichtet. Ich tadle in der Welt nichts, als den Mißbrauch der Dinge.

Was mich aber außer dem Tadeln der Journaliſten, welche endlich nur aus Noth Richter ſind, noch weit mehr verdrüßt, dieſes ſind, mein Herr, die unanſtändigen Zänkereyen, welche der Welt zu großer Aergerniß, und dem menſchlichen Verſtande zur Schande, manchmal unter Perſonen von ganz beſondern Verdienſten entſtehen. Es iſt vergebens, niemals iſt es die Liebe zur Wahrheit, ſondern die Eigenliebe, das Verlangen ſich ſehen zu laſſen, ein großes Lärm in der Welt zu machen, die Eiferſucht und andre eben ſo niedrige Bewegungsgründe, welche die wahren Quellen

von dergleichen Streitigkeiten abgeben. Die Gegner rufen ſich zu einem beſondern Zweykampf heraus, nicht etwan unter ſich allein, ſondern im Angeſichte von ganz Europa. Je geſchickter ſie ſind, je mehr ſie Witz haben, und in Anſehen ſtehen, deſto begieriger ſind ſie, einander eins zu verſetzen, deſto gefährlichere Stöße bringen ſie einander an. Und überdies iſt es ein Unglück, wenn beißender Scherz, Satyre und Stichelreden mit unterlaufen. Alle Pfeile in ſelbigen ſind in ein Gift eingetaucht, wovon derjenige, welcher davon betroffen wird, niemals geneſen kann. Es hat unter andern mit dem verhaßten Scherze eben ſo eine Bewandniß, als wie mit den Schimpfworten. Sie beweiſen jederzeit nichts, und man kann kühnlich glauben, daß derjenige, welcher ſie braucht, in der Sache, wovon die Rede iſt, im Grunde Unrecht hat. Sie ſind glücklich, mein Herr, und Sie verdienen glücklich zu ſeyn. Ihre Werke haben ſich gar keiner ungerechten Kritik zu befürchten, Sie leben mit allen Ihren gelehrten Mitbrüdern in Apollo in beſter Freundſchaft. Und zwar aus folgender Urſache. Alles, was Sie heraus geben, iſt gut und ſchön geſchrieben, und hernach verachten Sie diejenigen, welche ſich ſonſt unterſtanden haben, Sie anzugreifen, zu ſehr, als daß Sie

ihnen hätten antworten ſollen. Der erſte dieſer Grundſätze iſt vortrefflich; (es iſt aber nicht jedermann erlaubt, nach Corinth zu gehen) hingegen der andre, ob er gleich im Grunde ſehr weiſe iſt, ſo führt er doch auch Unbequemlichkeiten bey ſich. Wir ſind mit guten Freunden, mit Clienten, mit Dienern umgeben; wir glauben, wenn dieſe unſre Gründe anhören, und ſelbige billigen, wenn alles um uns herum ſtille iſt, daß wir nunmehro für der ganzen Welt Ruhe und Friede haben. Wir betrügen uns oft. Die Kritik erſtreckt ſich weit, ſie iſt in ganz Europa eingeriſſen. Bringen wir dieſe nicht zum Stillſchweigen, ſo ſind wir in Gefahr, daß wir kaum 3 Schritte von uns für Thoren gehalten werden.

Welcher ehrliche Mann wollte ſich wohl bey dergleichen Umſtänden in die Gefahr begeben, Bücher zu ſchreiben. Das allerrühmlichſte Geſchäffte wird man auf dieſe Art Leuten, die keine Ehre zu verlieren haben, gewinnſüchtigen Geiſtern, welche Ruhm und guten Namen um des Nutzens willen auf das Spiel ſetzen, zum Tadel überlaſſen müſſen. Wenn ich die Dinge mit anſehe, die vor unſern Augen vorgehen, ſo bin ich oft böſe auf mich, daß ich leſen und ſchreiben kann; denn, verzeihen Sie meinem Unwillen dieſen niedrigen Aus-

druck,

druck, wir machen hier und an andern Orten die Gelehrſamkeit zu einer Taglöhnerarbeit, und machen unſern Stand verächtlich. Laſſen Sie uns, mein Herr, mitten in dieſer Verwirrung und in dieſen verderbten Zeiten beſtändig mit einander vereinigt ſeyn, laſſen Sie uns bemühet ſeyn, das Jahrhundert Ludwigs des XIV. wieder herzuſtellen. Und wäre es auch nicht durch die Vortrefflichkeit unſrer Werke ſelbſt, ſo geſchehe es doch wenigſtens durch unſre Einigkeit, durch unſre Freundſchaft, durch unſre kluge Aufführung gegen einander. Mir, vor meine Perſon, wird es in Anſehung Ihrer gar nicht ſauer ankommen, denn ich habe eben ſo viel Hochachtung und Bewunderung vor Ihre Verdienſte, als ich Freundſchaft und Zuneigung vor Ihre Perſon hege.

Schließen Sie nun hieraus, wie ſehr ich die Ehre habe zu ſeyn ꝛc.

Ein und achtzigſter Brief.

An Madame von S** auf ihr Landgut zu B**.

Berlin, den 1. Jul. 1752.

Die vielen Ergötzungen haben mich ſo ermüdet, daß ich umfallen möchte: ich bin ganz entkräftet. Erlauben Sie mir, daß ich mich 7 bis 8 Tage in B** einquartieren darf, um mich wieder zu erholen. Es iſt eine entſetzliche Hitze geweſen, die ganze Zeit über, als die Luſtbarkeiten gewähret haben, welche wegen der Vermählung Sr. königl. Hoheit Prinz Heinrichs, des zweeten Bruders des Königs, und der Prinzeßinn Wilhelmine von Heſſencaſſel, der Tochter des Prinzen Maximilian, ſind angeſtellt worden. Sie verlangen von mir, Madam, eine Beſchreibung dieſer Luſtbarkeiten, es iſt mir aber unmöglich, Ihrer Bitte heute zu willfahren. Ich bin viel zu matt, als daß ich einen rechtſchaffnen Buchſtaben ſollte ſchreiben können. Die Feder fällt mir faſt aus den Händen. Alles, was ich Ihnen zu gefallen noch thun kann, iſt dieſes, daß ich Ihnen von allen dieſen

dieſen Feſten, welche, wie Sie wiſſen, alle im Grund einander ähnlich ſind, einen ganz kurzen Abriß mache, und ich behalte mir vor, Ihnen alles umſtändlich zu erzählen, wenn ich die Ehre haben werde, Ihnen in B** meine Aufwartung zu machen. Ich hoffe, daß Ihre Ungeduld ſich unterdeſſen mit folgenden kleinen Anmerkungen beruhigen wird.

Sie wiſſen, daß die drey Brüder des Königs in größter Freundſchaft mit einander leben, welches für ſie ſelbſt ein ausnehmendes Vergnügen iſt, und allen denenjenigen zum Troſt gereichet, welche das Glück haben, ſich ihnen zu nahen. Sie werden nicht weniger wiſſen, daß Prinz Heinrich, ohngefähr vor etlichen Monaten, mit einem kleinen Gefolge eine Reiſe in das Reich gethan hat, daß er ſich 14 Tage in Caſſel aufgehalten, woſelbſt er mit dem Cäſar ſagen konnte: ich bin gekommen, ich habe geſehen, und habe geſieget. Dieſes iſt aber nicht alles, nur im Vorbeygehen geſprochen, was er mit dieſem Helden gemein hat. Nachdem die Verlobung daſelbſt geſchehen war, kam der Prinz wieder nach Berlin zurück, und es beliebte ihm, von der Schönheit und Annehmlichkeit ſeiner durchlauchtigen Braut eben nicht ſehr vortheilhaft zu ſprechen. Wenigſtens die

Ab-

Abbildung, die er von ſelbiger machte, konnte niemanden zu ihrem Vortheil einnehmen. Der König, welcher ſich gar zu gern von der Geſtalt dieſer Prinzeßinn eine Vorſtellung machen wollte, ließ in geheim ihr Bildniß von Caſſel kommen. Es ſchien, als hätten der Prinz und der Maler mit einander verabredet, alle Welt zu hintergehen; denn dieſes Bild war in der That häßlich. Nachdem Ihro Majeſtät ſolches etliche Tage lang betrachtet hatten, machten ſie dem Prinzen damit ein Geſchenk, welcher es über ſeine Tafel aufſtellte. Als den andern Tag Ihro Hoheit der Prinz von Preußen, welcher ein Kenner und ſelbſt ein Meiſter im Malen iſt, zu ſeinem Bruder kam, bemerkte er dieſes Bild, und fragte, wen ſolches vorſtellte? Se. Hoheit der Prinz Heinrich antworteten: Es iſt bloß ein Werk der Phantaſie, welches ich vor kurzem gekauft habe. — Da haben Sie ſich eine ſehr häßliche Figur angeſchafft, erwiederte der Prinz von Preußen, und man redete hierauf von andern Sachen. Einige Tage darnach kam er wieder zu ſeinem Bruder, und ſagte zu ihm: der König hat mir erzählt, daß er Ihnen ohnlängſt das Bildniß Ihrer Braut überſchickt habe. Warum machen Sie mir denn ein Geheimniß daraus? Ey, mein

Herr,

Herr, Sie ſind wunderlich, antwortete der Prinz Heinrich, Sie haben es geſehen, und Sie finden, daß es eine ſehr häßliche Figur iſt. Der Prinz von Preußen wurde ganz beſtürzt, und er ſo wohl, als wir andern alle, wurden in unſrer falſchen Meynung, die ein jeder wider die Reizungen der Prinzeßinn hatte, um ſo mehr beſtärkt, weil alle Cavaliere von des Prinzen Heinrichs Gefolge bey dieſem Punkte ein ſehr verdächtiges Stillſchweigen beobachteten.

Als endlich die beſtimmte Zeit zur Hochzeitfeyer herangenahet war, ſchickte der König den Herrn Grafen von Kamecken, welcher Schloßhauptmann iſt, der Prinzeßinn entgegen, mit dem Befehl, ihr in ſeinem Namen ein Kompliment zu machen, und ſie bis Spandau zu bringen. Die Reiſe war auf ſolche Art veranſtaltet, daß ſie zween Tage vor dem Hochzeittage des Morgens in Spandau ankommen ſollte, um daſelbſt des Mittags zu ſpeiſen, und ſich in ein Staatskleid zu werfen, als worinnen ſie ſich dem Könige und denen beyden Königinnen zeigen ſollte, welche ihrer in Charlottenburg erwarteten, das nur eine Stunde Weges von dieſer Stadt liegt. Der Prinz von Preußen, Prinz Heinrich und Ferdinand, in Begleitung des Prinzen

Lud-

Ludwig von Würtemberg, nebſt einer kleinen Anzahl Hofleute, begaben ſich mit dem allerfrühſten nach Spandau. Der Prinz von Preußen, welcher daſelbſt einen Palaſt hat, weil ſein Regiment darinnen in Beſatzung liegt, hatte ein prächtiges Mittagsmahl zubereiten laſſen. Um 11 Uhr langte die Prinzeßinn an. Wer war entzückter, als der Prinz von Preußen, als er allen Reiz mit aller nur möglichen Annehmlichkeit in einer einzigen Perſon beyſammen vereiniget, aus der Kutſche ſteigen ſah? Er ſtund ganz unbeweglich, und er bot ihr bloß maſchinenmäßig die Hand, ſie in ſein Zimmer zu führen. Alle Anweſende waren auf gleiche Weiſe von Verwunderung eingenommen. Sie wurde auch noch um ein großes vermehrt, als die Unterredung der Prinzeßinn ihren äußerlichen Reiz zu beleben anfieng. Die Mahlzeit wurde munter, man legte allen Zwang bey Seite, und ein jedes trug durch witzige Einfälle das Seine darzu bey, die Königinn dieſes Feſtes nahm aller Herzen ein, und der Prinz von Preußen vornehmlich faßte Geſinnungen gegen ſie, welche er durch alle äußerliche Kennzeichen einer ganz beſondern Freundſchaft, und einer mehr als brüderlichen Zärtlichkeit an den Tag legte. Der Prinz Heinrich lachte heimlich, und wahrhaftig, er hatte auch Urſache zu lachen.

chen. Er vergnügte ſich vornehmlich, daß er den ganzen Hof auf eine ſo angenehme Weiſe hintergangen hatte.

Als der König vernommen, daß die Prinzeßinn ankäme, hatte er ſich in den Schloßhof begeben, um ſie beym Ausſteigen aus der Kutſche zu empfangen. Sie machte ihm ein eben ſo rührendes als ſinnreiches Kompliment, worauf Se. Maj. mit einer ſehr zärtlichen und ſehr liebreichen Umarmung antworteten. Die Königinnen und Prinzeßinnen erfreuten ſich über die koſtbare Eroberung, die der berliniſche Hof gemacht hatte, nicht weniger, und jedermann bemühte ſich mit allem Eifer um ihre Gewogenheit.

Da ich ſchon ſeit meiner Verheyrathung die Freyheit hatte, daß ich nicht beſtändig um den Prinz Ferdinand ſeyn durfte, und ich mich damals gleich in Berlin befand, ſo ließ mir der König erſtlich den letzten Abend vor der Vermählung anbefehlen, auf 3 Tage lang nach Charlottenburg zu kommen, und bey denen Luſtbarkeiten zugegen zu ſeyn, welche daſelbſt vor ſich gehen ſollten. Ich ſtund ſchon in Furcht, ich möchte ſeyn vergeſſen worden, hatte aber auf allen Fall meinen Anzug in Bereitſchaft gelegt. An dem Tage, als die Trauung vor ſich gieng, begab

ich

ich mich ſogleich nach Tiſche auf dieſes Schloß, daſelbſt traf ich den ganzen Hof verſammlet, und in prächtigſter Galla an. Ich war ſehr ungeduldig, die Prinzeßinn zu ſehen, und damit ich ſie recht mit Muße betrachten konnte, ſtellte ich mich an die Kapellthüre, wo dieſes durchlauchtige Paar die prieſterliche Einſegnung erhalten ſollte. Die königliche Familie kam gar bald hinein. Meine Augen ſuchten nichts, als die Prinzeßinn, und blieben einzig und allein auf ſie geheftet. Sie war wie eine Gottheit ausgeſchmückt, und hatte eine königliche Krone auf ihrem Haupte. Große lange Haarlocken fielen über ihre Schultern herüber. Ihr Kleid von einem weißen mit Silber durchwirkten Stoff, war ſehr prächtig. Alles dieſes erhob den Glanz ihrer natürlichen Schönheit. Ich blieb bey dem Anblick ſo vieler Reizungen ganz unbeweglich ſtehen, und die ausnehmende Zuneigung, welche ich jederzeit vor den Prinz Heinrich gehabt habe, preßte mir Thränen aus, als ich ihn ſo glücklich verbunden ſah, und als ich durch das Donnern der aufgepflanzten Kanonen die vollzogne Vermählung verkündigen hörte.

Ich werde Ihnen alle beſondre Umſtände von den Luſtbarkeiten, welche der König bey

dieſer

dieſer Gelegenheit ganzer 3 Tage hinter einander gegeben hat, mündlich erzählen, und ich begnüge mich bloß, Ihnen überhaupt zu ſagen, daß am erſten Tage der ganze Hof in Gallakleidern geweſen, und die zween folgenden Dominos angehabt hat, weil eine entſetzliche Hitze war. Die Tafeln waren jederzeit überflüßig beſetzt, es war italiäniſche Operette, franzöſiſche Komödie, Ball, Illumination, Feuerwerk und alles, was die königliche Pracht der natürlichen Freude des Hofes noch beyfügen konnte, um dieſe Luſtbarkeiten vollkommen und anſehnlich zu machen.

Die königliche Familie hat ſich nach der Hochzeit noch fünf Tage lang in Charlottenburg aufgehalten, und am 6ten hielt die Prinzeßinn ihren Einzug in Berlin. Man baut itzo einen prächtigen Palaſt für den Prinz auf, welcher unterdeſſen den ſchweriniſchen, der gleich an mein Haus anſtößt, gemiethet hat. Eben hier gaben Se. königl. Hoheit dem Könige, denen beyden Königinnen und dem ganzen Hofe ein über alle Maßen prächtiges Feſtin. Es waren auf 400 Perſonen darzu eingeladen worden. Sie ſpeiſten an 6 verſchiednen Tafeln, nach abgehobner Tafel folgte ein Ball, welcher bis um 7 Uhr des Morgens währte. Die ganze Vorderſeite

und der Vorhof an dem Palaſte des Prinzen war erleuchtet, und der Prinz, da er dieſes Feſt aus Erkenntlichkeit, wovon ſein Herz gegen den König voll war, angeſtellet, hatte mitten in dieſe ſchöne Erleuchtung den verzognen Namen des Königs ſetzen laſſen, über welcher die königliche Krone mit dieſer Ueberſchrift ſchwebte: Optimo regi, optimo fratri.

Die berliniſchen Einwohner können ſich bis itzt noch nicht an der Prinzeßinn ſatt ſehen, und ſie genugſam bewundern, und ob ich gleich faſt alle Tage das Glück habe, Sr. königl. Hoheit aufzuwarten, ſo glaube ich, daß ich noch lange Zeit ſo denken werde, wie das Volk.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Zwey

Zwey und achtzigſter Brief.

An Milord E** zu London.

Berlin, den 12. Dec. 1752.

Man hat Sie falſch berichtet, Milord, nein! das Invalidenhaus, welches der König in Berlin hat aufbauen laſſen, iſt kein ſo koſtbares Gebäude, wie das zu Paris, zu Greenwich und zu Chelſea, an welchen Gold und Marmor, Malerey und Bildhauerarbeit verſchwendet worden. Das hieſige iſt ein ſehr großes und weitläuftiges Gebäude, welches aber den Augen faſt weiter nichts ſehenswürdiges darſtellet, als ſeine Größe ſelbſt. Es beſteht in einem überaus geräumlichen Hauptgebäude, und in vier Flügeln; zween derſelben ſtoßen über dem Hauptgebäude hervor, und machen einen weiten Vorhof, und die andern zween gehen hinten hinaus, und ſchließen den Hinterhof ein. Am Ende eines jeden Flügels iſt ein großes Nebengebäude angehängt. Zwey von dieſen Nebengebäuden ſind dem Gottesdienſte gewidmet, und dienen zu Kapellen, wovon die eine vor die Proteſtanten, und die andre

vor die Katholiken beſtimmt iſt. In den zwey andern wohnen die Officiers. Die einzige äußerliche Zierlichkeit, welche ich daran bemerkt habe, iſt der große Haupteingang, wovon die Erfindung ſchön und regelmäßig iſt. Oben an dem Vordergiebel lieſet man dieſe ſchöne Ueberſchrift:

Laeſo, ſed inuicto Militi.

Jedoch, obgleich dieſes Gebäude durch ſeine äußerliche Pracht nicht allzu ſehr in die Augen fällt: ſo iſt es dem ungeachtet ſeines Endzwecks wegen und wegen der Gründlichkeit ſeines Plans zu bewundern. Dieſes Invalidenhaus kommt jenen übertünchten Grabmälern, um mich eines bibliſchen Ausdrucks zu bedienen, nicht gleich, welche von außen mit Porphir und Granit bedeckt, inwendig aber voller Todtenbeine, und alles Unflats ſind, und nichts als ein Bild von dem Elende des menſchlichen Lebens vorſtellen. Hier wird man überall ein Spital gewahr, allein, ein Spital, welches durch königliche Hände erbauet worden, worinnen mit ſiegreichen Wunden bedeckte, oder aus Schwachheit des Alters unvermögende Krieger wider die Mühſeligkeiten, welche mit der Armuth verknüpft ſind, eine ſichre Freyſtadt finden. Dieſe werden hier wohl logirt, wohl geklei-

gekleidet, wohl geſpeiſt und wohl gewartet. Ein jeder genießt die Freyheit, Gott nach ſeiner Religion ungehindert zu verehren. Mediciner, Wundärzte und Apotheker, welche zu dieſem Hauſe beſtellt ſind, tragen alle gehörige Sorgfalt vor die Kranken, und ſuchen ſo lange noch, als es möglich iſt, die koſtbaren Tage dererjenigen, ſo ſich für das Vaterland aufgeopfert, zu erhalten. Und weil der plötzliche Uebergang von einem ſo arbeitsvollen Leben, als das Soldatenleben iſt, zu einer ganz ruhigen Lebensart, der Geſundheit ſchaden würde: ſo hat der König zu dieſem Gebäude Gärten und Felder hinzugefüget, welche die Invaliden mit eigner Hand ſo viel als ein jeder Kräfte hat, bearbeiten, und wovon ſie auch vor ſich ſelbſt den Nutzen ziehen.

Dieſes iſt, Milord, die Einrichtung dieſer wahrhaftig frommen Stiftung Friedrichs. Man könnte ſie pietas militaris nennen, und dieſe Krieger, welche in ihrem Elende glücklich leben, können mit dem Virgil ſagen:

Deus nobis haec otia fecit.

Drey und achtzigſter Brief.

An meine Schweſter v. Stüven
zu Braunſchweig.

Berlin, den 11. Dec. 1753.

Du beſchuldigeſt mich, meine liebe Schweſter, unrechtmäßiger Weiſe einer Nachläßigkeit; denn meine Hände legen faſt die Feder nicht weg; allein, es iſt ganz natürlich, daß der Briefwechſel mit meinen Freunden, und ſelbſt mit meinen liebſten Anverwandten, den Angelegenheiten weichen muß, welche der König mir aufzutragen die Gnade hat, und welche mich ſeit einiger Zeit ganz und gar beſchäfftigen. Die erſten Augenblicke meiner Muße weihe ich dem Vergnügen, auf Deinen letzten Brief zu antworten, und mich mit Dir zu unterhalten.

So redet man denn zu Braunſchweig von den vortrefflichen Luſtbarkeiten, welche der Prinz von Preußen und der Prinz Heinrich vor einiger Zeit in Berlin angeſtellt haben? Und Du verlangſt, daß ich Dir davon eine Beſchreibung machen ſoll? Das iſt zu viel

von

von mir verlangt, meine liebe Schweſter, ſie ſind ſo verſchieden und ſo vielfältig geweſen, daß ich ein ganzes Buch ſchreiben müßte, wenn ich Deine Neugier ſtillen wollte. Ich werde mich begnügen, Dir nur ein paar davon nach den vornehmſten Umſtänden zu erzählen, damit Du von dem Genie und Geſchmacke, der in den übrigen geherrſcht hat, ein Urtheil fällen kannſt.

Die erſte beſtund in einer Art von Vorſtellung einer Luſtinſel. Alle diejenigen, welche ernennt wurden, dieſes Luſtſpiel aufführen zu helfen, erhielten einige Zeit vorher eine Anweiſung, was ſie vor eine Rolle ſpielen, und was ſie vor Kleider anziehen ſollten, und ein jeder machte ſich mit Vergnügen darzu gefaßt. Der Prinz von Preußen gab mir die Rolle des Apollo, und verlangte, daß ich in Geſtalt dieſes Gottes an Se. Durchl. die Erbprinzeßinn von Darmſtadt ein Kompliment in Verſen ablegen ſollte, welche als Zuſchauerinn eingeladen war, und welche in der That die größten Lobeserhebungen verdient, welche die Poeſie nur immer erdenken kann, um ihre großen Eigenſchaften und ihre reizende Anmuth ſattſam zu erheben.

Der Prinz hatte auf einer breiten Gallerie ein Amphitheater vor die Zuſchauer errichten,

und alle nöthige Verzierungen zu dieſem Feſte veranſtalten laſſen. In einem großen hieranſtoßenden Saale hatte man eine etwas erhöhte Bühne errichtet, welche eine Inſel vorſtellte, die mit Arcaden umgeben, und mit Blumenkränzen gezieret war. Dieſe Inſel war, vermöge einer ſehr künſtlichen Auszierung um und um mit Waſſer eingeſchloſſen. Da man bey dieſem Feſte die Abſicht hatte, nicht die Wolluſt des Epikurs, ſondern die Ergötzlichkeiten des Lucrez vorzuſtellen, welche aus dem Genie, den ſchönen Künſten und den liebenswürdigen Wiſſenſchaften entſpringen: ſo ſtellten die ſpielenden Perſonen alle die verſchiednen Gottheiten vor, welche in dem Heydenthume dieſen Künſten und Wiſſenſchaften vorgeſetzt waren. Ein jeder gab den Charakter derjenigen Gottheit, deren Geſtalt er an ſich genommen hatte, entweder durch eine Rede, oder durch ſonſt eine ſinnreiche Handlung zu erkennen. Prinz Heinrich, als Orpheus, und die Fräulein von Morienne, ſeine Geſellſchafterinn, als Euterpe gekleidet, drückten die Annehmlichkeiten der Muſik durch die Stimme und mit einer Art von Zitter aus, worauf der Prinz, wie Orpheus auf der Leyer, die Saiten rührte, und den Geſang der Fräulein mit ſeinen Tönen begleitete. Nach der Muſik trat die Poeſie

auf

auf den Schauplatz, und unter dem Bilde des Apollo hatte ich die Ehre, folgende kleine und ohne vieles Nachſinnen abgefaßte Anrede an die Prinzeßinn von Darmſtadt zu halten:

Ich, der ich nun ſo viele Jahre ſchon
Auf meinem alten Helicon
Mit Ekel und Verdruß zubringe;
Dieweil ich ohne Ruh und Raſt,
Mir oft zur Laſt,
Von nichts als Helden und von Göttern ſinge,
Und dann zum Preis
Für allen meinen Fleis
Nur Waſſer traurig als die Hypocrene trinke;
Der ich in Schwermuth faſt verſinke,
Der ich von keiner Freude weis,
Vielweniger von Liebe brenne
Für irgend ein galantes Kind,
Und weiter ſonſt kein Mägdchen kenne,
Als jene gar zu fromme Neune,
Die nicht bloß keuſch zum Scheine,
Nein, die es in der That, und leider! ewig ſind.
Ich alſo, voll Verdruß, von dieſem ekeln Leben,
Beſchloß, mich in das Land der Freude zu begeben;
Jedoch, eh ich den Helicon verließ.
Empfand ich ein Verlangen
Zu wiſſen, wie die Inſel hieß,
Die man der Anmuth wegen mir ſo prieß,
Und wie der Fürſt, der daſelbſt thront,
Und wie das Volk, das ſie bewohnt,
Geſonnen ſey, mich zu empfangen.

 Denn,

Denn, mit dem Himmel hat die Welt viel Aen-
lichkeit,
Das Ceremoniel erregt oft Zank und Streit!
Drum ſandt ich meinen liebſten Sohn,
Den Nebenbuhler vom Anacreon,
Vom Chaulieu und de la Fare,
Der ſo, wie ſie, im Stande wäre,
Durch ſeinen Zauberton die ganze Welt zu rühren.
Von meinem heilgen Feuer voll,
Als ein Geſandter vom Apoll,
Macht er durchs ganze Land
Die Vollmacht, die er hat, bekannt;
Und alſobald ließ man durchs ganze Land
Für mich viel Achtung ſpüren.
Mit Ernſt war ich nun drauf bedacht,
Auf dieſe Inſel voll Vergnügen
Mich zu verfügen.
Dem Helicon gab ich nun gute Nacht;
Und ungeacht der traurigen Geſichter,
Die mir das Muſenchor gemacht,
Trat ich den Weg doch an,
Allein, mit ſchlechter Kleidung angethan,
So wie man leicht vermuthen kann,
Von einem Gott der Reimer und der Dichter
Auf meinen Pegaſus geſetzt,
Flog ich durch manche Himmelskraiſe;
Allein zuletzt
Verirrt ich mich auf meiner Reiſe.
Vergeblich bat ich erſt die, die vorüber giengen,
Mich auf den rechten Weg zu jenem Reich zu
bringen, Allwo

---

*) Dies iſt eine Anſpielung auf den Geſang des Prinzen Heinrichs, welcher vor mir auftrat.

Allwo der Stifter ungemeiner Luſt,
Der kluge Wilhelm jeder Bruſt,
Durch ſeine glückliche Erfindungskraft,
Stets tauſend neue Freude ſchafft.
Doch endlich fiel es jedem ein,
Dies könne wohl kein andres Reich nicht ſeyn,
Als dieſe Inſel voll Vergnügen,
Und jeder wies mich nun nach dieſem Reich.
Den kleinen Amor ſah ich auch ſogleich
Vor meinen Augen fliegen.
Er wollte ſich von ſeiner Höh
Zu dieſen Ufern an der Spree,
Und nach Berlin zum Carnaval verfügen.
Den Augenblick
Schickt ich mein Roß zurück,
Und ließ mich auch mit ihm in dieſe Mauern nieder,
Wo Spiel und Scherz, und frohe Lieder,
Komödien und Opera,
Redouten, Ball und Gaſtereyen hier und da,
Und tauſend angenehme Sachen
Den Aufenthalt beneidenswürdig machen.
Das Waſſer kann dem Fiſch nicht ſo viel Freude geben,
Als mir Berlin itzt gab;
Allein, was iſts im ganzen Leben?
Es wechſelt alles ab,
Und keine Freude iſt vollkommen!
Ich hatte meinen Weg durch Prenzlov **) durch genommen,
Und

---

*) Se. königl. Hoheit der Prinz von Preußen.

**) Der ordentliche Aufenthalt der Prinzeßinn von Darmſtadt, woſelbſt das Regiment des Prinzen, ihres Gemahls, in Beſatzung liegt.

Und eine Fürſtinn dort erblickt,
Die, ganz mit Anmuth ausgeſchmückt,
Ein rauhes Feld, das Mars verheeret,
Durch ihre Zauberey
Ins ſchönſte Paradies verkehret.
Dies fiel mir itzo bey,
Und brachte mich zur lauten Klage:
Was? rief ich in der Götterſprache,
Ich ſeh Sie nicht?
Die Sterbliche, —— der nichts gebricht,
Die mit dem Reiz, den man in ihrer Miene findet,
So viel Verſtand und Huld verbindet,
Die göttlich denkt und göttlich ſpricht,
Und wie? wohin ſich meine Augen lenken,
Erblick ich dieſe Fürſtinn nicht?
Kann man die wahre Luſt wohl ohne Sie nur denken?
So bald ich dieſes ſprach,
Rief mir das ganze Volk mit tauſend Zungen nach:
Wenn dieſe Fürſtinn nicht zugegen wär,
So ſey das größte Feſt von aller Anmuth leer.
So rief das Volk, ſo ſprach der Fürſt,
Der Stifter dieſer Feſttagsfeyer,
Nur fort, gebot er mir, nur fort mit Deiner Leyer.
Du kannſt, und ſollſt, und wirſt
Mit dem Geſang der Fürſtinn Herz durchdringen,
Und ſie mit Dir zu dieſem Feſttag bringen.

„So komm, Prinzeßinn! komm, und wohne gern allhier,
„Nimm Theil an unſerm Feſt, vielleicht gefällt es Dir.

„Dann fühlen wir, welch Glück! mit Dir zugleich die Freuden,
„Die, wo Du Dich nur zeigſt, Dich überall begleiten.

Als die Muſik, die Beredſamkeit und die Dichtkunſt ihren Zoll, daß ich ſo reden darf, zur allgemeinen Menge der Luſtbarkeiten beygetragen hatten? ſo traten die übrigen ſchönen Künſte, nämlich die Malerey, Bildhauerkunſt und Baukunſt auf, und zeigten der Prinzeßinn überaus ſchöne Zeichnungen von ihrer Arbeit. Hierauf ſpielten einige Damen und Cavaliere eine Handlung aus einer Tragödie, der man noch eine ſo ſinnreiche Entwickelung des Knotens beygefüget hatte, daß ſie eine ganze Tragödie zu ſeyn ſchien. Auf dieſe Tragödie folgte eine kleine Komödie in einer Handlung, welche andre Damen und Cavaliere mit dem größten Beyfall vorſtellten. Zuletzt endigten ſich alle dieſe ſo verſchiednen Luſtbarkeiten mit einer ſehr artigen Pantomime, welche von den Pagen der Prinzen aufgeführet ward. Der Reſt von der Zeit, welche noch übrig war, ehe man ſich zur Tafel ſetzte, wurde mit Spielen zugebracht. Man machte Bank, und ſpielte an verſchiednen Tiſchen Quadrille und andre

Spiele

Spiele zum Zeitvertreib. Man ſaß aber nicht lange beym Spiel. Um 10 Uhr kam der Hofmarſchall des Prinzen, und meldete, daß die Abendmahlzeit auf der Luſtinſel zubereitet ſtünde. Man begab ſich in Proceßion dahin. Der Prinz gab einem jeden Cavalier eine Dame zur Geſellſchaft, und ſah hierbey nicht allein auf die Rolle, welche ein jeder geſpielet hatte, ſondern auch auf den Geſchmack und die Neigung ſeiner Gäſte. Mein Loos war beneidenswerth; denn ich bekam die Fräulein Sophie von D**n, eine der ſchönſten, liebenswürdigſten und geiſtreichſten Damen, welche Deutſchland hervorgebracht hat. Sie ſtellte die Minerva vor. Als wir in den großen Saal hinein traten, fanden wir die Tafel mitten auf dieſer Inſel aufgeſchlagen, welche aus dem Waſſer gleichſam hervorzuragen ſchien. Die Arcaden, welche die Inſel umgaben, waren erleuchtet, und eine in allem Verſtande herrliche Mahlzeit wartete hier auf uns. Das Geſpräch wurde lebhaft, und ein jeder ſuchte den Charakter ſeiner Rolle zu behaupten. Bey dem Nachtiſche wurde das Vergnügen durch eine Muſik noch mehr belebet, nicht etwa durch ein lärmendes Concert, mit Trompeten und Pauken, deren ſchmetternder Schall die Ohren betäubet, die ſcherzhaften Einfälle erſtickt,

und

und die Annehmlichkeit eines ſinnreichen Geſprächs verjaget, worzu ſonſt ſehr oft die Großen an der Tafel zu ihrem Vortheil ihre Zuflucht nehmen, ſondern durch eine ſanfte Symphonie, welche ſich in der Ferne hören ließ. Wir ſaßen lange bey der Tafel, und ein Ball, welcher darauf folgte, und welcher bis an den hellen Tag fortdauerte, endigte dieſes prächtige Feſt. Als der Prinz von Preußen von der Geſellſchaft Abſchied nahm, ſagte er zu uns: Meine Damen und meine Herren, es iſt Schade, daß dieſer Tag ſchon zu Ende iſt. Niemand fand mehr Geſchmack an den Luſtbarkeiten, als er, und niemand beſaß mehr Geſchicklichkeit, dergleichen anzuſtellen.

Ob ich gleich zu befürchten habe, daß mein Brief ziemlich lang gerathen wird; ſo muß ich Dir doch noch etwas von einem Feſte erzählen, welches der Prinz Heinrich zu Rheinsberg gegeben hat, und wovon ich, ſo zu ſagen, nur noch die Ueberbleibſel erblickt, weil ich einen Tag zu ſpäte daſelbſt angekommen bin. Der Entwurf zu der Feyer dieſes Feſtes war eine Vorſtellung des franzöſiſchen Hofes unter der Minderjährigkeit Ludwigs des XIV. und die Hauptabſicht dabey war, daß die Erbprinzeßinn von Darmſtadt einige

geringe

geringe Meublen von alten chineſiſchen Lack zum Geſchenke annehmen ſollte, welche ihr Se. königl. Hoheit auf eine galante Art anzubieten geſonnen waren, und ſo, daß ſie keine Ausflucht finden könnte, ſolche auszuſchlagen. Deswegen ließ man ihr die Rolle der königlichen Mutter, der Annen von Oeſterreich nehmen, und weil man eine Aehnlichkeit mit den älteſten Geſchichten, die man in den Zeitbüchern Frankreichs findet, beobachten wollte, ſo ließ man den Abgeſandten von Siam auf den Schauplatz auftreten, und ihn der königlichen Mutter dieſe Geſchenke, und dem Könige, der noch ein Kind war, allerley Zuckerwerk bringen. Man hatte alle Nachrichten dieſer entfernten Zeiten und alle alte Kupferſtiche zu Rathe gezogen, um die vornehmſten Perſonen des damaligen Hofes ausfindig zu machen, und die Kleidertrachten, welche damals Mode waren, auf das natürlichſte nachzuahmen. Die junge und ſchöne Fräulein v. Forcade, Hofdame bey Ihro Durchl. der Prinzeßinn, ſpielte, als ein Kind gekleidet, die Rolle des Königs, und der Prinz von Preußen die Rolle des Kanzlers, welcher letztre eine erſtaunlich große Peruque auf dem Kopfe trug, und einen langen ſchwarzen Rock mit einer Schleppe von 4 Ellen anhatte. Der Prinz Heinrich, welcher den Cardinal

von Richelieu vorſtellte, hatte ein Kleid und Mäntelchen, wie die Cardinäle zu tragen pflegen. Die übrigen Hofleute alle waren nach den alten Zeiten, und genau ihrem Stande und Charakter gemäß gekleidet. Desgleichen auch die 100 Schweizer und alle andre Bedienten. Alles nahm Antheil an dieſem Feſte, ſo gar die Kammerfrauen. Da gleich daſſelbige mal die allerſchönſte Sommernacht, die man ſich nur vorſtellen kann, einfiel, ſo verſammlete ſich der Hof unter der großen Colonade, welche am Ende des Schloßhofes hinläuft, und die Ausſicht nach der Rheinsberger See hat. Dieſe Colonade war prächtig aufgeputzt, und herrlich erleuchtet. An dem einen Ende hatte man einen Thron für Ihro Majeſtäten errichtet. Man hat mich verſichert, daß dabey alles einen ſolchen Schein der Wahrheit gehabt habe, daß man ſich eingebildet, als wenn man wirklich in der Mitte des XVII. Jahrhunderts lebte. Bald hörte man rufen: das iſt der Herr Kanzler, der da kommt; bald: itzt kommt der Herr Cardinal; bald: da erſcheinen die königliche Frau Mutter, und endlich: itzt kommt der König. Ein jeder ſtellte ſich, wo er hingehörte, nahm den Platz ein, der ihm angewieſen war, und der König ließ ſich auf ſeinem Throne an der Seite der Kö-

Königinn, ſeiner Mutter, nieder. Einen Augenblick darauf ſah man vom weiten über die große See zwo Barken ankommen, welche mit Wimpeln gezieret, und durch und durch, und ſo gar an den Schiffsſeilen mit Lampen erleuchtet waren. Sie hatten den Abgeſandten von Siam, ſein Gefolge und ſeine Geſchenke am Bord, und man hat mich verſichert, daß man ſich keinen ſchönern Anblick vorſtellen können. Er war in Siamiſcher Tracht, und überaus prächtig gekleidet. Desgleichen auch ſein Dollmetſcher und ſein ganzes Gefolge. So bald als die Barken am Ufer ankamen, ſtieg der Abgeſandte ans Land, und gieng an der Spitze ſeiner Bedienten auf die Colonade los, woſelbſt er von denen vornehmſten Hofbedienten empfangen, und darauf durch den Ceremonienmeiſter zur Audienz des Königs geführt wurde. Er hielt in einer unbekannten Sprache eine Rede, wovon der Dollmetſcher den Innhalt erklärte, übergab ſein Beglaubigungsſchreiben, und machte endlich damit den Beſchluß, daß er die Geſchenke überreichte. Der Prinz von Preußen antwortete als Kanzler auf ſeine Rede. Er ſprach ſehr lange, und auf eine überaus luſtige Art, und um dem Prinz Heinrich, ſeinem Bruder, eine kleine Schalkheit zu beweiſen, endigte er ſeine Rede mit fol-

folgenden Worten: „daß Jhro Maj. die „königliche Frau Mutter die Geſchenke „Sr. Siamiſchen Majeſtät als ein Kenn„zeichen der Freundſchaft, nicht aber „ihres Werthes wegen, annehmen woll„ten; der Herr Abgeſandte könnten ver„ſichert ſeyn, daß, mit Erlaubniß zu ſa„gen, der Nachtſtuhl der Königinn mit „einem weit koſtbarern Lacke überzogen „wäre, als alles dieſes, was er hier „überbrächte„.

Alle Anweſende lachten herzlich über dieſen ſcherzhaften Einfall. Nachdem man dem Herrn Abgeſandten alle Seltenheiten des Schloſſes und des durch und durch erleuchteten Gartens zu Rheinsberg gezeiget hatte, welches zu dem angenehmſten Spatziergange Anlaß gab: ſo ſetzte man ſich an verſchiednen kleinen Tafeln zu Tiſche, welche in eben dieſem Saale aufgeſchlagen waren. Als der Nachtiſch aufgetragen ward, machte die Fräulein von M** bey dieſem Feſte noch ein überaus luſtiges Zwiſchenſpiel. Sie ſchlich ſich ganz ſachte aus dem Saal, und zog eine ſchwarze Robe an, welche mit vielen feuerfarbnen Bändern und andern außerordentlichen Zierathen verbrämt war. Einen Augenblick darauf kam man, und meldete bey Hofe, daß die Königinn Chriſtine von Schweden

gleich itzt angekommen wäre, um den König zu beſuchen, und daß ſie ihren Liebling, den Monaldeſchi, bey ſich zur Geſellſchaft hätte. Man ſtund auf, ſie zu empfangen, und die Fräulein von M** ſpielte ihre Rolle ſo gut, und ahmte die Denkungsart dieſer berühmten nordiſchen Königinn mit ſo vieler Kunſt und Anmuth nach, daß alle Umſtehende ganz davon bezaubert wurden. Nach der Tafel hielt man an dieſem vorgegebenen Hofe Ludwigs des XIV. einen Ball, und alle die alten Kleidertrachten hatten in den Augen der Zuſchauer eine ganz beſondre Wirkung. Man tanzte Paſſepieds, Aimables-vainqueurs, Rigaudons und Sarabanden.

Ich würde nicht fertig werden, meine liebe Schweſter, wenn ich Dir alle die andern Feſte beſchreiben wollte, welche Ihre Hoheiten, die Prinzen, ſeit ein paar Jahren daher, ausgedacht haben. Bald wurde das Inquiſitionsgerichte zu Goa, nach dem Begriffe, welchen das Buch: die Religionsgebräuche aller Völker, davon giebt, ſehr natürlich vorgeſtellt.

Wobey der Prinz von Preußen und ich die Schlachtopfer vor dieſem erſchrecklichen Richterſtuhl abgeben mußten. Man ſtellte eine feyerliche Glaubenshandlung an*), um uns

*) auto da fé.

uns des Ehebruchs halben zu verbrennen, weswegen wir fälſchlicher Weiſe waren angeklagt worden. Bald hielt man ein türkiſches Feſt, und ſtellte das Serrail vor; bald wurde ein Feſt der Götter, welche ſich auf dem Olymp verſammlet hatten, gefeyert; bald wurde eine Entführung der Schäferinnen, ſo die Waldeinwohner unternahmen, vorgeſtellt; bald die Eliſäiſchen Felder; bald ein Kloſter eines geiſtlichen Ordens; bald einige Scenen von den Begebenheiten des Donquixotte; bald die Gefechte der abentheuerlichen Ritter, welche um ihre Prinzeßinnen ſtritten, und wohl noch 20 dergleichen Erfindungen, welche alle mit unendlichem Geſchmack ausgeführet wurden. Das glänzende Genie der Prinzen leuchtete dabey überall hervor, und ich glaube nicht, daß jemals jemand mehr Witz in ſeinen Luſtbarkeiten gezeiget hat. Es iſt etwas ganz beſondres, mit anzuſehen, mit was vor Geſchwindigkeit dieſe Durchlauchtigen Sterblichen die Felder des Mars mit den Ergötzungen des Hofs, und die Strapatzen des Kriegs mit der ausgeſuchteſten Wolluſt verwechſeln können. Sie ſind in allen groß.

Ich umarme Dich zärtlich, meine liebe Schweſter, und werde Zeit meines Lebens nicht aufhören zu ſeyn ꝛc.

Vier und achtzigſter Brief.

An den Herrn von M**
zu Hannover.

Potsdam, den 5. März, 1754.

Ihr Brief, mein allerliebſter Freund, hat mir ein unausſprechliches Vergnügen verurſacht; die Beſchreibung, welche Sie mir von Ihrem Aufenthalte in Frankreich geben, iſt ein Meiſterſtück. Alles, was Sie mir ſchildern, glaube ich wirklich vor meinen Augen zu ſehen, und es kommen in ihrem Gemälde ſo viel Gegenſtände vor, die ich an der Abbildung, welche Sie mir davon machen, ſogleich erkenne. Die Unbeſtändigkeit der Moden ändert in einem Lande, in einer Zeit von 20 Jahren, an tauſend Dingen die äußerliche Geſtalt: allein, der Grund und das innre Weſen derſelben bleibt jederzeit unveränderlich. Die Sitten, die Gewohnheiten, die verſchiednen Arten von Ergötzlichkeiten verändern ſich in Frankreich ohne Aufhören, ſo, wie der Geſchmack in der Kleidung. Die Leidenſchaften hingegen, und der natürliche Charakter der Nation bleibt

bleibt beſtändig eben derſelbe; und in der Ehat, das Leſen Ihres Briefes, der mir alles dieſes ſo deutlich vor Augen malt, hat mich beynahe mitten in Paris wieder verſetzt, ob ich gleich ſo lange Zeit von dieſer Stadt entfernt geweſen bin. Ihr Reiſegeſellſchafter ergötzt mich. Was für ein wunderlicher Eigenſinn, mit niemanden, als mit königlichen Pachtern umgehen wollen. Ich weis wohl, daß dieſe Herren durch ihre Reichthümer in Stand geſetzt werden, die Güter dieſes Lebens im Ueberfluſſe zu genießen; allein, ſie genießen ſelbige nicht mit einem ſolchen Geſchmacke, daß ſich ein Fremder dadurch darf bewegen laſſen, ihre Freundſchaft zu ſuchen, um ſich nach ihrem Muſter zu bilden, oder ihre Bekanntſchaften, ihre Manieren und ihre Sprache, die man ſich unter ihnen angewöhnt, mit in ſein Vaterland zu nehmen. Ich habe meine Reiſen ſehr jung gethan; allein, die Hitze meiner Jugend hat mich nicht verhindert, zu bemerken, daß in Frankreich der Adel, der in Kriegsdienſten ſteht, in Anſehung des äußerlichen Glanzes, über alle andre Stände faſt durchgängig den Vorzug hat. Dieſer iſt es, von dem man das erhabenſte Betragen, die beſte Art zu ſprechen, und den vortrefflichſten Geſchmack, beynahe in allen Sachen, erlernen kann. Allein, der

Umgang mit dieſen Einwohnern des Reichs vom erſten Range wird oft gefährlich, wegen der großen Menge Leute, welche ſich in dieſer Klaſſe befinden, deren Vermögen nicht ihrer Geburt gemäß iſt, deren Glücksumſtände in Verfall gerathen, und welche, um das Anſehen ihres Standes zu behaupten, den neu ankommenden Fremdlingen alle Arten von Schlingen legen, damit ſie ſich von ihnen einen Vortheil verſchaffen können. Sie ſind ſehr geſchickt, ihre Leidenſchaften zu erregen, ſie wiſſen diejenigen, welche in ihren Herzen die Oberhand haben, vollkommen zu entwickeln, und zu ihrer Abſicht zu gebrauchen. Selbſt die kleinſten Schwachheiten, die einem ſolchen Fremden ankleben, müſſen ihnen zum Vortheil dienen, und man darf zu Paris keinen Fehler an ſich haben, wenn es nicht der Geldbeutel empfinden ſoll. Dieſer kriegeriſche Adel beſitzt außerdem eine ſehr geringe Erkenntniß, und die Eitelkeit ſcheinet mitten unter den bravſten Leuten ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben.

Der Adel, welcher in Staatsbedienungen ſteht, zeigt weniger äußerliche Pracht, und eine weit weniger ausgekünſtelte Lebensart; allein, er ſcheint mehr Tugend, mehr Wiſſenſchaft, und überhaupt mehr Gründliches zu ſeinem Antheile bekommen zu haben. Sein

Um-

Umgang iſt für die Fremden eine wirkliche Schule. Man kann hier faſt alles erlernen, und die Erkenntniß, welche man ſich hier erwirbt, kann man mit ſich nehmen, und auch in andern Ländern ſehr füglich in Ausübung bringen. Der Staatsbediente läßt ſich nicht beſtändig von der Hofluft hin und her treiben, wie der Hofmann, er ſchneidet nicht immer Capriolen, ſondern er gehet Schritt vor Schritt.

Der entſetzliche Reichthum eines königlichen Pachters macht oft einen Affen des Hofmanns aus ihm; allein, dieſe Nachahmung führet tauſend lächerliches bey ſich. Bey dem glücklich gewordenen Bauer blickt beſtändig der Landmann unter dem Schimmer ſeines neuen Standes hervor. Mitten in ſeiner Pracht gleichet er jenem alten Karngaule, welchen die Oper zu Zeiten auf dem Theater bey einem triumphirenden Einzuge zum Vorſchein bringt, und welcher mit dem koſtbarſten Sattel und Zeuge belegt iſt, mitten aber unter dem prächtigſten Anputze ſeine knochigten Lenden vorweiſt. Diejenigen, welche das Glück bey überflüßigen Reichthümern über einen mittelmäßigen Stand erhoben hat, betragen ſich, dünkt mich, nicht ſehr klüglich, wenn ſie öffentlich eine blendende Pracht von ſich ſehen laſſen. Dieſes iſt das Mittel,

die Leute allzu aufmerkſam auf ſich zu machen, den Neid allzu ſehr zu erregen, und die Satyre zu reizen. Dieſes heißt das unterhaltne Mägdchen nachahmen, welches vor dem königlichen Palaſt ſpatzieren geht, und in einem goldſtoffnen Kleide, mit Brillanten bedeckt, ins Schauſpiel läuft. Ein jeder fragt, wer iſt dieſe? Man antwortet, es iſt eine Nymphe! und alsbald ſchneyet es Stichelreden und Randgloſſen. Hätte ſie ein weniger ſchimmerndes, ein ſittſames, aber reinliches Kleid angehabt, ſo würde die Verläumdung nichts wider ſie unternommen haben, ſie würde, ſo zu ſagen, unter dem Haufen als ein ehrliches Mägdchen mit durchgelaufen ſeyn, und anſtatt den Gegenſtand einer empfindlichen Spötterey abzugeben, würde ſie ſich vielmehr Hochachtung erworben haben. Ich ſtelle mir Frankreich als eine alte abgelebte Buhlſchweſter vor, die ein hundert Liebhaber unterhält, welche ſie ausſaugen, und welche auf Unkoſten ihres Geldbeutels eine Menge Pariſer Herrchen vorſtellen, welche aber größtentheils nur glücklich gewordene Bauern ſind, und ſich durch ihre übertriebne Verſchwendung zu einem Ziele der Spötterey machen. Ihre Aufführung iſt widerſinnlich. Wenn ſie die Augen auf ihren Urſprung richten, wenn ſie die Art und Weiſe ihres Gewerbes betrachten,

ſo

ſo gewinnt die Demuth in ihrer Seele die Oberhand: allein, wenn ſie einen Augenblick darnach ihre zahlreichen Geldſäcke, die mit Louisd'oren gefüllt ſind, anſchauen, ſo erhebt ſich ihr Herz, und das Wetterglas ihres Hochmuthes ſteigt bis zum höchſten Grad der Unverſchämtheit. Man weis niemals, in welchem Grade der Veränderung dieſe Leute ſtehen, und es iſt ſehr ſchwer, mit ihnen auszukommen.

Die Bürger zu Paris ſind die bravſten und ehrlichſten Leute von der Welt. Die Gottesfurcht wohnt in ihrer Seele, ſie treiben ihre Handlung, oder üben ihr Handwerk mit einer Treue und Glauben, worüber ich mich oft verwundert habe. Sie ſind vortreffliche Bürger. Sie verabſäumen niemals die Meſſe in ihrer Pfarrkirche, ſie treiben ihren Eifer vor den König bis zur Entzückung, ſie werden von der Aufführung der ſüßen Herrchen weder angeſteckt, noch verdorben, ob ſie gleich von ſolchen Leuten beſtändig umringt ſind. Sie erziehen ihre Kinder mit Sorgfalt, ſind ihren Weibern zugethan, ſagen den Preis vor ihre Arbeit mit einem Worte, und ſchlagen nichts darüber. Allein, ſie ſind etwas gerade zu, haben allzu niedrige Manieren, beſitzen wenig Genie, und ein Fremder, welcher den

Umgang mit der groſzen Welt erlernen will, darf ihre Geſellſchaft nicht ſuchen.

Ich kann die Aufführung Ihres Reiſegeſellſchafters nicht begreifen. Bey dem Verſtande, den er hat, hätte er eben ſo leicht dieſe Betrachtungen anſtellen können, die ich angeſtellt habe, und hätte er ſolches gethan, wie konnte er ſich denn mit Ausſchlieſzung aller andern Geſellſchaft lediglich für die Finanzpachter erklären? Dieſes ſchmeckt ein wenig nach Geize, denn ich habe angemerkt, daſz die eigennützigen Seelen nur reiche Leute hochachten, und ihren Umgang ſuchen.

Was Sie betrifft, werther Freund, ſo dünkt mich, daſz Sie von Ihrer Reiſe allen Nutzen gezogen haben, den Sie nur davon erwarten konnten. Wie ſehr würde es mir angenehm ſeyn, wenn ich über alle die Gegenſtände, welche vorzüglich Ihre Beobachtung verdient haben, mich mit Ihnen unterhalten, und Ihre ſcharfſinnigen Anmerkungen mir zu Nutze machen könnte! Suchen Sie ſich ſo einzurichten, daſz Sie Ihre Zurückkehrung ins Vaterland über Berlin nehmen. Ich verſpreche Ihnen, es ſoll Sie nicht gereuen, denn, wenn Sie alles werden geſehen haben, ſo iſt doch noch etwas in Brandenburg zu bewundern übrig. Leben Sie wohl!

Fünf und achtzigſter Brief.

An die Madame von ***

zu Hamburg.

Potsdam, den 19. Nov. 1754.

Sehen Sie, endlich bin ich ſeit einiger Zeit ein ruhiger Einwohner zu Berlin. Ich baue meinen Garten, und habe nicht eher das Glück, den König zu ſehen, als bis Ihro Maj. in dieſer Hauptſtadt einmal zum Vorſchein kommen. Meine müßige Zeit wende ich aufs Studiren, und die Stunden der Erholung ſind einem unſchuldigen Briefwechſel mit meinen Freunden gewidmet. Ich erinnere mich, daß Sie vor einigen Monaten eine Beſchreibung der Stadt, des Schloſſes und der Gärten zu Potsdam, Sansſouci, Schönhauſen, Oranienburg, Rheinsberg und Ruppin von mir vorlanget haben. Ich befinde mich heute aufgelegt, zum Schreiben, und will dahero Ihrem Verlangen Genüge leiſten. Unterdeſſen dürfen Sie nicht glauben, als wenn ich in meinem Erzählen ſo umſtändlich ſeyn würde, daß dadurch die ganze Materie erſchöpft ſeyn ſollte.

O! nein! wir wollen nur einen einzigen Blick auf die allervornehmſten Gegenſtände werfen. Ihre Mannichfaltigkeit würde mich nöthigen, die Gränzen eines ordentlichen Briefes zu überſchreiten, wenn ich alles beſchreiben wollte. Der größte Theil dieſer Paläſte und ihrer Gärten iſt überdies jenen jugendlichen Schönheiten gleich, welche noch im Begriff ſind, ſich auszubilden, welche alle Tage noch durch Natur und Kunſt verſchönert werden, und hierdurch alle Augenblicke eine andre Geſtalt gewinnen.

Sie wiſſen ſchon aus der Beſchreibung, die ich Ihnen vor 15 Jahren*) von Potsdam gemacht habe, in was vor einer Gegend dieſe Stadt erbaut iſt. Ich werde dahero von allen dem nichts erwähnen, was ich zu einer andern Zeit Ihnen davon erzählt habe, vornehmlich, was die natürliche Lage betrifft. Allein, da der König im eigentlichen Wortverſtande eben das ſagen kann, was Auguſtus ehemals von Rom ſagte: ich habe eine Stadt von Ziegelſteinen gefunden, und eine Stadt von Marmor hinterlaſſen: ſo will ich Ihnen nur das heutige Potsdam, und die ſchönen Verbeſſerungen, welche der König daſelbſt unternommen hat, beſchreiben.

Es

*) Siehe den VII. Brief vom Jahr 1739.

Es wird Ihnen nicht weniger bekannt ſeyn, Madam, daß ſeit der Regierung des großen Churfürſtens, Friedrich Wilhelms, Potsdam in den ſchönſten Monaten des Jahres der Aufenthalt der Beherrſcher Brandenburgs geweſen iſt, und daß der verſtorbne König viel darauf gewendet hat, ſolches anſehnlicher und prächtiger zu machen. Allein, Friedrich, welcher allem, was er unternimmt, das Anſehen der Hoheit zu geben weis, hat die Geſtalt der Stadt ſo wohl, als des Schloſſes ganz und gar verändert, und beyde zugleich mit einander verbunden. An das alte holländiſche Quartier hat man noch zwey andre angebaut, wovon das eine das franzöſiſche Quartier genennt und von den franzöſiſchen Flüchtlingen bewohnt wird, das andre aber das italiäniſche Quartier heißt, und zu allernächſt an dem Schloſſe liegt. In dem erſten Quartiere hat man die franzöſiſche Baukunſt nachgeahmt, und in dem andern ſieht man nichts als italiäniſche Vorderſeiten an den Häuſern, deren Bauriſſe aus dem Vitruv, Paladio, Michael Angelo, Scamozzi und den berühmteſten Baumeiſtern dieſer Nation genommen ſind. Mitten auf dem Platze vor dem Schloſſe haben Se. Maj. einen prächtigen Obelisk von Marmor errichten laſſen, und die lutheriſche Kirche, welche dem großen Schloß-

ein,

eingange gerade gegen über ſtehet, iſt mit einer prächtigen Vorderſeite von gehauenen Steinen gezieret, nach dem Geſchmack der Kirche St. Maria Maggiore zu Rom, wovon der berühmte Fuga der Baumeiſter geweſen. Der Zuſammenhang aller dieſer koſtbaren Gebäude iſt für das Auge ein bewundernswürdiger Anblick. Es iſt wahr, daß die neue Vorderſeite der Kirche derſelben innwendig das Licht etwas benommen hat, und daß die Prieſter an dieſer Kirche dem Könige vorgeſtellt haben, es würden ihre Kirchkinder bey dem Leſen in den Geſangbüchern nicht mehr ſo gut ſehen können. Da aber der Bau ſchon ſo weit fertig war, daß man dem Uebel nicht abhelfen konnte, ſo ſchrieben Se. Maj. auf ihre Bittſchrift, ſtatt aller Antwort, dieſe Worte des Evangelii:

Selig ſind, die da glauben, und doch nicht ſehen.

Unterdeſſen als man das Gerüſte abgenommen hatte, bekam man ein ziemlich Theil Licht wieder, und die Kirche war nur ein wenig dunkel.

Der König hat noch eine andre Kirche erbauen laſſen, welche dem Gottesdienſte der um der Religion willen vertriebnen Franzoſen gewidmet iſt. Sie iſt nicht gar zu groß, aber

von einem ganz vortrefflichen Geſchmacke in der Baukunſt. Es iſt ein runder Tempel, welcher an der Vorderſeite mit überaus ſchönen Säulenwerke gezieret iſt.

Die Straßen zu Potsdam ſind breit und regelmäßig, beynahe alle nach der Schnur gezogen, und ſchön gepflaſtert. Am Ende des holländiſchen Quartiers iſt ein großer und ſchöner Markt, in deſſen Mitte man ein weites und ſchönes Baßin, und in dieſem Baßin eine Inſel erblickt, auf welche der verſtorbne König eine kleine ſehr artige Gloriette bauen laſſen. Die Soldatenkirche, das Waiſenhaus, die Reitbahn, die Gewehrfabrik, und verſchiedne andre Gebäude, ſind es werth, daß ſie ein Reiſender beſieht.

Am Ende der Stadt und am Ufer der Havel liegt das königliche Schloß mit ſeinem Garten. Es iſt dieſes ein ſehr weitläuftiges Gebäude, und beſtehet aus einem Hauptgebäude und zween Flügeln, an deren beyden Enden wiederum zwey große Nebengebäude angehängt ſind. Dieſe Nebengebäude ſind durch eine Mauer, die einen halben Zirkel macht, mit einander verbunden; in ihrer Mitte ſteigt ein überaus prächtiges Portal in die Höhe, und alle dieſe verſchiednen Theile des Gebäudes dienen zu gleicher Zeit darzu,

 daß

daß ſie den erſtaunlich großen Vorhof rund herum einſchließen. Vor dieſem waren die beyden Flügel nur ein Stockwerk hoch, allein, der regierende König hat ſie dem Hauptgebäude gleich erhöhen und die ganze Wand des Schloſſes von außen mit viereckigten halb eingemauerten Säulen von korinthiſcher Ordnung, deren Schäffte geriefet ſind, bekleiden laſſen. Dieſe viereckigten Wandpfeiler ſo wohl, als die andern Zierathen, haben die natürliche Farbe, welche ſteinerne Werkſtücke zu haben pflegen; der Grund der Mauer aber iſt roſenroth angeſtrichen, welches für das Auge einen beſondern, jedennoch ſehr ſchönen Anblick verurſacht. Das Dach iſt von blau angeſtrichenem Kupfer, mit einer ausgeſchweiften Einfaſſung und andern Zierathen von feinem Golde. Die Ausladung des Hauptgeſimſes iſt mit vielen ſchönen Bildſäulen beſetzt, welche die Götter, die Halbgötter, und die berühmteſten Perſonen der Fabel und des Alterthums vorſtellen, die ihren Ergötzungen eine gewiſſe Abwechſelung zu geben gewußt haben, und die uns die Hiſtorie nicht wie Barbaren abſchildert. Der Baumeiſter, welcher auf die vorzüglichen Gemüthseigenſchaften des Monarchen eine Anſpielung machen wollte, ſetzte dahero zwo ſchöne Statuen in Rieſengröße vor den Haupt-

eingang des Schloſſes, wovon die eine den Apollo, mit einem Bogen bewaffnet, und die andre den Herkules mit einer Leyer in der Hand, vorſtellte. Dieſe Gedanke iſt, meines Bedünkens, ein glücklicher Einfall geweſen. Dem Apollo den Bogen und dem Herkules die Leyer in die Hand zu geben, dieſes heißt, den Charakter eines Helden, der zugleich ein ſchöner Geiſt iſt, ſehr ſinnreich ausdrücken. Unterdeſſen hat der König dieſe Statuen unter dem Vorwande, daß es nicht anders ausſähe, als wenn zwo Schildwachen da ſtünden, wegſchaffen, und ſelbige zu Berlin an den Eingang des Parks ſetzen laſſen. Die große innere Treppe, welche zu denen Zimmern des Schloſſes führet, iſt von blauem Marmor, und das Gatterwerk von Eiſen im Feuer vergoldet. Ich habe in dieſer Art nichts prächtigers, noch von einem beſſern Geſchmacke geſunden. Wenn man durch einen kleinen Vorſaal, deſſen Mauern mit grünen Marmor bekleidet ſind, gekommen iſt, ſo tritt man in einen erſtaunlich großen Saal hinein, der mit vier Gemälden von der Größe, daß ſie die Wände bedecken, gezieret iſt. Dieſe Gemälde ſtellen die Triumphe des großen Churfürſten vor, und ſind von den Händen zweer geſchickten italiäniſchen Meiſter verſertiget worden. Die Decke iſt

vom Herrn Vanloo gemalt. Sie enthält die Vergötterung des großen Churfürſten, desjenigen Prinzen, welcher den Grund zur preußiſchen Monarchie gelegt hat. Die Lamperien und die übrigen Zierathen dieſes Saals ſind von Marmor und von vergoldeten Metall. Das ganze übrige Schloß, worinnen unendlich viele Zimmer ſind, iſt mit einer unausſprechlichen Pracht und mit einem unendlichen Geſchmacke ausmeublirt. Ueberall treffen die Augen große Spiegel, Vergoldungen, Bildhauerarbeit, koſtbaren Marmor und alles das an, was zu einem prächtigen Aufputze gehöret. Die Tapezereyen ſind Stoffe vom Glanzſilber, und werden durch eine Stickerey von Chenille noch mehr erhoben. Der Sammet iſt mit Gold oder Silber beſetzt, die Rähmen und Einfaſſungen ſind von gegoſſenem und ächt vergoldetem Metalle; die Tiſche von Porphyr und von Jaſpis, die Conſolen, die Rähmen der großen Spiegel, die Bettſtellen, die Gelender der Alkoven von gediegnem Silber, welche letztre mit Kindern von eben dieſem Metalle, welche die Götter des Schlafes vorſtellen, und Mohnſaamen ausſtreuen, ausgeſchmückt ſind.

Alle dieſe Gegenſtände, über deren Mannigfaltigkeit, Geſchmack und Koſtbarkeit ſich

das Auge nicht ſattſam verwundern kann, flößen ſelbſt den Kennern das größte Erſtaunen ein, welche eingeſtehen, daß kein König in Europa ſolche prächtige und ſo ausmeublirte Zimmer habe. Aus dem Schloſſe ſteigt man durch eine große und prächtige Treppe ohne einigen Abſatz in die Gärten hinunter. Dieſe Gärten ſind mit zwo ſchönen Colonaden umgeben, und haben die Ausſicht nach dem Fluſſe. Wenn man hinein tritt, ſo ſtößt einem ſogleich ein ſehr großer und ganz leerer Platz entgegen, worauf der König ſeine Garde und die übrige Beſatzung Parade machen, und in den Waffen üben läßt. Man kann ſagen, daß dieſer Platz die Schule ſeiner ganzen Armee iſt, weil allemal, wenn Se. Maj. eine neue Art von Kriegsübungen oder einen neuen Handgriff einführen wollen, Sie hier jederzeit ihre Garde zuerſt darinnen unterrichten, und von jedem Regimente einen Officier nach Potsdam rufen laſſen, welcher zuſehen, dieſe neue Waffenübung erlernen, und ſolche hernach ſeinem eignen Corps beybringen muß. Dieſe Methode kommt mir ganz unvergleichlich vor, beſonders in Anſehung der erſtaunlichen Weite der königlichen Staaten, welche ſich von den äußerſten Gränzen des Königreichs Preußen an, bis an die Gränzen des Herzogthums Cleve erſtreckt.

Denn, es würde eben ſo viel ſeyn, als wollte man ein Meer austrinken, wenn man zu einer jeden Beſatzung Officiers ſenden wollte, um daſelbſt in jeder neuen Erfindung der Kriegsübungen Unterricht zu geben. Dieſer große Paradeplatz ſtößt an der einen Seite an ein artiges Buſchwerk, in welchem man bis an die Havel ſpatzieren gehen kann, und welches innwendig mit einem ſchönen großen Saale, mit vielen aus Gatterwerk verfertigten Kabinettern, einer Orangerie, Pavillons und Statuen gezieret iſt. Auf der andern Seite reicht er bis an ein großes Baßin, welches mit gehauenen Steinen eingefaßt iſt, und in deſſen Mitte man einen Neptun in ſeinem Wagen erblickt, welcher damit von einem Felſen herunter ins Waſſer fährt. Alle Figuren dieſer zuſammengeſetzten Gruppe ſind ſo wohl als die Pferde in Rieſengröße und von gegoſſenen und vergoldeten Metall. Es ſind viele Veränderungen in dieſem Garten, der Proſpekt iſt ſchön, und die Alleen geben die angenehmſten Spatziergänge ab. Die Marſtälle des Königs, welche in einer kleinen Entfernung vom Schloſſe, und dem Paradeplatze gegenüber liegen, ſind ſchön und geräumlich. Dieſe machen die Regelmäßigkeit und das zierliche

An-

Anſehen von dem ganzen Zuſammenhange der herumſtehenden Gebäude vollkommen.

Das, was ich Ihnen itzt flüchtig beſchrieben habe, ſcheint mir unterdeſſen mit dem Palaſte und denen Gärten zu Sans-Souci in keine Vergleichung zu kommen. Dieſer Palaſt liegt nur einen Kanonenſchuß weit von den Potsdamer Thoren auf der Höhe eines Berges, an deſſen Fuße die Havel hinfließt, welche hier eine ziemliche Breite hat. Da Se. Maj. einmal in dieſer Gegend ſpazieren giengen, verweilten Sie ſich auf dieſem Berge ein wenig, und als Sie ſich über die Schönheit der Landſchaft umher, und über die weite und unvergleichliche Ausſicht nicht genugſam verwundern konnten, ſo entſchloſſen Sie ſich, eine Art von einem leichten Sommergebäude oder Luſthauſe dahin zu bauen; allein, dieſes Luſthaus, das anfangs nur bisweilen dem Könige zu einem angenehmen Aufenthalte diente, ward endlich ein prächtiger Sommerpalaſt, der Friedrichs würdig war. Se. Maj. machten ſelbſt den erſten Riß darzu. Das Gebäude hat nur ein einziges Stockwerk, und iſt durch drey Stufen, die um den ganzen Palaſt herum gehen, von der Erde erhöhet. Das Dach iſt nach italiäniſcher Bauart, und mit einem ſchönen

Gelender von gehauenen Steinen umgeben, worauf ſich viele Vaſen und Gruppen von Kindern dem Auge darſtellen. In der Mitte erhebt ſich wiederum ein kleineres rundes Dach. Die Fenſter ſind hoch, oben gebogen, und gehen bis auf die Erde herunter. Die Seite nach den Gärten zu iſt ſehr koſtbar ausgeziert. Cariatiden und Termen, die mit dem Rücken an die Mauer zwiſchen den Fenſtern anſtoßen, tragen den Kranz des Simswerkes. Nach dem Felde zu, wo eigentlich der Haupteingang ſich befindet, iſt die Vorderſeite nach korinthiſcher Ordnung mit viereckigten Säulen, deren Schäffte geriefet ſind, ausgezieret. Die zween Flügel, welche an dieſer Seite herausgehen, ſind durch eine doppelte Reihe Säulen mit einander verbunden, welche, nach dem Geſchmack der Colonnade an der St. Peterskirche zu Rom, einen halben Zirkel machen. Das Innwendige dieſes Gebäudes iſt durchgängig artig und nett, und läßt überall einen guten Geſchmack und große Pracht von ſich blicken. Es würde mir unmöglich fallen, wenn ich Ihnen alle dieſe Schönheiten ſchildern wollte. Ein jedes Stück verdient eine eigne Beſchreibung. Was ich darinnen am meiſten bewundern müſſen, iſt der große Saal, deſſen Wände mit alten Marmor überzogen ſind,

ſo,

ſo, wie die beyden Niſchen, in deren einer man die Wolluſt, und in der andern den Lukrez erblickt. Dieſe zwo Statuen ſind von weißem Marmor, und von dem berühmten Bildhauer Adam verfertiget. Indeſſen hat es unter den Durchreiſenden ſolche eigenſinnige Köpfe gegeben, welche bey dem Anblick dieſer beyden Statuen ſich frey für Präadamiten erklärt haben, und nicht glauben wollen, daß Adam eben der erſte und vorzüglichſte Mann in der Welt geweſen wäre. Eine Reihe Säulen, welche im Freyen ſtehen, umgeben dieſen großen Saal innwendig. Sie ſind von carrariſchen Marmor, die Kapitäler aber und das Schafftgeſimſe von vergoldetem Metall. Die Cupole iſt innwendig ganz vergoldet, und erhält ihr Licht nicht nur durch runde Dachfenſter an der Seite, ſondern auch in der Mitten der Dachhaube durch eine große Oeffnung, welche durch ein vieleckigt geſchliffnes Glas verwahrt iſt. Der Fußboden iſt von weißem Marmor, und mit altem Marmor, mit Porphyr und Jaſpis von verſchiedner Farbe ſehr künſtlich ausgelegt, wovon die Zeichnung allerhand Laubwerk, Blumen und Früchte vorſtellt. Das Schlafzimmer, worinnen alles mit ſeladongrünen Atlas bedeckt, und mit goldenen Dratnetzchen überzogen iſt, zeigt einen überaus artigen Geſchmack an.

Der groſsen Koſtbarkeit der Zierathen ungeachtet wird das Auge mehr in Vergnügen, als in Erſtaunen geſeꜩt. Vornehmlich iſt der Alkoven mit ſeinem Gatterwerke prächtig. Die Galerie iſt von nachgemachten roſenfarbnen Marmor, und mit Gemälden vom Watteau, Lancret, Pater und andern geſchickten Malern der franzöſiſchen Schule behangen. Alles dieſes iſt auf den höchſten Grad ſchön und artig. Der einzige Fehler, welchen ich hieran finde, iſt dieſer, daſs die Galerie ein wenig zu enge iſt, und ich glaube faſt, daſs Se. Maj. einmal eine neue und weit geräumlichere Gallerie noch beyfügen, und ſelbige einer Sammlung der vortrefflichſten Stücken aus den verſchiednen Schulen der italiäniſchen Malerey widmen wird.

Was mir am meiſten zu Sansſouci gefällt, iſt das Kabinet des Königs, worinnen er ſtudirt. Es iſt neben dem Schlafzimmer, am äuſserſten Ende des Palaſtes, und hat eine runde Geſtalt. Glasſchränke von Cedernholze künſtlich gearbeitet, und mit Guirlanden und Blumenbändern von vergoldeten Kupfer gezieret, bedecken alle Wände. Auf dieſen Schränken ſtehen die Bruſtbilder der berühmteſten Gelehrten des Alterthums. Dieſe Bruſtbilder ſind von weiſsem Marmor, wahrhafte Originale, und kommen aus dem

be-

berühmten Kabinette des Cardinals von Polignac. Der Raum zwiſchen den Bücherſchränken und dem Kranze des Simſes iſt mit großen metallnen Schaumünzen von halb erhabner Arbeit überall ausgeſchmückt. An der Decke ſieht man einen Apollo von dem Pinſel des Herrn Peſne. Der Kamin iſt von ſchwarzem Marmor, mit bunten Adern aus Aleppo, und über ſolchem ſind Spiegel mit metallnen und ächt vergoldeten Rähmen aufgemacht. Die Fenſtervorhänge ſo wohl als die Ueberzüge der Kanapeen und Lehnſtühle ſind von reichem Stoffe, roſenfarbig und gülden, alles mit Geſchmack und nach einem bewundernswürdigen Entwurfe verfertiget. Dieſes Stück, welches das einzige in ſeiner Art iſt, dient unterdeſſen nicht darzu, um den Reichthum und Ueberfluß eines prächtigen Königs ſehen zu laſſen, ſondern es iſt die Werkſtatt eines Königs, der von den Muſen auferzogen worden. Die Fächer der Bücherſchränke ſind nicht mit Büchern beſetzt, welche der Buchhändler nach ſeiner eignen Wahl geliefert, welche ihm ſo und ſo theuer nach dem Fuße oder nach der Elle ſind bezahlt worden, und welche der Buchbinder nach der Symmetrie eingebunden und vergoldet hat, um der Bibliothek eine Zierde zu verſchaffen. O! nein! man trifft hier eine zwar nicht

allzu zahlreiche, doch wohl gewählte Sammlung an, eine kleine Bibliothek, welche nach einem wohl überlegten Syſtem eingerichtet iſt, und unter andern einen wahrhaftigen Schatz in Anſehung der Litteratur, ich will ſagen, alle franzöſiſche Ueberſetzungen von allen griechiſchen und lateiniſchen Autoren, deren Ruhm durch alle Jahrhunderte gedrungen, und bis auf unſre Zeiten gekommen iſt. Der König hat Mittel gefunden, nicht nur alle Ueberſetzungen dieſer Autoren, welche zeither ſind gedruckt worden, zu ſammlen, ſondern Se. Maj. haben auch alle diejenigen Autoren, welche noch nicht überſetzt waren, ins Franzöſiſche bringen laſſen, und heben ſie hier im Manuſcript auf. Alſo kann man mit Wahrheit ſagen, daß der ganze Witz der Alten in dem Kabinette zu Sansſouci beyſammen iſt, und daß ein Mann von Geſchmack hier eine gründliche Gelehrſamkeit erlangen kann, ohne die todten Sprachen zu verſtehen. Vielleicht wird die gelehrte Welt das Glück haben, dereinſt noch aus der Feder des gekrönten Philoſophen, welcher die Augenblicke, die ihm von Staatsgeſchäfften übrig ſind, in dieſer prächtigen Einſamkeit zubringt, ſolche Werke fließen zu ſehen, welche ſeines Namens würdig ſind, und zu deren Verfertigung vielleicht ein ganzes Leben eines jeden

andern

andern großen Genies nicht hinlänglich geweſen wäre.

Aus der Bibliothek kommt man durch einen großen und prächtigen gewölbten Gang in die Gärten, an deſſen Ende man die ſchöne Statue des Antinous erblickt, wie er ſich ins Meer ſtürzen will. Sie iſt von Metall, und ein Meiſterſtück des Alterthums. Se. Maj. haben ſolche bey dem Verkauf der Koſtbarkeiten des berühmten Prinzen Eugens von Savoyen in Beſitz bekommen. Der ganze Garten iſt mit Statuen von Marmor und gegoßnem Metall gleichſam beſäet. Die merkwürdigſten darunter ſind der Faune, welcher eine Ziege trägt, und welcher in Italien unter dem Namen des Fauno col capretto ſo bekannt iſt, der Pfeifer, wovon die eine wie die andre alt iſt, der Merkur vom Pigale, die Fiſcherey und die Jagd von dem Meiſel des berühmten Bildhauers Franciſcus Adam, des ältern, der Mars, wie er vom Amor gebunden wird, und viele andre Stücke, die aber nicht ſo vollkommen ſind.

Der bedeckte Gang bringt einen auf eine ſehr ſchöne Terraſſe, welche längſt an dem Palaſte hingeht. Die Ausſicht von da iſt ganz unvergleichlich. Man ſieht zur linken Hand die Stadt Potsdam, ſo zu ſagen, unter

ſeinen

ſeinen Füßen liegen, zur rechten Hand einen ſchönen Wald von Eichen und Buchen, und für ſich die Gärten, deren Terraſſen bis an den Fluß Havel hinunter gehen. Dieſe Terraſſen ſind gerade der vollen Mittagsſonne gegen über in dem Berg abgeſtochen, und werden durch Mauern von 16 Fuß hoch unterſtützt, in welchen man viele Niſchen, bey nahe eine neben der andern, angebracht hat. Vor jeder Niſche ſind zwo Glasthüren, welche von oben bis herunter auf die Erde gehen. Hierinnen hat der König Weinſtöcke von allen in Europa bekannten Arten pflanzen laſſen. Die Lage gegen Mittag, der ſandichte Boden, die Hitze der Sonne, deren zerſtreute Stralen ſich hier ſammlen, und durch die Glasſcheiben fallen, der Schutz, welchen eben dieſe Glasſcheiben wider die Witterung geben, und die Niſchen, welche im Frühlinge mit Kohlen erwärmt werden, alle dieſe natürlichen und künſtlichen Hülfsmittel zuſammen verurſachen, daß Se. Maj. nicht nur vor andern Ländern zeitigere Trauben erhalten, ſondern, daß ſie ſolche auch eben ſo vollkommen reif eſſen können, als diejenigen ſind, welche man in der wärmſten Mittagsgegend auf unſerm Erdtheile findet. Das einzige, was ich daran auszuſetzen habe, iſt dieſes, daß die Haut dieſer Weinbeere nicht ſo zart iſt, als dererje-

nigen,

nigen, die in der freyen Luft erwachſen, weil ſie weder der Thau noch der Herbſtreif trifft, und dünnſchälig machen kann. Zur linken Hand dieſes ſo ſonderbaren Weingebirges ſieht man Treibehäuſer, welche noch mehr beſonders an ſich haben. Sie ſind von einer erſtaunlichen Größe; man erwärmt ſie durch Oefen und durch Röhren, welche unter der Erde angebracht worden, und durch Thermometer wird derjenige Grad der Hitze beſtimmt, welchen der Gärtner jeden Tag zu geben vor gut befindet. Das Innwendige dieſer Treibhäuſer ſtellet zugleich einem Baum- und Küchengarten vor, und auf dieſe Art hat der König das Vergnügen, ſeine Tafel zu einer jeden Jahrszeit mit allen Arten von Früchten und Gartengewächſen beſetzt zu ſehen. Zur rechten Hand dieſes Weingebirges ſteht das Orangeriehaus, ein großes und ſchönes Gebäude. Den Sommer über ſind die Ränder der Terraſſen mit blühenden und fruchttragenden Pomeranzenbäumen, Citronbäumen, Granatäpſelbäumen ꝛc. beſetzt. Welches, wenn man unten am Berge ſteht, ganz unvergleichlich ausſieht. So bald man hinunter geſtiegen iſt, ſo ſcheint ſich die ſchöne Geſtalt des Gartens auf einmal zu verändern, und man ſieht vor ſich hin nichts als einen vollkommnen königlichen Garten, welcher in

einer groſzen Ebne angelegt iſt. Jeder Schritt ſtellt eine neue Schönheit dar, welche entweder durch die Natur oder durch eine prächtige Verzierung, die die Kunſt noch beygefüget hat, hervorgebracht worden. Baſzins mit Marmor eingefaſzt, Fontainen, Springbrunnen, Waſſerfälle, Statuen, Bruſtſtücke Gruppen, Waſen, Säulen, Obeliſken, Kabinetter, groſze Säle von Gatterwerk, Grotten, Alleen, Hecken, Irrgänge, und alles, was einen Garten nur zieren kann, ſtellt ſich nach und nach dem Auge dar. Alle dieſe Zierathen aber ſind behutſam und mit Geſchmack angebracht, und die natürlichen Schönheiten ſind keinesweges durch Pracht und Kunſt erſtickt und verdrenget worden. Am Ende der groſzen Allee, welche den Garten mitten durchſchneidet, iſt ein kleines Wäldchen von Eichen und Buchen, welcher mit Faſanen, Hirſchen, Rehen und andern Wildpret beſetzt iſt. Se. Maj. haben ſelbiges an die Gärten anfügen, und mit einer Mauer umgeben laſſen; man hat darinnen Zugänge und Fuſzſteige angelegt, welche auf ein prächtiges chineſiſches Haus zu führen, ſo die Geſtalt eines Triangels hat, und von Marmor und Golde glänzet. Auf einer andern Seite trifft man eine Colonnade an, die nach dem Geſchmack derjenigen, die zu Verſailles befindlich

lich iſt, und von dem ſchönſten Carrariſchen Marmor, den man nur ſehen kann, aufgeführet worden. Der Monarch hat ſich nicht bloß begnügt, ſeinen Palaſt und ſeine Gärten mit einer recht königlichen Pracht auszuſchmücken, ſondern er hat auch die ganze Gegend dort herum verſchönert, dergeſtalt, daß überall nichts als lauter koſtbare und angenehme Gegenſtände in die Augen fallen. Auf einem kleinen Hügel, zum Exempel, welcher im Felde gleich dem Haupteingange gegenüber liegt, und mit Holz bewachſen iſt, ſind künſtliche Ruinen aufgeführet worden, welche den Zertrümmerungen vollkommen gleich ſehen, ſo die Zeit an den dauerhafteſten Gebäuden, die Menſchenhände nur bauen können, anzurichten pflegt. Dieſe Ruinen geben dem Auge einen ganz beſondern Anblick.

Hier, Madam, haben Sie alſo eine ſehr flüchtige Beſchreibung von Potsdam und Sansſouci. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen noch von den Luſthäuſern unſrer Prinzen etwas zu ſagen; dieſes aber wird den Stoff zu einem andern Briefe abgeben. Ich muß Sie erſt wieder zu Odem kommen laſſen.

Sechs und achtzigſter Brief.

An meine Mutter.

Berlin, den 20. Oct. 1754.

Sie haben vollkommen Recht, Madam, in demjenigen, was ſie von allen den Wohlthaten ſagen, mit welchen ich der göttlichen Vorſicht verpflichtet bin; und mein Herz erinnert ſich ſolcher niemals, ohne derſelben den Tribut der lebhafteſten Erkenntlichkeit davor zu bezahlen. Meine Seele empfindet keine Bewegungen einer klagenden Unzufriedenheit mehr; die Uebel, womit das Gewebe meines Lebens durchflochten iſt, lege ich nicht mehr auf die andre Waagſchale, um dieſe gegen jene abzuwägen. Ich betrachte ſie bloß, um mich je mehr und mehr von der Eitelkeit, und von dem Nichts aller menſchlichen Dinge zu überzeugen. Eine jede Leidenſchaft führt ihre Strafe bey ſich. Der Ruhm, die Ehrenſtellen, die Glücksgüter werden jederzeit von einem Gefolge von Verdrüßlichkeiten begleitet. Ihre Erlangung koſtet mehr, als ihr Genuß werth iſt. Denenjenigen erlauchten Sterblichen zu gefallen,

fallen, welche das höchſte Weſen auf den Erdboden geſetzt hat, um die Richter und die Pflegeväter der Völker zu ſeyn, iſt ein ganz beſondres Glück, welches ſo viele, die darnach ſtreben, ſelten erlangen; ein Glück, welches die Augen des gemeinen Mannes verblendet; aber den begünſtigſten Höfling umgiebt nur ein falſcher Schimmer. Man kann ſagen, daß er ein Leben führe,

Deſſen Tage ſters vom Kummer und
vom Neide begleitet werden.

Die Unruhe, die Erhaltung der Gunſt iſt für ihn eine beſtändige Marter. Zwanzig Jahre treue Dienſte löſchen einen leichten Fehler nicht aus, und welcher Menſch iſt wohl eitel genug, daß er ſich ſchmeicheln könnte, bey einem jeden Vorfall unter allen Parteyen, welche ſich ſeiner Wahl darſtellen, die beſte zu ergreifen. Sie ſehen alſo, Madam, daß das Glück der Hofleute beſtändig an einem ſehr dünnen Faden hängt. Dieſe Betrachtung hat mich ſo ſehr gerührt, daß ich mich bemühet habe, wider die Unbeſtändigkeit des Glück, welches der Hof anbietet, in einer vortheilhaften Heyrath eine Zuflucht zu finden. Ich habe meinen Endzweck auf mehr als eine Art erreicht. Allein, die Annehmlichkeiten meiner Verbindung werden

noch durch den grauſamſten Zufall verbittert. Der Tod rafft meine Kinder hinweg, ſo bald ſie geboren werden, und ein Grab umfaßt ſchon zugleich eine Tochter und drey Söhne, welche die Früchte meines Eheſtandes und der Troſt meines Lebens waren. Was vor tiefe Wunden haben nicht dieſe oft wiederholten Schläge, womit die Vorſehung mich trifft, in meinem Herzen verurſacht! wie grauſam iſt es nicht für einen zärtlichen Vater, ein geliebtes Kind zu verlieren! Wie ſehr habe ich alles Entſetzliche eines ſolchen Zufalls durch eine traurige Erfahrung kennen lernen! Vordem, wenn ich die Augenlieder öffnete, wurden die erſten Minuten meines Erwachens durch die aufrichtigen Liebkoſungen eines liebenswürdigen unſchuldigen Kindes, das ſeine Amme zu mir brachte, zu einem Augenblick voll Vergnügen: itzo aber ſind die erſten Stunden des Tages für mich Stunden einer tödtlichen Marter. Die grauſamſten und fürchterlichſten Betrachtungen beſchäfftigen meine Seele, wenn ich vom Schlaf erwache. Ich ſehe meine geliebten Kinder nur in den Armen des Todes. Alle meine Tage werden durch die traurigen Vorſtellungen, die in meiner Seele entſtehen, vergiftet, ſelbſt mitten unter dem Getümmel der Ergötzlichkeiten, welchen ich vermöge meines Standes bey-

woh-

wohnen muß, und bey welchen ich bloß maſchinenmäßig erſcheine. Der Verluſt meines letzten Sohnes, meines geliebten Auguſts, hat alle meine Wunden wiederum geöffnet. Ich habe durch ihn zum andernmal alle meine erſten Kinder wieder verloren, und mein Herz klopft mir allemal, wenn ich den Zuſtand betrachte, worinnen ſich meine arme Frau befindet, welche in dem Augenblick, da ſie im Begriff iſt, eine neue Frucht unſers Eheſtandes mir zu ſchenken, ſich bloß mit Weinen und Seufzen beſchäfftiget.

O! möchte ſie doch glücklich davon entbunden werden! möchte doch die Geburt dieſes Kindes unſre Thränen trocknen! möchte doch die Vorſehung ihm die Jahre zulegen, welche ſie von dem Leben ſeiner Brüder abgekürzt hat! möchte doch ſein Glück das Glück unſers Alters werden!

Sieben und achtzigſter Brief.

An die Madame von *** zu Hamburg.

Berlin, den 12. Dec. 1754.

Ja, Madam, verſprechen und halten iſt nur eins bey mir. Da Sie ſich an meinen Beſchreibungen beluſtigen, und eine Begierde haben, Oranienburg, Rheinsberg und Ruppin ebenfalls kennen zu lernen, ſo will ich Sie den Augenblick ohne weitern Umſchweif befriedigen.

Die kleine Stadt Oranienburg, welche vier Meilen von Berlin liegt, hat ihren Urſprung Henrietten von Oranien, der Gemahlinn des großen Churfürſten, Friedrich Wilhelms, und der Mutter Friedrichs, des erſten Königs von Preußen, zu danken. Dieſe Prinzeßinn, welche durch die Bemühungen und die Freygebigkeit ihres durchlauchtigen Gemahls unterſtützt wurde, ließ hier das ſchöne und weitläuftige Schloß bauen, welches itzo noch daſelbſt ſteht. Die Stadt ſelbſt wurde durch ihre Veranſtaltungen mit vielen an-

anſehnlichen Gebäuden, mit zwo Kirchen, davon die eine dem reformirten, und die andre dem lutheriſchen Gottesdienſte gewidmet iſt, mit einem ſehr ſchönen und mit reichlichen Einkünften verſehenen Waiſenhauſe, und mit verſchiedenen andern nützlichen und frommen Stiftungen gezieret. Die Gaſſen wurden nach der Schnure gezogen, und mit ſehr bequemen und regelmäßig in die Augen fallenden Häuſern verſchönert. Man kommt durch eine breite mit vier Reihen Linden beſetzte Straße dahin. Dieſe Allee iſt eine gute Viertelmeile lang, und paßt vollkommen auf die große Gaſſe, welche gerade nach dem Schloſſe führt. Vor dem Schloſſe iſt ein großer Platz in halber Rundung gebaut, und der Grundplatz des Schloſſes iſt ein vollkommnes Viereck, das mit einem breiten und ſchönen und mit Werkſtücken ausgeſetzten Graben umgeben iſt. Das Gebäude ſelbſt beſtehet aus einem ſehr weitläuftigen Hauptgebäude, und aus vier Flügeln, wovon ſich ein jeder mit einem artigen Pavillon ſchließt. Dieſe Flügel machen zween ſchöne Höfe. Man kommt in den Vorhof über eine ſchöne Brücke, welche, ſo wie das Gelender, das um den Graben geht, mit Statuen gezieret iſt. Die zween Pavillons an denen Flügeln, welche hinter dem Hauptgebäude hinausgehen, ſind

mit zwo Reihen Säulen an einander gehängt, welche von einem ſehr zierlichen Altan bedeckt werden.

Die Zimmer des Schloſſes ſind räumlich, regelmäßig, hoch, und ihre Anzahl iſt ſehr groß. Vornehmlich iſt der große Saal in ſeiner ganzen Ordnung ſehr ſchön; nichts aber verdient die Bewunderung aller Kenner mehr, als die große innre Treppe. Der Riß darzu iſt von dem berühmten Schlüter gemacht worden, und ihre Wendungen ſind ſo angebracht, daß man unten am Fuß ſelbſt bis an das prächtige Dach ſehen kann, womit ſie bedeckt iſt. Sie iſt in eben ſo viel Theile getheilt, als das Schloß Stockwerke hat. Ein jeder Theil, welcher zugleich einen Abſatz zum Ruhen ausmacht, iſt mit Säulen unterſtützt. Die Säulen im erſten Stockwerke ſind von grünen Marmor, und die in dem andern von weißen Marmor, und die in dem dritten von braunen Marmor mit weißen Adern. Die Füße und die Kapitäler ſind von vergoldeten Metall. Die Geländer ſind von Eiſen im Feuer vergoldet, die Mauern ſind ſehr ſchön gezieret, und mit großen und prächtigen Gemälden bedeckt. Bey den Abſätzen ſind Niſchen mit Statuen von Metall. Mit einem Worte, dieſes Stück iſt wegen ſeiner Erfindung, und wegen ſeiner koſtbaren Zierathen

das

das einzige in ſeiner Art. Die Kapelle, die Porcellangallerie, der Saal auf der Erde, und verſchiedne andre Stücken erhalten den Beyfall aller Kenner. Die Gärten zu Oranienburg ſind groß, und nach der Zeichnung des Herrn le Nautre angelegt, eines berühmten Baumeiſters Ludwig des XIV. eben desjenigen, welcher die Plans von Verſailles, Trianon und Marly ꝛc. entworfen hat. Es hat ſich mit dieſen Gärten ein merkwürdiger Vorfall ereignet, welcher itzo unendlich viel zu ihrer Schönheit beyträgt. Der Herr le Nautre hatte in ſeinem Riſſe alle Alleen mit buchenen Hecken gezeichnet, die verſchnitten werden müſſen, und man hatte ſeinen Plan auf den Punkt ausgeführt. Dieſe Buchenhecken wurden bis auf das Jahr 1713 in gutem Stande erhalten, als aber der verſtorbne König auf den Thron geſtiegen war, ſo erlaubte ihm ſeine wirthſchaftliche Einrichtung nicht, den Aufwand zu Unterhaltung ſolcher Sachen fortzuſetzen. Es wurde dahero alles der bloßen Natur überlaſſen, und die Bäume dieſer Hecke trieben Aeſte, welche in den 24 Jahren, als ſo lange dieſe Regierung dauerte, in einander wuchſen, und einen ſehr ſchönen grünen Gang machten. Die Bogen, welche die Bäume machen, ſind itzo ſo dicke, daß weder Sonne noch Wind durch kann; man

geht darinnen am vollen Mittage im Kühlen ſpatzieren, und man ſpeiſet des Abends darinnen bey angezündeten Wachslichtern, ohne daß die Luſt die Flamme im geringſten bewegt. Als der König dem Prinz von Preußen, ſeinem Bruder, Oranienburg geſchenkt hatte; zog dieſer Prinz ſo wohl den Palaſt als die Gärten aus dem Abgrunde des Verderbens, worein ſie gerathen waren, und man ſah, gleichſam durch eine Art von Zauberey, einen eben ſo prächtigen als angenehmen Ort zum Vorſchein kommen. Ein geſchickter Gärtner machte ſich das Wilde und Unregelmäßige der verabſäumten Natur ſelbſt zu Nutze, indem er unendliche Veränderungen in den verſchiedenen Theilen des Gartens anbrachte, und Se. königl. Hoheit zierten ihn mit vielen Gebäuden von einem ausgeſuchten Geſchmack. Das ſonderbarſte unter dieſen Gebäuden iſt eine Grotte, welche auf eine Art von Felſen aufgeführt iſt, und welche von außen ein altes Gefängniß vorſtellt, das im Begriff iſt einzufallen, innwendig aber iſt ſie mit dem rarſten Muſchelwerk, mit Corallen, koſtbaren Mineralien, Criſtall ꝛc. u. d. g. ausgelegt. Se. königliche Hoheit haben auch noch verſchiedne Alleen daſelbſt anlegen laſſen, welche ſchlängelnd zu Pavillons, Einſiedeleyen, Orangeriehäuſern und andern dergleichen Stücken, als

zu

zu prächtigen Lauben ꝛc. führen. Ein großer Canal, welcher ſich von der Colonnade bis an das Ufer der Spree erſtreckt, und mit ſelbiger zuſammenſtößt, iſt ausgegraben, erweitert und für Gondeln und andre kleine Schiffe ſchiffbar gemacht worden. Die älteſten Meublen im Schloſſe ſind weggenommen, und an deren Stelle andre nach artigem und itzigem Geſchmack angeſchafft worden. Endlich hat der Prinz auch daſelbſt ſchöne Marſtälle bauen laſſen, und nichts geſchonet, um ſein Oranienburg eben ſo prächtig als angenehm zu machen, und die Natur, die Lage, die Schönheit der umliegenden Gegend, der Fluß, welcher den Garten wäſſert, alles hat ſeine Bemühungen unterſtützen helfen.

Bey der Beſchreibung der Annehmlichkeiten von Rheinsberg und von Ruppin werde ich nicht ſo weitläuftig ſeyn; weil ich Sie durch die Abſchrift zweener Briefe davon urtheilen laſſen kann, die ich im Jahr 1739 und 40 an die Madam von *** und an meinen ſeligen Vater nach Hamburg*) geſchrieben habe, und welche die Beſchreibung dieſer Oerter in ſich enthalten. Ich überſchicke Ihnen im Anſchluß den Auszug davon, und

*) Dieſes ſind der achte und zehnte Brief dieſer Sammlung.

und da der König vor einigen Jahren Rheinsberg ſeinem Bruder, dem Prinz Heinrich, und den Palaſt nebſt den Gärten zu Ruppin dem Prinz Ferdinand gegeben hat, ſo werde ich hier nur etliche Worte über die neuen Verſchönerungen beyfügen, womit Se. königliche Hoheiten dieſe angenehmen und koſtbaren Wohnungen gezieret haben.

Das Schloß zu Rheinsberg iſt gänzlich in dem Stande geblieben, in welchem es war. Der Prinz Heinrich begnügt ſich, das nothwendige daſelbſt zu verbeſſern, und 5 oder 6 Zimmer, welche nur die erſte Anlage hatten, mit Geſchmack und einer Pracht auszuzieren, die dem Reſt des Gebäudes gleich kam. Die Gärten hingegen ſind ſehr erweitert, verſchönert, verändert und gezieret worden. Das Orangeriehaus, welches nur angefangen war, iſt itzo ein ſchöner Saal, woran zwey artige Kabinetter ſind. Se. königl. Hoheit haben auch noch ein chineſiſches Haus bauen laſſen, desgleichen eine unvergleichlich ſchöne Grotte an einem verborgnen Orte am Ufer des Sees, und eine Colonnade in ihren Ruinen, welche einer Eisgrube zur Bedeckung dient, und wovon die Erfindung ſehr ſchön iſt. Man hat Rheinsberg ſchon lange aus Scherz Remusberg genennt, und behauptet, daß Remus von ſeinem Bruder Romulus in dieſe Gegend

ins

ins Elend verwieſen worden, welche damals das Siberien des römiſchen Reichs geweſen ſey. Der Prinz hat dieſe ſcherzhafte Gedanke weiter ausgeführt, und vorausgeſetzt, daß ſeine Eisgrube das Grabmaal des Remus wäre. Er hat die Oeffnung dieſer Eisgrube mit gehauenen Steinen in Geſtalt eines großen Säulenſtuhls von Toſkaniſcher Ordnung decken laſſen, auf welchen man eine Todtenurne erblickt, welche die Aſche eines Verſtorbenen von hohen Stande zu verwahren ſcheint. Einige zerbrochne Säulen und einige verſtümmelte Statüen, welche man in den alten Werkſtädten zu Rheinsberg gefunden hat, ſind in der Runde um dieſes ganze Grabmaal herum in die Höhe gerichtet worden; dieſes ſieht auf das allernatürlichſte wie eine Colonnade aus, die in Ruin gefallen iſt. Das Erdreich um dieſes Stück herum iſt mit Taxus- und Cypreßbäumen bepflanzt. Man hat auf ſolchen alte abgebrochne Kapitäler hin und her geworfen, große Steine, auf welche man ſinnreiche Innſchriften gegraben hat, und dergleichen Dinge mehr, welche einen durch die Zeit in Ruin verfallnen Ort vorſtellen können.

Das Theater von grünen Hecken, welches der Prinz in dieſem Garten hat anbringen laſſen, iſt ein vollkommnes Stück. Es kann nicht

nicht nur zu allen Arten von theatraliſchen Vorſtellungen dienen, ſondern man kann auch Luſtbarkeiten und prächtige Erleuchtungen darauf anſtellen.

Sie wiſſen ſchon, daß das Schloß zu Rheinsberg an einer großen See liegt, um welchen ein ſo großer als ſchöner Wald von Eichen und Buchen gehet. In dieſen ſchönen Hölzern hat der Prinz Landhäuſer aufbauen laſſen, welche eine Hofeinſiedeley vorſtellen, ohne eine Einöde zu werden. Zehn Häuſer von Holzwerk gebaut, worinnen in einem jeden drey artige Zimmer eine kleine Küche und Oberboden iſt, ſind in einer gewiſſen Weite von einander hier und da im Walde zerſtreuet. Die Einwohner können einander ſehen und zurufen, ohne daß ihnen die Nähe Zwang verurſachen ſollte. Dieſe Häuſer ſind von außen mit Auſterſchalen und eichner Baumrinde, und das Dach mit Stroh gedeckt. Innwendig ſind ſie ſauber, aber mit einer ungekünſtelten Einfalt ausmeublirt. Mitten unter dieſen Wohnungen ſieht man ein Haus, das größer iſt, als die andern, mit einem Thurm. Dieſes iſt die Wohnung des Prinzen von Preußen, und hat einen Saal, welcher räumlich genug iſt, daß man bey Regenwetter Mittags oder Abends darinnen ſpeiſen kann. Iſt es aber ſchön Wetter,

ter, ſo ſpeiſet man in einem großen Pavillon von Gitterwerk, welcher nur einige Schritte davon liegt. Das Zeichen zur Tafel wird jedesmal mit einer großen Glocke gegeben, man lautet damit dreymal, und bey dem letzten Schlage geht die ganze Geſellſchaft aus ihren Häuſern, und begiebt ſich in den großen Saal. Se. Se. königl. Hoheiten unterwerfen ſich dem allgemeinen Geſetz, und wollen in dieſem Stücke kein Vorrecht haben. Ein jeder Einwohner dieſer Bauerhäuſer bringt den Vormittag nach ſeinem Gefallen zu, man lieſt, arbeitet, frühſtückt, geht ſpazieren, ſtattet bey den Damen ſeinen Beſuch ab, und vertreibt ſich die Zeit, oder beſchäfftiget ſich wie man will. Nach aufgehobner Tafel hat man eben dieſe Freyheit; allein um 6 Uhr Abends verſammlen ſich alle Gäſte, welche bey Sr. Sr. königl. Hoheiten ihre Aufwartung machen, um an allgemeinen Ergötzungen Antheil zu nehmen. Dieſe Erfindung kommt mir ganz vortrefflich vor, ſie giebt einem Hofe alle mögliche Freyheit, die man ſich nur vorſtellen kann.

Der Prinz Ferdinand hat zu Ruppin, wo ſein Regiment in Beſatzung ſteht, einen nicht gar zu bequemen und großen, noch allzu ſchönen Palaſt angetroffen, worinnen er vor beſtändig wohnen könnte, vornehmlich, wenn

der

der Gott der Ehen ihm eine liebenswürdige Geſellſchafterinn zulegen, und dadurch ſeine Hofſtatt vermehren wird. Er hat dahero das Haus neben dem ſeinigen, und einen großen Baumgarten gekauft, welcher hinter dieſen zwey Häuſern lag, und durch welchen man auf den Wall kommen kann. Durch dieſen Ankauf hat er ſich eine ſehr artige Wohnung in dieſer Stadt verſchafft. Dieſe zwey Häuſer ſind künſtlich mit einander vereiniget worden. Man hat darinnen ſehr bequeme Zimmer angebracht, und unter andern einen großen ſchönen Saal, welcher meergrün mit Silber ausgeſchlagen, und mit ſchönen Spiegeln, Kron- und Wandleuchtern, mit Blumen von Vincenniſcher Arbeit auf eine überaus artige Weiſe gezieret iſt. Die Schlafkammer, die Bibliothek, das Kabinet von Kupferſtichen des Prinzen, der Speiſeſaal und der meiſte Theil der andern Zimmer, ſind alle auf die neuſte Art austapeziert und ausmeublirt, und alles dieſes zuſammen macht einen für einen Prinz ſehr anſtändigen Palaſt aus, der zumal nur eine Wohnung in der Provinz iſt. Der Garten hinter dieſem Hauſe iſt vortrefflich angelegt. Am Ende deſſelben ſteht ein ſehr artiger Saal, der eine Thüre hat, welche auf eine ſchöne Brücke ſtößt, die auf den Wall führet. Die Alleen dieſes

Wal-

Walles, in welchen ſich alle Nachtigallen in der ganzen Gegend umher verſammlen, ſind mit Statuen, Waſen, Blumen, Taxus- und andern Bäumen artig gezieret, und indem man auf die angenehmſte Weiſe von der Welt darinnen ſpatzieren gehet, kommt man unvermerkt an den andern Garten des Prinzen, welchen Se. königliche Hoheit auf eine beträchtliche Weiſe vergrößern und verſchönern laſſen.

Hier, Madam, haben Sie eine Beſchreibung von denen Luſtſchlöſſern unſrer drey anbetungswürdigen Prinzen, welche ich ſo kurz, als mir möglich geweſen iſt, gefaßt habe. Könnte ich Ihnen nur noch das Angenehme und Reizende entwerfen, welches uns der Aufenthalt an dieſen bezaubernden Orten empfinden läßt. Indem, daß der Verdruß, der Zwang, die Unruhe, der Ehrgeiz und die Furcht oft mitten unter den vergoldeten Decken der Monarchen wohnen, ſo athmet hier alles die Freyheit, die Vertraulichkeit und das Vergnügen. Dieſe großen Prinzen und ihre durchlauchtigen Gemahlinnen legen hier alles verſtellte Gepränge ab, das mit ihrem Stande verknüpft iſt; ſie laſſen ſich mit ihrer Freundſchaft bis zu uns herab; ſie behalten nur ihre wahre Größe, um uns mit Wohlthaten zu überhäufen, und ſie ſchei-

nen nur auf ihre perſönlichen Verdienſte und die Annehmlichkeiten des Geiſtes eiferſüchtig zu ſeyn. Der Zwang iſt aus dieſen königlichen Wohnungen gänzlich verbannet. Die zu einförmige Landruhe wird durch ſinnreiche Luſtbarkeiten unterbrochen, die unterdeſſen nur mäßig wiederholet werden, damit die Geſellſchaft nicht ermüdet wird.

Der Spatziergang, die Muſik, das Leſen, ein gemäßigter Tanz, ein Spiel zum Zeitvertreibe, ſelbſt das Vergnügen des Theaters verändern die Ergötzungen eines jeden Tages. Se. Se. königl. Hoheiten beluſtigen ſich, die beſondern Gaben, welche ſie für das Theater haben, in Ausübung zu bringen, indem ſie mit einigen Damen und Cavaliers von ihrem Gefolge die beſten franzöſiſchen Tragödien und und Komödien aufführen. Die gute Tafel und die Geſchenke des Bacchus und der Pomona geben dem Aufenthalt an dieſen Orten die letzte Anmuth, und die Einigkeit, welche unter dieſen drey durchlauchtigen Brüdern herrſcht, und welche ſie ſehr öfters an einem Orte zuſammen bringt, macht die Annehmlichkeit unſers Lebens aus, und uns zugleich unſchlüßig, ob wir dem Aufenthalte zu Oranienburg, oder zu Rheinsberg, oder zu Ruppin den Vorzug geben ſollen.

Könn-

Könnten Sie nur, wertheſte Freundinn, alle die Gegenſtände, welche ich Ihnen hier beſchrieben habe, mit Ihren eignen Augen ſehen! Sie würden wahrnehmen, daß das Weſentliche meine ſchwachen Schilderungen unendlich weit überträfe, und daß, ſtatt das Gemälde verſchönert zu haben, meine Kunſt noch weit unter der Wahrheit iſt.

Acht und achtzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Braunſchweig.

Treben, den 1. May, 1755.

Endlich, mein lieber Bruder, habe ich den Hof und die Stadt Berlin den 31 März, gleich an meinem Geburtstage, verlaſſen, und habe meine Wohnung in Treben aufgeſchlagen. Den Abend vor meiner Abreiſe ſtellte der Prinz von Preußen den beyden Königinnen zu Gefallen eine große Luſtbarkeit an. Ihro königliche Hoheit hatten die Gnade, mich ebenfalls darzu einzuladen. Den ganzen Abend durch war mein

Herz erſchrecklich beklemmt. Ich verließ einen Ort, wo ich 16 Jahr hinter einander gewohnet, und mit ſolchem alles, was bis hierher meinem Leben zu einem Troſte gereichet hatte. Nach der Tafel öffnete man einen Ball. Ich tanzte dabey einige Menueten, als ich aber den Augenblick in Acht genommen hatte, in welchem die drey Prinzen in eine kleine entlegne Gallerie gegangen waren, folgte ich ſelbigen dahin nach, Abſchied von ihnen zu nehmen. Niemals bin ich ſo gerührt geweſen. Sie umarmten mich einer nach dem andern. Der Prinz Ferdinand, mein durchlauchtiger Untergebner, hielt mich lange Zeit in ſeine Arme eingeſchloſſen, und ich fühlte ſeine Thränen auf meinem Geſichte fließen. Nach dieſem für mich ſo grauſamen Auftritte war es mir unmöglich, von jemanden Abſchied zu nehmen, ich warf mich in meine Kutſche, und kehrte in meine Wohnung zurück, wo ich die Anſtalten zu meiner Reiſe vollends zu Stande brachte; und in der That reiſte ich mit Anbruch des Tages ab.

Da ich in Treben ankam, fand ich mein Haus ausgebauet, und ich hatte das Vergnügen, ſolches auszumeubliren, und einzurichten. Es iſt geräumlich, ſauber und bequemlich, keinesweges aber prächtig. Sie werden weder Vergoldung noch Bildhauerarbeit

daran finden. Das unterſte des Hauſes, welches auf die Hälfte noch unter der Erde ſteht, iſt für Küche, Keller und die benöthigten Gewölber, und für die Wohnungen des Kochs und einiger Bedienten beſtimmt. Ich und meine Frau haben im erſten Stockwerke ſechs ſchöne Zimmer, worinnen wir ordentlich wohnen, und in deren einem ſich eine artige Bibliothek befindet, welche auf einen Canal geht, den ein Arm des Fluſſes macht, und wo ich alles ſehen kann, was im Dorfe vorgehet. Ich habe alle meine Bücher, die ich nach einem guten Syſtem geſammlet, von Berlin hierher bringen laſſen.

Das oberſte Stockwerk iſt ſehr ſchön. Es ſind in ſelbigem zwey ſchöne Gaſtzimmer, ſechs Schlafkammern mit Kleiderbehältniſſen, eine kleine Küche zur Bequemlichkeit der Kammerfrauen, und eine Gallerie von 90 Fuß in die Länge, an welche ein großer viereckigter Saal ſtößt. Hier iſt die Ausſicht prächtig. Sie entdecken von dem Balcon nicht nur einen Theil des Gartens, ſondern auch eine Mühle mit fünf Gängen, von welchen das Waſſer wie bey Waſſerfällen herunter rauſcht, und eine anmuthige Landſchaft, in welcher Dörfer und Gebüſche überall umher zerſtreut liegen. Den Geſichtskrais ſchränkt ein Amphitheater

von Gebirgen ein, auf deren letzten Höhe man die Stadt Altenburg mit ihren ſechs Thürmen erblickt. Alles iſt mit Anſtand und nach einem ſehr angenehmen Geſchmack ausmeubliret. Die Gallerie iſt mit guten Gemälden behangen.

Schon vor einigen Jahren habe ich angefangen, meine Gärten anzulegen. Da mir die Natur ſo wohl zu Treben als zu Haſelbach, in drey verſchiedenen Gehölzen, auf denen Dämmen, die meine großen Teiche umgeben, und längſt der Pleiße hin, welche das Dorf Treben in zween Theile ſchneidet, die ſchönſten Spatziergänge gegeben hat; ſo habe ich geglaubt, ich müßte bey dem Plane meiner Gärten mehr einen angenehmen Nutzen, als die Pracht und eine zu ſehr abgezirkelte Regelmäßigkeit zum Augenmerk haben. Die Einwohner in den Städten finden ihre Obſt- und Küchengärten auf den öffentlichen Märkten ſchon völlig eingerichtet: allein, die Einwohner auf dem Lande müſſen denken, daß ihr Nachtiſch bloß auf der Güte ihrer Gärten beruhet, und daß es ein Vergnügen iſt, wenn man einem Freunde, der uns in unſern einſamen Landwohnungen überfällt, einige ausgeſuchte Früchte anbieten kann. Und was noch mehr iſt. Diejenigen Gärten, welche bloß mit Hainbuchen und andern unfruchtbaren

ren Bäumen angelegt ſind, ermüden das Auge bald durch ihre beſtändige Einförmigkeit. Man ſiehet ſie gegen den Herbſt ſo, wie man ſie im Frühlinge geſehen hat. Es ſind beſtändig die nämlichen Schönheiten. Solche Gärten ſind einer ſchönen Frau gleich, mit welcher man, ſo zu reden, verheyrathet iſt, anſtatt, daß ein Garten, welcher nach Geſchmack mit Obſtbäumen gezieret worden, alle Tage ein verſchiednes Schauſpiel darbietet. Die Blätter, Blüthen und Früchte geben ihm immer nach und nach einen andern Putz. Er iſt wie eine Nymphe oder Waldgöttinn, welche alle Tage ihre Bildung verändert, und uns unaufhörlich neue Reize vor Augen leget. Die Hoffnung der Flora, und die Geſchenke der Pomona ſelbſt verurſachen uns ein doppeltes Vergnügen; der Eigenthümer iſt dabey beſtändig beſchäfftigt; Seine Spaziergänge ſcheinen mit einem Gegenſtande verbunden zu ſeyn, welcher das Vergnügen dabey hundertfach vermehret. Alle dieſe Betrachtungen haben mich bewogen, bey der Anlegung meines Gartens einem großen und ſchönen Entwurfe zu folgen, bey der Ausführung deſſelben aber niemals den Begriff eines ſchönen Obſtgartens aus den Augen zu laſſen. Es iſt wahr, meine Alleen beſtehen größtentheils aus Hainbuchenhecken; allein, dieſe

Hecken dienen bloß darzu, um die Abtheilungen, welche zu Erbauung aller Arten von Hülſenfrüchten, zu den Gartenbeeten ꝛc. beſtimmt ſind, zu umgeben und zu verdecken. Da ich einen großen Bach, welcher in der Nachbarſchaft fließt, einige Schritte näher geführet habe; ſo habe ich dadurch ein Mittel gefunden, mir ein ſehr ſchönes Baßin von lebendigem Waſſer und einen Kanal mitten im Garten zu verſchaffen. Dieſes Becken, welches zu gleicher Zeit einen Fiſchhalter abgiebt, und worinnen ich ſchöne Krebſe habe, iſt mit 24 koſtbaren Kirſchbäumen umgeben, deren Stämme ſo gerade wie Pomeranzenbäume ſind, und deren Kronen unter der Scheere gehalten werden. Zur Rechten des Baßins endigt ſich der Garten mit einer Allee, welche durch beſtändige Krümmungen von einem Ende zum andern führet. Zur Linken habe ich einen alten ſehr hohen Wall gefunden, welchen ich in zwo breite und ſchöne Terraſſen theilen laſſen. Die untere iſt mit Zwergbäumen beſetzt, ſo in Spalier gezogen ſind, und die obere mit zwo Reihen Kirſchbäumen, deren Gipfel wie Lorberbäume geſchnitten ſind, und welche einen ſchönen Gang abgeben. Man kommt durch das Orangeriehaus hierher, welches eben itzt aufgebauet, und ein artiges Stück der Baukunſt werden

wird.

wird. Dieſes Gebäude wird im Winter meiner Orangerie wider die Kälte zum Schutze dienen, und im Sommer wird es einen ſehr ſchönen Saal abgeben. Ich habe an ſelbiges eine Wohnung für den Gärtner und eine Küche anbauen laſſen. In einem unregelmäßigen Winkel des Gartens habe ich ein Theater von grünen Hecken und ein Amphitheater mit doppelten Terraſſen anbringen laſſen. Dieſes Stück, indem es alle Unregelmäßigkeit des Erdbodens verbirgt, dient dem Garten zu einer Zierde, und ob ich mir gleich nicht verſpreche, in dieſen Gegenden Acteurs zu Aufführung eines Schauſpiels zuſammen zu bringen, ſo ſoll er mir doch darzu dienen, daß ich des Abends Mahlzeiten, Concerte ꝛc. darinnen geben will. Am Ende des Gartens ſteht ein birknes Gebüſche, mit grünen Sommerlauben, und bey deſſen Eingang findet man ſogleich rechter und linker Hand grüne Gänge von Linden. Der ganze übrige Garten iſt mit weitläuftigen und ſchönen Alleen von Obſtbäumen beſetzt, und ſie finden hier eine vollſtändige Sammlung aller der auserleſenſten Früchte, welche unſer Clima hervorbringen kann.

Ueberhaupt wird meine Kunſt und meine Bemühung, aus Treben einen angenehmen Ort zu machen, durch die Natur außerordent-

lich unterſtützt. Die ganze umliegende Gegend ſieht einem Garten gleich. In ſelbiger ſieht man den Fluß Pleiße ſich ſchlängeln, über welche mitten im Dorfe eine große Brücke von Werkſtücken geführt iſt. Einige Schritte von dieſer Brücke habe ich in einem kleinen Berge einen ſchönen Steinbruch. Dieſer Steinbruch verſchafft einen wahrhaften maleriſchen Anblick. Die Spitze des Hügels iſt mit Eichen, Buchen und Birken bedeckt. In der Mitten ſieht man die Steine und Felſenſtücken, welche die Arbeitsleute brechen, und am Fuße deſſelben den Fluß, welcher ſchlangenweiſe, gleichſam als gienge er ſpatzieren, daher fließt. Noch ein wenig weiter hin kommt man an meinen großen Wald, welcher ſo ſchön iſt, als man ſichs nur vorſtellen kann. Das Holz ſteht darinnen ſo dicke, daß ehedem niemand als Jäger und Wildpret darinnen fortkommen konnten. Ich habe eine Allee über das Kreuz durchhauen laſſen, welche ſo breit iſt, daß drey Wagen gar bequem neben einander durchfahren können. Dieſes giebt itzo die ſchönſte Spatzierfahrt von der Welt. Da die ganze Gegend umher noch von kleinen Bächen durchſchnitten wird, deren Ufer mit Weiden, wilden Kirſch- und andern Bäumen bepflanzt ſind, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, daß

es mir nicht an Spatziergängen mangelt, und daß ſie ſehr verſchieden ſind.

Das Dorf Treben iſt groß, wohl gebauet, und ſehr volkreich. Die Kirche ſieht einem Dom gleich. Mehr als 1000 Seelen kommen alle Sonntage dahin, um dem Gottesdienſte beyzuwohnen. Sie wird von zween Prieſtern beſorgt. Der Altar und die Kanzel ſind prächtig, desgleichen auch meine Kapelle. Es iſt alles weiß, blau und mit Gold gemalt. Die Orgel iſt gut. Was dieſes Dorf ſehr lebhaft macht, iſt, daß ein fürſtl. S. Gothaiſcher Jäger, die zween Prediger, ein Küſter, ein Schulmeiſter, ein Organiſt, zween Kramer, welche alle die kleinen Nothwendigkeiten auf dem Lande feil haben, zween Müller und eine Menge begüterter Bauern darinnen wohnen. Alle dieſe Leute haben Familie. Die Poſten, welche zwiſchen Leipzig und dem Reiche gehen, nehmen ihren ordentlichen Weg über Treben. Endlich, um mir den Aufenthalt hier noch weniger verdrüßlich zu machen, ſo habe ich ein Mittel gefunden, eine Anzahl von zwölf Dorfmuſikanten zuſammen zu bringen, welche eine Art von Kapelle für mich ſind. Die Aufrichtung dieſer Kapelle hat mir weder Mühe noch Koſten verurſacht. Die Einwohner

wohner dieſer Gegend ſind, wie die Böhmen, alle gebohrne Tonkünſtler. Mit Hülfe eines ſchönen Clavecins, womit man mich beſchenkt hat, und derer muſikaliſchen Stücke, welche der Prinz Heinrich mir von Berlin zu ſchicken die Gnade gehabt, habe ich meine Bierfiedler ſo geübt gemacht, daß ſie itzo die ſchönſten Stücke, Opern von Haſſen und Graun mit vieler Fertigkeit wegſpielen können.

Hier, mein lieber Herr Bruder, haben Sie eine kurze Beſchreibung von Treben. Das Guth Haſelbach liegt von hier nicht weiter als eine kleine halbe Meile; man muß aber neunmal über die Pleiße, ehe man dahin kommen kann. Es fehlt viel, daß das Haus und die Gärten daſelbſt ſo ſchön wie zu Treben ſeyn ſollten. Unterdeſſen habe ich daſelbſt einen großen Saal, vier ſehr bequeme Zimmer, und Raum für die Bedienten. Dieſes Haus laſſe ich ganz leicht ausmeubliren, damit ich im Herbſte zur Fiſchzeit darinnen wohnen kann. Denn ich muß Ihnen ſagen, daß ich an dieſem letztern Orte zwo große Seen, und 9 Teiche von verſchiedener Größe habe, welche voller Karpfen und andrer Fiſche ſind, die man vor Winters fiſcht, und welche mir etwas beträchtliches eintragen. Dieſe Fiſchereyen verſchaffen mir,

außer

außer ihrem Nutzen, noch eine beſondre Art von Vergnügen. Mehr als 50 Perſonen ſind dabey beſchäfftiget, und die Fiſchhändler aus allen umliegenden kleinen Städten kommen dahin, um einzukaufen. Dieſes ſieht aus, wie eine Meſſe. Ich gebe dabey meinen Freunden und denen Damen aus Altenburg, welche ſich an der Neuigkeit des Schauſpiels beluſtigen, ordentlich eine Mahlzeit, und im verwichnen Jahre hat ein geſchickter Maler zwey artige Gemälde darüber gefertiget, welche ich ihm wegen der Seltenheit der Sache abgekauft habe.

Zu dem größten dieſer Seen habe ich eine räumliche bedeckte Barke erbauen laſſen, welche 30 Perſonen einnehmen kann, eine etwas kleinere vor die Muſikanten, und einen kleinen Nachen, deſſen ſich die Bedienten bedienen, um Lebensmittel und alle Nothwendigkeiten herbeyzuholen, wenn wir Luſt haben, des Abends auf dem Waſſer zu ſpeiſen.

Ich werde Sie ein andermal benachrichtigen, wie ich mir die glückliche Lage meiner Güter zu Nutze zu machen gedenke, wie ich hier meine Zeit zubringe, und was ich für eine Lebensart führe. Mein größter Troſt würde ſeyn, wenn ich Sie bald bey mir ſehen ſollte. Ich habe hier noch vieles zu verbeſ-

ſern.

ſern. Der Aufenthalt zu Berlin hat mich nur an das nothwendigſte denken laſſen.

Ich umarme meine liebe Schweſter zärtlich, und werde niemals aufhören zu ſeyn ꝛc.

Neun und achtzigſter Brief.

An Ebendenſelben.

Treben, den 12. Aug. 1755.

Cicero, da er das Studiren lobet, hat Recht, wenn er ſagt: daß es in allen Ständen des Lebens unſer Troſt ſey, daß es uns nach Hofe, in die Städte und aufs Land begleite, daß es in unſerm männlichen Alter unſer Vergnügen ausmachte, und daß es uns ſelbſt im Alter nicht verlaſſe. Ich erfahre dieſe Wahrheit itzund an mir ſelber. So ſchön auch mein Landgut iſt, und ſo viele Mühe ich mir auch gebe, ſolches in einen guten Stand zu bringen, und die Landwirthſchaft darinnen auf einen guten Fuß zu ſetzen: ſo ſind dennoch dieſe Gegenſtände nicht hinreichend, meine ganze Seele zu beſchäfftigen, und mir alle Zeit zu vertreiben.

Ich habe meine Zuflucht zu denen Muſen genommen, um das Leere auszufüllen, welches mir hier ohne dieſelben noch übrig bleiben würde. Dieſe Eigenſinnigen hören mich, ſie beſuchen mich des Tages vier Stunden lang in meinem Kabinette, ſie gehen aber mit mir wie mit einem Landmann um, und flößen mir nicht jene erhabnen Bilder, jene prächtigen Ideen, jene zärtlichen Gedanken, jene feinen und ſinnreichen Wendungen ein, womit ſie den Geiſt ihrer Günſtlinge ausſchmücken, welche die Hofluft athmen, oder in der großen Welt leben. Sie haben mich an eine ernſthafte Arbeit gebunden, wo der witzige Kopf alles verderben würde, wo die Paradoxen, die Antithesen, die Metaphorn, die Allegorien, die epigrammatiſchen Scharfſinnigkeiten, und alle übrige Schwulſt des heutigen Stils ſehr übel angebracht ſeyn würden, wo die Aufſuchung der Wahrheit trocken und mühſam iſt; mit einem Worte, ſie wollen, daß ich ein dogmatiſches Werk über die Kunſt zu regieren ſchreiben, und ihm den Titel Inſtitutions politiques geben ſoll. Sie ſehen alſo, wie ernſthaft ich beſchäfftigt bin, bald aus meiner eignen Einbildungskraft eine neue Wahrheit hervor zu bringen, bald die Nachrichten der beſten Schriftſteller, welche beſondre Theile dieſer Materie vor mir abgehandelt haben,

haben, um Rath zu fragen, bald in einem alten Regiſter von Erfahrungen und Anmerkungen zu wählen, welche ich mein ganzes Leben hindurch über die Regierungskunſt ſo wohl als über die Fehler gemacht habe, die ich diejenigen habe begehen ſehen, die das Ruder des Staats in Händen führten. Ich weis nicht, ob die Früchte aller dieſer Arbeit gut genug ſeyn werden, um ſie einmal der Welt öffentlich vorzulegen; allein, die Muſen ſagen mir ins Ohr: arbeite beſtändig, du kannſt in der Einſamkeit nichts beſſers vornehmen. Die Zeit, die mir noch übrig iſt, wende ich darzu an, daß ich meine verſchiednen Arbeiter beſuche, ſie bey ihrer Arbeit anweiſe, mein Vieh, meine Felder, meine Wieſen, meine Wälder, meine Gärten und meine Teiche beſehe, daß ich mich mit meinem Verwalter unterhalte, ſeine Rechnungen durchſehe, und Anordnungen aufs künftige treffe.

Ich halte mit meiner Familie eine mäßige und nach Landmanier eingerichtete Mittagsmahlzeit, nach welcher ich meine Beſchäfftigungen fortſetze. Abends um 5 Uhr iſt alles geſagt, und alles gethan. Hierauf gehen wir, nach Beſchaffenheit der Zeit, entweder ſpatzieren, oder wir machen ein Spiel, oder hören ein Concert an. Es vergeht faſt kein Tag,

da wir nicht einen Freund und oftmals eine zahlreiche Geſellſchaft zum Abendeſſen bey uns haben. Die Nähe der Stadt Altenburg ſetzt uns mit den vornehmſten Einwohnern derſelben in eine genaue Verbindung. Der Weg dahin iſt nicht länger als eine Stunde, und geht durch eine prächtige Lindenallee, welche nach der Schnur gezogen iſt. Altenburg iſt voller adelicher Familien, wovon die reichſten eine ſehr anſehnliche Figur ausmachen. Ich habe hier Aſſambleen von mehr als 60 Perſonen, alles Leute vom Stande, geſehen. Allein, die Familie, welche dieſe Stadt am meiſten zieret, und welche einer jeden Stadt zur vorzüglichen Zierde gereichen würde, iſt das Haus des Herrn von R** Kanzlers bey der Landesregierung. Wenn ich Ihnen das Portrait dieſer verehrungswürdigen obrigkeitlichen Perſon, dieſes erleuchteten Staatsmannes, dieſes tugendhaften und liebenswürdigen Bürgers entwerfen, wenn ich Ihnen die Reize und Annehmlichkeiten ſeiner Frau Gemahlinn und ſeiner Fräulein Tochter ſchildern ſollte: ſo würden Sie glauben, daß dieſe Gemälde, ſo ſehr ich ſie auch nach der Natur entwerfen würde, bloß aus erdichteten Aufſätzen oder aus Romanen entlehnt wären, und daß entweder die Schmeichelen oder das Vorurtheil meine Feder geführt hätte. Wir ſpre-

chen einander öfters, und auf einen vertrauten Fuß, und ihre Geſellſchaft macht wahrhaftig den ganzen Troſt meines Lebens aus.

Die ſchönſten Sommertage ziehen uns nach Haſelbach. Hier ſteigen wir in unſre Barke, und unterdeſſen, daß wir unſre Erfriſchungen einnehmen, oder ein Spiel machen, fahren uns unſre Ruderer um die ganze See herum, und wir haben oftermals das Vergnügen, zu ſehen, wie unſre Karpfen an unſrer Seite in die Höhe ſpringen, und uns auf den Herbſt einen reichen Fiſchzug ankündigen.

Ein jeder Spatziergang auf dem Lande hat ſeinen eignen Nutzen, und dies iſt für den Eigenthümer keine der geringſten Ergötzungen. Indem er ſolche mit Ueberlegung verändert, indem er jeden Tag eine neue Gegend ſeines Eigenthums umgehet, ſo unterſucht er bloß im Spatzierengehen die ganze Beſchaffenheit ſeiner Ländereyen, er bemerkt alles, was an einem jeden Orte fehlerhaft iſt, und ſucht es den folgenden Tag zu verbeſſern.

Eine jede Jahreszeit bringt ihre beſondre Arbeit, aber auch ihr beſondres Vergnügen mit ſich. Das Landleben iſt nicht ſo einförmig, wie es ſichs die Einwohner der Städte einbilden. Selbſt der Winter hat hier ſeine

An-

Annehmlichkeiten. Dieſes iſt vielleicht diejenige Zeit des Jahres, wo ein Landwirthſchafter am meiſten beſchäfftiget iſt. Seine Fruchtböden ſind angehäuft, und beym Verkauf ſeiner erbauten Lebensmittel hat er das Vergnügen, ſeine Coffre zu füllen. Sein Vieh, welches in den Ställen eingeſperrt iſt, braucht vornehmlich alle ſeine Sorgfalt. Die Werkzeuge des Ackerbaues haben eine Ausbeſſerung nöthig, er macht ſie für den Frühling zurechte; er läßt in der Scheune dreſchen, und genießt die Früchte von ſeiner Arbeit. Der Herr des Dorfs hält ſich mehr zu ſeiner Familie. Die Abendſtunden ſtreichen mit Hülfe des Leſens, des Spiels und der Muſik vorbey. Ein Schlitten trägt ihn flüchtig über den Schnee, welcher das Feld bedeckt. Er thut kleine und flüchtige Reiſen, entweder in die Stadt, oder zu ſeinen Nachbarn, oder auf die entlegenſten ſeiner eignen Ländereyen. Die Freyheit ſpricht ihn von allem Zwange los, begleitet alle ſeine unſchuldigen Vergnügungen, und dieſes iſt kein geringer Vortheil, den die Landleute vor den Bürgern der Städte voraus haben, welche an tauſend unnöthigen Zwang gebunden ſind.

Ich habe Ihnen zu ſagen vergeſſen, mein lieber Bruder, daß ich hier einen ſehr geſchickten Maler angetroffen, und daß, da ich mich

meiner jugendlichen Uebungen in dieſer Kunſt erinnert, ich mich unter Anführung meines Appelles wieder auf das Malen gelegt habe. Ich gebe einen Oelmaler ab, ich verfertige Landſchaften, und indem ich mir die Zeit vertreibe, ziere ich auch meine Wohnung aus.

Dieſe Lebensart, ich geſtehe es, kann für einen Eiferſüchtigen, oder für einen, der nach Glücke geizt, keinen Reiz haben, noch auch für einen Hofmann, der, von der Gunſt des Fürſten betrunken, nur gewohnt iſt, in dem Wirbel der großen Welt zu leben; noch auch für eine Coquette, welche ihr höchſtes Glück darinnen ſucht, eine Menge um ſie herum ſchwärmender Lockvögel nach ihren Reizungen ſeufzen zu hören; noch für einen Adonis, der einen Romanheld abgiebt, und jeden Tag eine Eroberung an ſeinen Triumphwagen zu feſſeln ſuchet. Nein, die Thoren haben auf dem Lande ein ſchlimmes Loos. - Allein, ein Geiſt, der nur ein wenig philoſophiſch iſt, triumphiret hier über die Eitelkeit, und genießt bey einer ſanften Ruhe das wahre Glück des Weiſen.

Neun.

Neunzigſter Brief.

An die Gräfinn von B**
gebohrne Gräfinn von A** zu Leipzig.

Treben, den 16. Dec. 1755.

Dero vortreffliches Herz iſt es, Madam, das Sie an dem Schickſale der armen Einwohner zu Liſſabon Antheil nehmen läßt. Wahrhaftig, niemals iſt ein Unglück größer geweſen, als das Unglück dieſer vordem ſo blühenden Stadt, und niemals ſind Bürger mehr zu beklagen geweſen. Alle Nachrichten, die von Portugal kommen, ſind ſo rührend, und malen die grauſamen Wirkungen des Erdbebens, welches ſie am verwichnen 1ſten November daſelbſt ausgeſtanden haben, ſo lebhaft ab, daß man bey Leſung dieſer Nachrichten ſich kaum der Thränen enthalten kann. Kann ſich wohl die allerlebhafteſte Einbildungskraft ein wirklich größres Schrecken und ein beweglicheres Schauſpiel vorſtellen, als in einem Augenblick ſo viel tauſend Menſchen zerſchmettert, erſtickt, gequetſchet und verſtümmelt, ſo viel ſchöne Gebäude eingeſtürzt,

ſo viele Reichthümer entweder unter den Schutt begraben, oder von den Flammen verzehrt zu ſehen? Weinende Mütter, welche ihre in die Arme geſchloßnen Kinder zu retten ſuchen, und in dem Augenblick im Abgrund verſenkt werden; Weiber, welche auf denen Gaſſen gebähren; Kranke und Verwundete, die auf öffentlichen Straßen ihren Geiſt aufgeben; das Geſchrey und das Wehklagen der Sterbenden; die Seufzer dererjenigen, welche fliehen, um nicht auch das einzige, was ſie noch von allen ihren Gütern beſitzen, das Leben zu verlieren; Leichname auf allen Seiten, und bey jedem Schritte Gefahr, Tod und alles dasjenige, wofür die Natur erzittert! Sie haben eine empfindliche Seele, Madam: die Vorſtellung ſo vieler Uebel muß bey Ihnen dahero mehr als bey jemanden einen rührenden Eindruck machen. Lebhafte Empfindungen zu haben, iſt etwas vortreffliches, aber auch ſehr beſchwerlich. Da, nach dem Herrn von Maupertuis, die Zahl der Uebel in der Welt größer iſt, als die Zahl des Guten, ſo hat ein Herz wie das Ihrige in dem Lauf ſeines Lebens mehr Schmerzen als Vergnügen zu gewarten. Ich halte mich dahero nach meinem Gewiſſen verbunden, Dero Augen ein ſo rührendes Schauſpiel zu entziehen. Richten Sie ſelbige,

Ma-

Madam, auf die Troſtgründe, welche Ihnen Ihre Religion ſo wohl als Ihre Philoſophie darbieten. Unter den Gegenſtänden, welche bey dieſem traurigen Vorfalle mein Mitleiden erreget haben, iſt einer darunter, der ſelbiges hemmt, und auf gewiſſe Art wieder beruhiget; dieſes iſt die Begebenheit mit den Schlachtopfern der Inquiſition, welche, da ſie ihr ſchreckliches Gefängniß eingeſtürzt ſehen, ihre Ketten zerbrechen, die Ungeheuer, die ſie bewachen, zu Boden werfen, und ſich in Freyheit ſetzen. So wahr iſt es, daß die größten Unglücksfälle jederzeit zu etwas gut ſind.

Sie halten mich vor einen größern Naturkündiger, als ich bin, Madam, wenn Sie meine Meynung von dem Erdbeben verlangen. Die wirkende Urſache deſſelben liegt noch in der Tieſe des Abgrunds, und ich bin nicht der Mann, der ſolche heraus holen wird. Die Muthmaßungen, welche die Philoſophen darüber anſtellen, ſind vielleicht eben ſo von der Wahrheit entfernt, als die Erzählungen, welche die Poeten davon machen. Dieſe letzten ergötzen wenigſtens, weil ſie ſonderbar ſind. Sie werden Sie in vollem Ernſte verſichern, daß es ein Rieſe, einer von den Titans, einer von den Cyclopen ſey, welcher, nachdem ihn Jupiter in die Erde verbannet,

und unter die Felſen, auf welchen der Tagus fließt, begraben habe, ſich bewege, um Athem zu holen; andre werden zu Ihnen ſagen, daß die ganze Erde ein großes Thier ſey, auf welchem wir die Flöhe zu ſeyn die Ehre hätten, welches in der Luſt ſchwebe, eben ſolche Eingeweide hätte, als wie die andern lebendigen Geſchöpfe, und welches manchmal einen Anfall von einem Fieber kriegte. Sind dieſe Poeten Proteſtanten, ſo werden ſie Ihnen zu beweiſen ſuchen, daß Beelzebub beſchäfftigt ſey, bey Liſſabon einen feuerſpeyenden Berg zu öffnen, um die Mitglieder eines Richterſtuhls, welcher den Namen des heil. Gerichts mißbraucht, hinein zu ſtürzen, und ihnen in ſeiner Wohnung den gerechten Lohn für ihre Tyranney über die Gewiſſen zu geben. Ich vor meine Perſon, der ich meine Unwiſſenheit hierinnen offenherzig bekenne, ergreife zwiſchen den Philoſophen und den Poeten eine Mittelſtraße, und glaube, daß es der Teufel dort unten iſt, welcher, als der Urheber alles Uebels auf der Welt, den armen Portugieſen einen boshaften Streich nach ſeiner Art geſpielet hat. Wahrhaftig, Sie werden ſehen, daß er da unten ein hölliſches Feſt wird angeſtellt haben, welches das Gewölbe unſrer armen Hemiſphäre erſchüttert hat. Im übrigen ſind dieſe Erdbeben anſteckend. Die Zeitungen erzählen uns derglei-

chen

chen von allen Orten. Es iſt kein Flecken in Europa ſo klein, welcher nicht behaupten ſollte, daß er Erſchütterungen empfunden habe. Ich verſichre Sie theuer, Madam, daß das altenburgiſche Land von dieſer allgemeinen Plage verſchont geblieben iſt, daß keine einzige Perſon wider ihren Willen nur den geringſten Luftſprung gethan hat, und wenn Sie Sich etwan in Ihrem Palaſte zu Leipzig nicht ſicher genug halten, beſchwöre ich Sie, Madam, meiner Hütte in Treben die Ehre zu gönnen, Sie zu Ihrer Freyſtatt zu wählen. Sie gehen auf Ihrer Univerſität mit drey Profeſſoren um, für welche ich eine ſehr große Hochachtung habe, dieſe ſind die Herren Gottſched, Gellert und Chriſt. Suchen Sie ſolche zu bewegen, daß ſie Ihnen bey Ihrer Flucht Geſellſchaft leiſten. Von der Madam Gottſched will ich gar nichts erwähnen, ich hoffe, daß Sie ohne ſelbige gar nicht reiſen werden. Dieſe iſt nach Ihnen die Dame in der Welt, die ich am meiſten ehre und bewundere. Sie vereiniget mit allen Reizungen ihres Geſchlechts alle die gründliche Tiefſinnigkeit, die man dem unſrigen, ich weis nicht, ob aus Vorwurf oder aus Schmeichelеy zuſchreibt. Ich leſe ihre Werke mit einem unausſprechlichen Vergnügen, vornehmlich aber ihre Verſe. Führen

Sie dahero unter Dero Schutz alle dieſe Schwäne unſrer Pleiße in die Fluren von Treben. Sie werden weder die Luft, noch das Waſſer verändert finden, Sie werden ſtets bey eben dem Fluſſe bleiben, deſſen Waſſer bey Leipzig die Kraft der Hypocrene hat. Es erhält freylich dieſe Tugend erſt völlig in ſeinem Laufe, allein, es hat doch ſchon etwas weniges von dieſer Eigenſchaft, wenn es unter den Bogen meiner Brücke durchfließt, und ich darf von dieſem Waſſer keins unter meinen Wein miſchen, aus Furcht, ich möchte vielleicht anfangen, ein kleiner ſchwacher Poete zu werden. Einer von meinen Predigern, welcher vermöge ſeines Amts mein Prophet iſt, und welcher ſeinen Kalender auf den Fingern her zu ſagen weis, verſichert mich, daß man dieſe Weihnachten über in Leipzig ſehr leicht einige Erſchütterungen ſpüren möchte. Ihrer Sicherheit wegen, und zu meinem Troſte, Madam, kommen Sie, und bringen Sie dieſe Zeit bey uns zu. Meine Frau verſichert mich, daß ſie der gelehrten Geſellſchaft ſechs gute Betten anbieten könnte. Wenn der Froſt anhält, ſo können Sie in drey Stunden in Treben ſeyn. Die Wege ſind ſo glatt und eben wie ein Spiegel. Alle Tage kommt eine neue Geſellſchaft aus Altenburg zu uns,

welche

welche aber nach dem Abendeſſen bey Fackeln wieder in die Stadt zurück kehret.

Ihre Herren Profeſſoren können mir keine andre als dieſe Zeit widmen. Man ſagt, Madam, daß Sie ſich mit Zeichnen und Malen die Zeit vertrieben, daß Sie ſich ein ſchönes Münz- und Antiquitäten-Kabinet ſammleten, daß Sie in allen Theilen der ſchönen Wiſſenſchaften auf eine wunderns-würdige Art zunähmen. Wenn Sie noch ſo viel erworbne Annehmlichkeiten zu Ihren natürlichen hinzu thun, ſo wird man gar nicht mehr im Stande ſeyn, mit Ihnen auszukommen. Ich habe wegen aller dieſer Dinge, und noch wegen tauſend andrer Sachen mit Ihnen zu reden, von welchen ich aber kein Wort erwähnen will, damit Sie ſich deſto eher bewegen laſſen, in Perſon hierher zu kommen, um die Sachen mündlich zu unterſuchen; und dieſes um ſo mehr, da mein Brief bereits nur allzu lang gerathen iſt, und ich vor Ungeduld brenne, Sie mündlich meiner vollkommenſten Hochachtung zu verſichern.

Ein und neunzigſter Brief.

An den Herrn Pajon,

Diener des Evangelii und Prediger der franzöſiſchen Kirche zu Leipzig.

Treben, den 20 Sept. 1756.

Es iſt mir dieſer Tage der ſeltſamſte Zufall von der Welt begegnet; und ich kann nicht umhin, Ihnen ſolchen zu berichten. Man hatte mir einige Zeit daher von verſchiednen Kriegsrüſtungen erzählet, welche man ſo wohl bey der preußiſchen Armee, als auch in den Landen der Kaiſerinn, Königinn von Böhmen machte. Ich hatte ebenfalls einige Bewegungen bey den ſächſiſchen Truppen bemerkt, von welchen verſchiedene Regimenter, welche hierum in der Nachbarſchaft in Beſatzung gelegen, durch das Landguth meiner Schwägerinn und noch durch andre benachbarte Orte marſchiret waren; allein, da bey der Lebensart, die ich hier führe, die Begebenheiten der Welt und die Zänkereyen der Könige mir ſehr gleichgültig ſind, ſo las ich die Zeitungen nur zum Schein

oben-

obenhin, und wirklich, dieſe Zeitungen enthielten nichts wichtiges. Bey dieſer glücklichen Unempfindlichkeit verſtrichen meine Tage ruhig und heiter. Am verwichnen Sonnabend fiel es mir einmal ein, einen Spatziergang um meine Teiche zu Haſelbach zu machen. Ein Freund, welcher zum Beſuch zu mir gekommen war, und mein Secretär, begleiteten mich bey dieſem Spatziergange. Ungefähr um 7 Uhr des Abends befanden wir uns am Ende meines großen Sees, welcher ſich bis unter Regis, einer kleinen Churſächſiſchen Stadt, erſtreckt. Auf einmal wurden unſre Ohren, gleichſam wie vom Donner, durch das Geräuſch einer Trommel gerührt. Wir hörten ſehr genau eine dreymalige Vergatterung ſchlagen, und einen Augenblick darauf den preußiſchen Retraite-Schuß. Ich bekenne Ihnen, mein Herr, daß ich für Verwunderung außer mir war, und wir blieben alle drey unbeweglich ſtehen. Die Betrachtung, daß in dieſer Stadt keine ſächſiſche Beſatzung ſtund, vermehrte unſre Verwunderung noch mehr, und wir konnten uns gar nicht vorſtellen, daß die Preußen in dem Mittelpunkte von Sachſen gleichſam verpflanzt ſeyn ſollten. Meine Begleiter entſchloſſen ſich, nach Regis zu gehen, und ſich in der Sache ein näheres Licht zu verſchaffen, und ich kehrte ganz

ſachte

ſachte wieder nach Haſelbach zurück. Sie kamen nicht eher, als nach Verfließung drey Stunden, und zwar ſehr beſtürzt, zurück. In der That hatten ſie an den Thoren der Stadt zwo preußiſche Schildwachen gefunden, von welchen ſie angehalten, und zum Befehlshaber des Infanterieregiments, welches daſelbſt im Quartiere lag, geführt worden. Dieſes war zu gutem Glück der Herr General von Kleiſt, welchen ich in Magdeburg genau zu kennen die Ehre gehabt hatte, und welcher einer von meinen beſten Freunden geweſen war. Er verwunderte ſich, als er vernahm, daß ich ſo nahe bey ihm wäre; er ließ die beyden Gefangnen den Augenblick wieder los, und ſchickte mir ein ſchönes Stück Wildpret, ließ mir auch zugleich ſagen, wie er ſehr verdrüßlich ſey, daß er mich nicht ſprechen könnte, indem er ſehr ermüdet, und genöthiget wäre, ſeinen Marſch den andern Morgen früh mit Anbruch des Tages weiter fortzuſetzen. Ich begnügte mich dahero, ihm wiederum ein ſchönes Compliment machen, und ein gutes Theil von dem beſten Weine, den ich im Keller hatte, überbringen zu laſſen. Von dieſem Tage an iſt unſer altenburgiſches Land von preußiſchen Truppen wie überſchwemmt geweſen; allein, es war nur ein Strom, welcher, ohne einige traurige Folgen ſeiner Wuth hinter ſich zu

laſſen,

laſſen, vorbey floß. Se. Durchl. der Prinz Ferdinand von Braunſchweig, welcher eine Colonne führet, hat ſich eine Nacht in Borna, ganz nahe von hier, aufgehalten. Ich habe es nicht gewußt, ſonſten würde ich ihm meine Aufwartung gemacht haben. Man ſagt, daß ſich dieſe Wolke von Kriegsvölkern gegen Dresden zu ziehen ſoll, allein, es iſt ungewiß, ob ſie ſich in Sachſen oder in Böhmen brechen wird. Gott gebe nur, daß es weit von uns ſeyn mag, denn das Geräuſche der Waffen iſt mir unerträglich, und ich würde bis an das Ende der Welt fliehen, um nur ſolches nicht hören zu dürfen. Ich bitte Sie dahero, mein lieber Herr Paſtor, ſagen Sie mir, was Ihnen in Leipzig begegnet iſt; denn, es iſt nicht glaublich, daß Sie von einem ſo allgemeinen Ungewitter nicht auch mit betroffen ſeyn ſollten. Ich wünſche von Herzen, daß Sie ſich jederzeit wohl befinden mögen, und empfehle mich im Gegentheil in Ihr andächtiges Gebet.

Zwey

Zwey und neunzigſter Brief.

An Ebendenſelben.

Treben, den 4. May, 1757.

Ich ſchreibe dieſe wenigen Zeilen bloß deswegen an Sie, damit Sie wiſſen, daß ich noch lebe. Ich habe den größten Theil dieſes Winters in Chemnitz zugebracht, wo Se. königliche Hoheit, der Prinz Ferdinand, mit ſeinem Regimente im Quartiere geſtanden. Meine Zeit habe ich daſelbſt ſehr angenehm zugebracht. Gute Geſellſchaft, ſo wohl an Mannsperſonen als Damen, eine gute Tafel, guter Wein, Concerte, Aſſambleen, und vornehmlich ein ſehr gnädiger Prinz, welcher ſich ordentlich recht angelegen ſeyn ließ, uns mit Wohlthaten zu überhäufen, und uns alle in dieſen Umſtänden nur mögliche Ergötzung zu verſchaffen. Ich habe daſelbſt das prächtige Kabinet Sr. Excellenz des Herrn General von Wilſter geſehen. Solches beſteht aus einer der vollſtändigſten und auserleſenſten Sammlungen von Muſchelwerk, Verſteinerungen, Marmor, Kieſel- und koſtbaren Steinen, die man in Europa hat. Ein an-

der-

der mal ließen mich Se. königliche Hoheit nach Lauterbach kommen, von dar ich mit der Colonne unter Commando des Prinzen Moritz von Anhalt, bis nach Obernplanitz, welches an der böhmiſchen Gränze liegt, gegangen bin. Es iſt uns weder Pandure noch ein andrer Feind aufgeſtoßen. Die Zwiſchenzeit über habe ich mit dem Generallieutenant und Befehlshaber über das Carabinerregiment, dem Herrn von Pennavaire und dem Obriſten eben dieſes Regiments, dem Herrn von Schmettau, eine ſehr genaue Freundſchaft errichtet. Sie haben dieſen Winter in meiner Nachbarſchaft zugebracht, und wir haben einander wechſelsweiſe alles das Vergnügen verſchafft, das wir einander zu machen im Stande waren. Alle dieſe Söhne des Mars haben die hieſigen Gegenden verlaſſen. Sie gehen auf Böhmen los, und der Feldzug iſt geöffnet. O! wenn doch dadurch der Krieg von unſern Gränzen abgewendet würde! ich höre nicht auf, früh und Abends zu rufen: Da pacem, Domine, in diebus noſtris, noch auch mit der zärtlichſten Zuneigung zu ſeyn ꝛc.

Drey und neunzigſter Brief.

An meinen Bruder.

Treben, den 10. Sept. 1757.

Die allergrauſamſte Nothwendigkeit, mein allerliebſter Bruder, nöthiget mich, Treben zu verlaſſen, und meine Zuflucht in den Schooß meiner Familie in Hamburg zu nehmen. Dieſes iſt beynahe der einzige Ort in Deutſchland, wo der Kriegsteufel ſeine Wuth nicht ausläßt, und welcher noch für unglückliche Flüchtlinge zu einer Freyſtadt dienen kann. Ich gedenke den 13 dieſes Monats von hier wegzureiſen, und meinen Weg auf kurze Tagereiſen einzurichten, weil ich meine Frau und ein zartes Kind mitnehmen muß. Ich bitte Dich, eine Wohnung für mich auszumachen, die anſtändig, aber nicht prächtig iſt. Mein geſchwinder Entſchluß könnte Dich vielleicht in Erſtaunen ſetzen, wenn ich Dir nicht die Bewegungsgründe bekannt machte, die mich darzu bewogen haben. Deswegen, mein lieber Bruder, will ich Dir eine getreue, aber kurze Erzählung der Unglücksfälle machen,

die

die mich verfolgt haben, und denen ich dieſes Jahr endlich habe unterliegen müſſen.

Der heil. Dreykönigstag war der Zeitpunkt, wo ſich mein Unglück anfieng. Ich hielt in meinem Saal ein kleines Concert, als ich auf einmal einige Piſtolenſchüſſe vernahm, und Sturm lauten hörte. Ich lief herbey, und fand mein ganzes Dorf mit preußiſchen Carabinern beſetzt, und in dem Wirthshauſe ein Dutzend Officiere, welche ſich fünfe meiner Bauern bemächtiget, um ſolche zu Recrouten zu machen. Es war kein Mittel da, dieſe Gewaltthätigkeit zu hintertreiben, ich wurde aber hierdurch auf das lebhafteſte gerührt, und ſchickte den andern Tag früh meinen Secretär an den General von Pennavaire, um bey ihm die bitterſten Klagen dieſerwegen anzubringen. Dieſer ehrwürdige Greis, es iſt wahr, gab mir alle nur mögliche Genugthuung, indem er mir auf der Stelle meine Unterthanen wieder geben ließ, welche vor Kälte faſt erfroren waren, weil es in derſelben Nacht, als ſie waren weggenommen worden, ſo ſtark gefroren hatte, daß die Steine hätten ſpringen mögen; ich hatte zugleich das Glück, bey dieſer Gelegenheit, außer dem würdigen Obriſten von Schmettau, noch mit verſchiednen andern liebenswürdigen Officiers von dem

Carabinerregimente in Bekanntſchaft zu gerathen; unterdeſſen war das Uebel geſchehen, Schrecken und Zorn hatten ſich auf einmal meiner Seele bemächtiget, und meine Geſundheit hat ſolches lange Zeit empfunden.

Als im Monat März beym erſten Thauwetter das Eis brach, womit die Flüſſe bedeckt waren, ſah ich meinen Müller ganz außer Athem zu mir kommen, welcher mich auf das innſtändigſte bat, geſchwind mit ihm an das Wehr zu gehen, welches zu Treibung meiner Mühlen in die Pleiße gebauet iſt, indem es ſich in Gefahr befände. Ich gieng den Augenblick dahin, und nahm alle meine Bauern mit, welche mit großen Stangen und eiſernen Haaken bewaffnet waren, womit ſie die Eisſchollen abſtoßen ſollten. Aber, ach! alle menſchliche Kräfte konnten wider ihre Gewalt und wider das Waſſer nichts ausrichten. Ich ſah Berge von aufgethürmten Eisſchollen den Fluß herauf kommen, und wie ein reißender Strom mit ſo viel Wuth auf mein Wehr eindringen, daß es für meinen Augen wie ein Kartenhaus in weniger als einer Minute mit fortgeriſſen wurde, ohnerachtet mehr als 100 Menſchen, welche am Ufer hingeſtellt waren, ihnen Einhalt zu thun bemühet waren. Es hat mich beträchtliche

liche Summen gekoſtet, dieſen Schaden wieder gut zu machen.

Nach der Bataille bey Collin in Böhmen wurde ich alle Augenblicke durch die Soldaten und durch die abgeſchickten Corps beyder Armeen, welche bey mir durchgegangen ſind, und deren ungeſtümes Bezeigen gar nicht auszuſtehen war, beunruhiget. Kein Tag verſtrich, an welchem mir nicht von ihnen wäre ein Verdruß zugefüget worden. Ueberdies war meine Frau damals ihrer Niederkunft nahe. Ich ſchreibe es denen beſtändigen Schrecken zu, die ſie gehabt hat, daß ihr das Unglück begegnet iſt, ein todtes Kind zur Welt zu bringen. Ich gebe Dir dahero zu überlegen, wie ſehr wir über dieſen traurigen Zufall betrübt geweſen ſind.

Den achten Tag nach ihrer Niederkunft, Nachmittage um 5 Uhr, legten gottloſe Mordbrenner Feuer im Dorfe Treben an, und in einer Zeit von 4 Stunden waren 33 Gebäude, ſo wohl Häuſer als Scheunen und Ställe von der Flamme verzehret, ob man gleich Spritzen bey der Hand hatte, und alle nur mögliche Mühe anwendete, die Wuth des Feuers zu hemmen. Dieſes Unglück geſchah gleich nach vollbrachter Erndte, da alle Scheunen mit Getraide angefüllt waren.

Das Feuer brach in einem Hauſe aus, welches den Fenſtern von meiner Frau ihrem Wohnzimmer gleich gegen über lag, und ſie war für Entſetzen beynahe todt. Um das Unglück noch zu vergrößern, wurde einer von unſern Predigern, Herr Winkler, ein liebenswürdiger und ſehr geſchickter Mann, welcher noch auf dem Lande mein einziger Troſt war, ſo lebhaft von dieſem Unglücke gerührt, daß, als er zu mir gehen, und meine Bibliothek, mit Gefahr, die ſeinige zu verlieren, retten helfen wollte, er von einem Schlagfluſſe gerührt wurde, und in den Armen eines meiner Bedienten ſeinen Geiſt aufgab. Stelle Dir einmal das Schreckliche dieſes Augenblicks vor. Mein ganzes Dorf in Feuer; meine Frau in der größten Gefahr; mein Prieſter und mein Freund todt vor mir. Mein Kind, welches auf denen Armen ſeiner Amme ſchreyt, und jeden Augenblick ohnmächtig werden will; alle meine Unterthanen, welche weinen, bald hier bald dahin laufen, und wegen den Verluſt aller ihrer Güter faſt verzweifeln wollen; die Furcht, worinnen ich wegen Erhaltung meines eignen Hauſe war; der Widerſtand, welchen ich der Gewalt der Flammen thun ließ; das Schreyen und der Lärmen derjenigen, die uns zu Hülfe kamen. Es iſt nur zu verwundern,

dern, daß ich unter der Laſt dieſer Widerwärtigkeiten nicht geſunken bin. Die Feſtigkeit meines Hauſes, meiner Scheunen und meiner Ställe, welche alle von Werkſtücken erbaut ſind, war unſer Glück. Die Gnade Gottes hat dieſe Gebäude, desgleichen auch die Mühle, die Kirche, die Pfarrwohnungen, die Schule und alle die Gebäude, welche zur Kirche gehören, vor der allgemeinen Feuersbrunſt bewahrt. Du kannſt Dir nicht lebhaft genug vorſtellen, mein lieber Bruder, in was für einem beklagenswürdigen Zuſtande und in was für Verzweiflung ſich dieſe armen Bauern den andern Tag befanden. Man mußte ſie ſo gar mit Brod und Kleidern verſorgen.

Kaum hatten wir uns durch ein paar ruhige Tage von unſerm Schrecken und unſrer erſten Bekümmerniß erholt, als uns ein neues Unglück vollends zu Boden drückte. Das altenburgiſche Land wurde auf einmal durch ein zahlreiches Corps Huſaren, Croaten und andern leichten Truppen von der Armee Ihro Maj. der Kaiſerinn-Königinn, unterm Commando des Herrn General von Laudon überſchwemmt. Es war nicht anders, als wenn ſich dieſe Truppen, ſo bald ſie in ein Land eingerückt waren, vervielfältigten. Man ſah ſie an allen Orten. Kein einziges

Dorf war von ihrem Beſuche frey. Treben erfuhr das nämliche Schickſal. Das Regiment Spleni, Huſaren, und einige Commandirte von dem Regiment Gichini lagerten ſich; mitten unter den eingefallnen Mauern, dem traurigen Ueberreſt von der Feuersbrunſt. Ihre Ankunft war ſehr ungeſtům. Alle Officiers, (welche verhungert waren,) verlangten zu eſſen. Ich war damals gleich auf meinem andern Guthe zu Haſelbach. Ich ſchickte geſchwinde meinen Koch nach Treben, und ließ ihnen in der Eil eine Mahlzeit zurichten, die ihnen vortrefflich ſchmeckte, und welche ihnen eine ausnehmende Zärtlichkeit für mich einflößte. Ich ſelbſt ſchlief dieſe Nacht in Haſelbach, und zwar zu meinem Glück, denn in eben der Nacht hatten Se. Maj. der König von Preußen und Se. Hoheit der Prinz Heinrich ihr Hauptquartier in der kleinen Stadt Rötha aufgeſchlagen, welche nicht weiter als zwo Stunden von mir liegt, und da ſie erfahren hatten, daß ſie ſo nahe bey meinen Gütern wären, trugen ſie ein Verlangen, mich zu ſehen. Der Prinz fertigte zween Bauern mit einem Einladungsbillet an mich ab, welches offen und mit Bleyſtift geſchrieben war. Wäre dieſes Billet in die Hände der öſterreichiſchen Officiers gerathen, ſo wäre ich verloren geweſen;

weſen; allein, durch ein ganz beſondres Glück kamen dieſe Briefträger mitten durch die Piquets, und ſuchten mich um 1 Uhr in der Nacht in Haſelbach auf, wo ſie mit aller Gewalt an den Thorweg anſchlugen, und ſchrieen, daß ſie vom Könige von Preußen abgeſchickt wären. Ich war in meinem erſten Schlafe, und wußte nicht, was dieſes ſeyn ſollte. Ich gerieth über dieſen nächtlichen Anfall in die größte Furcht; allein, als ich das Briefchen geleſen hatte, ſo begriff ich den Augenblick die ganze Gefahr, die ich laufen würde, wenn ich ſchriftlich darauf antwortete, ich warf es ſogleich ins Feuer, und begnügte mich bloß, denen Boten mündlich zu ſagen: So großes Verlangen ich auch trüge, Sr. Majeſtät und königl. Hoheit meine Aufwartung zu machen, ſo ſetzte ſich doch ſelbſt die Unmöglichkeit darwider, indem ich von 2000 kaiſerlichen Huſaren umringet wäre, welche mich keinen Schritt von meinen Güthern würden thun laſſen. Dieſe Klugheit rettete mich. Den andern Tag früh begab ich mich wieder nach Treben, und ſtattete daſelbſt bey dem Herrn Obriſten von E**, welcher dieſes Detaſchement commandirte, meinen Beſuch ab. Ich fand an ihm einen liebenswürdigen Cavalier, von einer ſchönen Geſtalt,

und den freundlichſten und artigſten Officier von der Welt. Seine Höflichkeit hatte ihn verhindert, ſich in das Schloß zu legen, und er hatte ſich bloß mit einer kleinen Kammer beym Oberförſter begnügen laſſen. Er empfieng mich auf das freundſchaftlichſte von der Welt, und wir machten bald Bekanntſchaft mit einander. Ich bat ihn zu mir zum Mittagseſſen, welches er mir ſo wohl für ſeine Perſon als auch für die andern Officiers verſprach. Dieſes Mittagseſſen war ſehr angenehm, und verſtrich in wechſelsweiſen Höflichkeiten. Der Feldprediger des Regiments, ein artiger Mann, gewann uns ſehr lieb, vornehmlich mein kleines Knäbchen, welchen er auf ſeine Arme nahm, und in ihr Lager trug, wo uns von allen bis auf den geringſten Huſaren viel Höflichkeit erwieſen wurde. Der Obriſte von E**, mit welchem ich eine wahre Freundſchaft errichtet hatte, ließ ſo lange, als er in Treben ſtund, ſeine Truppen die genauſte und vortrefflichſte Mannszucht halten; allein, da er von den preußiſchen Huſaren des Zeckeliſchen Regiments nachdrücklich zurückgetrieben, und ſehr übel zugerichtet worden, wurde er genöthigt, den Ort zu verlaſſen, und ſich hinter Altenburg zurück zu ziehen. Dieſer Rückzug geſchah in einem Augenblick, und ehe der Obriſte

abreiſte, ſagte er zu mir: Mein Herr, ich habe Sie ſo viel als immer möglich geweſen iſt, geſchonet; es möchten aber nach mir andre kommen, welche nicht ſo gefällig ſeyn möchten, als wie ich. Sie laufen Gefahr beyden Parteyen verdächtig zu werden. Ich beſchwöre Sie dahero, daß Sie ſich auf das geſchwindeſte von hier entfernen, und ſich an einen ſichern Ort begeben. Dieſes iſt der Rath eines Freundes. Ich dankte ihm dafür von Herzen, und faßte den Augenblick den Entſchluß, ſelbigem zu folgen. Ich ſehe keinen beſſern Ort zu meiner Freyſtadt, als mein Vaterland, und Du wirſt mich in einigen Tagen wieder in Hamburg ſehen, wo ich hoffe, das Vergnügen zu haben, Dich, mein lieber Bruder, zu umarmen, Dir meine Frau und meinen Sohn vorzuſtellen, und Dir mündlich alle meine Widerwärtigkeiten umſtändlicher zu erzählen. Lebe unterdeſſen wohl, bis wir uns wiederſehen!

Vier und neunzigſter Brief.

An die Fr. Kanzlerinn v. R**
zu Altenburg.

Hamburg, den 4. Oct. 1757.

Es war gar keine Möglichkeit, Mad. mit einer Frau und einem Kinde geſchwind zu reiſen, beſonders, da wir ſo große Umwege nehmen mußten, damit wir nicht in die Hände aller der verſchiednen Truppen geriethen, welche den Weg, den wir zu reiſen hatten, unſicher machten. Wir ſind über Leipzig, Wittenberg, Brandenburg, Ruppin, Rheinsberg, Lenzen und Boitzenburg gegangen. Zu Lenzen waren wir in Gefahr, von den Franzoſen erwiſcht zu werden, welche einige Stunden nach unſerm Abgange in die Stadt einrückten. Endlich hat uns unſer Schutzengel nach 10 Tagereiſen glücklich nach Hamburg gebracht. Ich athme ſchon freyer ſeit meiner Ankunft in einer Stadt, wo lauter Friede und Freude herrſcht. Dieſes ſind die zween allergrößten Vorzüge, womit die göttliche Vorſehung das arme menſchliche Geſchlecht begnadiget hat. Ich empfinde itzo

ihren

ihren Werth mehr, als jemals, und ich befinde mich itzo in dem angenehmen Zuſtand eines Geneſenden, der eine große Krankheit überſtanden. Der Reiz eines freyen und ruhigen Lebens läßt mich einen Haufen wunderlicher Dinge vergeſſen, die ich in den Sitten und Gebräuchen der Republikaner antreffe. Bey einer jeden Sache findet man ein Uebel durch ein andres Gute erſetzet. Die Sprache und das Betragen eines Bürgers, welcher ſeine Handlung treibet, kann den Manieren eines Hofmanns nicht gleich ſeyn, der in der feinen Weltklugheit, welche um den Thron der Könige herrſchet, erzogen iſt. Allein, der innere Werth der Freyheit und Redlichkeit hält hier, vielleicht der geſchminkten Anmuth, und dem äußerlichen Glanze, mit welchem die Höfe täuſchen, die Waage. Ich bekenne unterdeſſen, daß dieſe Eigenſchaften in der Geſellſchaft nicht gleiche Wirkung haben, und daß eine wahre Weltklugheit im Umgange das Vergnügen des Lebens ausmacht. Man muß ſich verwundern, wenn man ſieht, wie ſehr die Menſchen von verſchiednen Ständen ſich unter einander verachten, und worauf ſie dieſe ihre Verachtung gründen. Turcaret ſagt, daß es beſſer ſey, auf Pfand, als auf gar nichts zu leihen. Der Handelsmann, wenn er die Hand auf ſeinen ſchweren Geldkaſten legt,

glaubt, daß die gute Meynung, welche er von ſich ſelbſt und ſeinem Stande hat, auf einem ſichern Unterpfande beruhe, anſtatt, daß der Edelmann, wenn er ſich auf alte Pergamente ſtützt, ſeine Eigenliebe gerade auf Nichts gründe. Der Mann von Stande, welcher auf die Verdienſte ſeiner Voreltern ſtolz iſt, betrachtet den Bürger als ein von ihm ganz unterſchiednes Weſen, er glaubt, daß er aus einem ganz andern Erdenkloß gebildet worden, er hält ihn für ein Mitteldìng zwiſchen dem Edelmann und dem Thiere, und geht ſo ſehr, als er kann, auf dieſe Art mit ihm um. Der Kaufmann hingegen wirft in dem Schooße ſeiner Handelsſtadt von der Höhe ſeines Reichthums auf den bedürftigen Edelmann verächtliche Blicke, der, aus Furcht ſeinen Adel zu verunehren, wenn er ein erbares Geſchäffte für die Hand nähme, genöthiget iſt, entweder ſein Blut zu verkaufen, um nur ſein Leben hinzubringen, oder ein Sklave der Monarchen zu werden, um die Rolle eines gnädigen Herrn zu ſpielen, oder auch ſeine Redlichkeit, ſeine Einſichten und ſein Gewiſſen im Kabinette dem Eigenſinne ſeines Herrn aufzuopfern. Nach dieſen Grundſätzen ſehen ſie uns als Bettler an, die, ohngeachtet ihres elenden Zuſtandes, ſich durch eine leere Einbil-

bildung für groß halten. Man könnte ſo wohl zu dem einen als zu dem andern ſagen: O Eitelkeit, über alle Eitelkeit, alles iſt Eitelkeit! Ja, eben die Eitelkeit iſt es, die euch insgeſammt verblendet. Alle Stände, alle Bedienungen, alle erbare Handthierungen ſind der Geſellſchaft nützlich, und folglich auch hoch zu achten. Der Müßiggang allein macht den Pöbel. Bloß ein unthätiger Menſch, welcher andern zur Laſt wird, iſt verächtlich. Unterdeſſen will ich noch eine andre Art von Leuten dazu rechnen, wovon ich hier viele Beyſpiele vor Augen ſehe. Dies ſind diejenigen, welche, wenn ſie ſich mit den Flügeln des Merkurs auf die Spitze des Tempels der Glücksgöttinn geſchwungen haben, auf einmal die größten Herren in ihrer Pracht und Hoheit nachahmen wollen, ohne durch das Genie, das Betragen und die Kenntniß der großen Welt unterſtützt zu werden. Sie ſind plumpe Maſchinen, welche einen großen Schauplatz beſteigen, und verlangen, daß jedermann ſeine Augen auf ihre Kreuzſprünge und Capriolen richten ſoll. Aus Mangel der Lebensart begehen ſie alle Augenblick in der beſten Meynung von der Welt grobe Unanſtändigkeiten. Dergleichen iſt man hier oft ausge-

ſetzt,

ſetzt; allein, dies iſt ein Roſt, welcher ſich in den Republiken an die hell polirteſten Werkzeuge anlegt, und worauf ein Kluger gar keine Acht haben muß. Unterdeſſen kann man einem dergleichen Werkzeuge, wenn man es ſtark braucht, manchmal dieſen Roſt benehmen. O! wenn Sie doch hier wären, Madam, wir würden oft über die Gegenſtände, welche hier unaufhörlich vorkommen, viele Betrachtungen anſtellen, und Sie würden übrigens mit den Einwohnern zu Hamburg alle Güter der Erde genießen, welche das Meer dahin bringt.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Fünf

Fünf und neunzigſter Brief.

An Ebendieſelbe.

Hamburg, den 4. Jul. 1758.

Ach freylich! Madam, iſt es mehr als zu wahr, daß der Prinz von Preußen nicht mehr iſt, und daß ſein Tod mir würde das Leben gekoſtet haben, wenn man vom Schmerz ſterben könnte. Niemals iſt eine Betrübniß gerechter geweſen; Hochachtung, Bewunderung und Erkenntlichkeit laſſen gemeinſchaftlich in meinem Herzen eine nie verſiegende Quelle von Thränen entſtehen. Wenn Sie ihn gekannt hätten, Madam, ſo würden Sie ſich nicht enthalten können, die Ihrigen mit darunter zu miſchen. Die heiligen Redner zu Berlin haben zum Text der Leichenrede, welche man in allen Kirchen dieſer Hauptſtadt gehalten hat, die merkwürdigen Worte Moſis genommen, da er zum Volk Iſrael ſpricht, ehe er auf den Berg Horeb hinauf ſteigt: Ich verlaſſe dieſe Erde, Gott aber wird täglich mit euch ſeyn. Die beredteſten Zungen haben das Andenken eines der größten Männer und der liebens-

würdigſten unter denen Sterblichen, welche die Vorſehung je in die Welt geſetzt hat, feyerlich begangen. Allein, da dieſe Reden ihnen vielleicht nicht zu Geſichte gekommen ſind, und ſehr wenig Perſonen dieſen unvergleichlichen Prinzen ſo gut als ich gekannt haben, ſo erlauben Sie, Madam, daß ich Ihnen ſolchen nach meiner eignen Beſchreibung kennen lerne, daß meine Hand ebenfalls einige Blumen auf ſein Grab ſtreue, und daß dieſer Brief dem traurigſten Andenken gewidmet ſey. Die Schmeicheley kann mir hier keine Lobſprüche eingeben. Das Verlangen, ſeine Gewogenheit zu gewinnen, kann nicht mehr meine Feder führen. Nur die Wahrheit allein ſoll mir ihn ſchildern helfen. Ein jeder andrer Bewegungsgrund iſt mit meinem Held ins Grab gegangen.

August Wilhelm, der dritte Sohn Friedrich Wilhelms, Königs von Preußen, und Sophien Dorotheen, einer Prinzeßinn aus England, iſt zu Berlin den 9. Aug. 1722 gebohren. Da der erſtgebohrne Sohn des Königs beynahe noch in der Wiege geſtorben war, wurde der große Prinz, welcher itzo mit ſo vielem Ruhme regieret, vermöge ſeiner Geburt zum Range des Kronprinzen erhoben, und Auguſt Wilhelm that einen Schritt, welcher ihn ganz nahe zum Throne brachte.

Ob er gleich im Purpur gebohren war, ſo hat ſeine hohe Geburt doch nicht ſein Herz verdorben. Die ſtrengen Sitten des verſtorbenen Königs, ſeines Vaters, entfernten vom Hofe und von der königlichen Familie die betrügliche Pracht, welche die Augen blendet, und die Seele eines jungen Prinzen betäubt. Die kriechende Schmeicheley unterſtund ſich nicht, ſich den Kindern des Monarchens zu nähern, und ihnen den Gift ihres Weihrauchs mit gebeugten Knien anzubieten. Vielleicht trieb dieſer ganz kriegeriſche König, dieſe ſonſt verehrungswürdige Einfalt bey der Erziehung ſeiner durchlauchtigen Familie zu weit. Vielleicht war Prinz Wilhelm des unſchätzbaren Glücks beraubt, vortreffliche Hofmeiſter zu haben. Vielleicht hatte er das lebendige Bild von ſeinen bloß kriegeriſchen Unterweiſungen allzu ſehr unter den Augen. Vielleicht flößte man ihm für die Erlangung derjenigen Annehmlichkeiten und Verdienſte, ohne welche der berühmteſte Held nie ein wahrer großer Mann geweſen iſt, einen Ekel ein. Man ſagt von Leibnitzen, daß er alles das geworden wäre, was er hätte werden wollen. Aber Prinz Wilhelm war bereits alles dasjenige bey ſeiner Geburt, was Leibnitz mit der Zeit geworden war. Mit dem erſten Hauch ſeines Lebens erhielt ſeine

Seele den Saamen zu allen Verdienſten; aber er keimte daſelbſt nicht eher, als nach dem Tode des verſtorbnen Königs. Der Prinz Wilhelm ſah alsdenn einen geliebten Bruder, einen philoſophiſchen Held, einen von den Muſen erzognen, und ſie wieder verehrenden Monarchen auf dem Thron. Dieſes war genug, ihn zu der edelſten Nacheiferung anzureizen. Das Verlangen, ſich zu unterrichten, wurde ſeine Leidenſchaft. Eine lebhafte Einbildungskraft, der richtigſte Verſtand, ein Wille, welcher in allen Stücken zum Guten geneigt war, ein beſtändiges aufgeräumtes und ſelbſt zum Scherz geneigtes Weſen, ein Gedächtniß, wovon man wenige Beyſpiele hat, waren die weſentlichen Vorzüge ſeiner ſchönen Seele. Bey einer ſo glücklichen Anlage mußte er nothwendig auf das geſchwindeſte zunehmen. In wenig Jahren erwarb er ſich eine allgemeine Kenntniß, daß es nur an ihm lag, wenn er allgemeine Sätze behaupten wollte. Seine Neugierigkeit erſtreckte ſich bis auf die nützlichen Künſte, und man hätte den Lobſpruch auf ihn anwenden können, welchen die heilige Schrift dem Salomo giebt, wenn ſie ſagt: daß er alle Dinge, von dem Cedernbaum an bis auf den Iſopſtrauch kenne. Die Ausübung der ſchönen Künſte machte ſeinen

Zeit-

Zeitvertreib aus. Er führte mit eben der Feinheit den Pinſel des Apelles, als er die Leyer des Orpheus ſpielte. Die Baßvioline war ſein Leib-Inſtrument. Seine Hand entwarf die Riſſe zu ſeinen Paläſten und zu ſeinen Gärten. Er liebte die Komödie, und ſpielte ſelbſt die größten komiſchen Rollen mit einer Kunſt und Ungezwungenheit, daß er ſich jedermanns Beyfall erwarb. Seine Züge waren ſo ſchön, als regelmäßig. Die Güte ſeines Charakters ſchien durch die Hände der Gratien in ſeinen Geſichtszügen ausgedrückt zu ſeyn. Seine Leibesgeſtalt, welche über der mittelmäßigen war, machte die Schönheit ſeiner ganzen Bildung vollkommen. Sein Herz war empfindlich gebohren. Dieſes Wort begreift mehr als einen Lobſpruch in ſich. Schöne Augen, noch mehr aber geiſtreiche Augen hatten auf ihn ein erlangtes Recht, allein, er war im Stande, ſeine Liebe der Freundſchaft aufzuopfern. Niemals iſt ein Prinz, niemals ein Menſch hierinnen getreuer geweſen. Sie war gemeiniglich die Folge ſeiner ſorgfältigen Aufmerkſamkeit, und der Preis ſeiner Hochachtung. Weder Zeit noch Abweſenheit konnten ſelbige verändern, und wenn ich nicht befürchtete, es möchte ein Theil der Lobeserhebungen, die ich ihm gebe, auf mich zurück fallen, ſo

würde ich ſagen, daß er mir die Ehre gegeben hat, an mich die ſinnreichſten, ſcherzhafteſten und zärtlichſten Briefe bis an das Ende ſeines Lebens zu ſchreiben. Er war ſtets prächtig, oft freygebig, niemals aber verſchwenderiſch. Seine Meublen, ſeine Livreen, ſeine Tafel, ſeine Gaſtereyen und ſeine Vergnügungen kamen allezeit mit ſeinem prächtigen Weſen überein. Das Heldenblut floß in ſeinen Adern; ſeine Tapferkeit war nicht nur natürlich, ſondern ſie wurde auch von Ueberlegung geleitet. Er liebte den Krieg, und erlernte ſolchen nach den Regeln der Kunſt. In Friedenszeiten führte er mit dem Prinz Heinrich, ſeinem Bruder, im buchſtäblichen Verſtande einen Federkrieg. Dieſe zween Helden ſetzten einen Friedensbruch zwiſchen Preußen und ſeinen Nachbarn voraus. Ein jeder ſtund auf dem Papier und auf den Landcharten, den Armeen und denen Verrichtungen einer der kriegeriſchen Parteyen vor. Ein jeder ließ bey dieſem Briefwechſel, ſein Genie, ſeine Gaben und ſeine Klugheit ſehen. Die Prinzen ſchrieben einander wöchentlich zween Briefe, worinnen ſie einander die Bewegungen zu wiſſen thaten, die ein jeder zu machen für gut befunden hatte. Sie enthielten zugleich die Plans von den Märſchen, den Feldlägern, den Belagerungen und andern

dern dergleichen Kriegsgeſchäfften, und hätten verdient, daß ſie zum Beyſpiel und Unterricht der künftigen Generale mit goldnen Buchſtaben aufgeſchrieben worden wären.

Kurz vor ſeiner Heyrath legte ihm der König, der ſich ohne Nachkommen ſah, den Titel des Prinzen von Preußen bey, und in der That ſchien er zur Regierung gebohren zu ſeyn. Er hatte mehr Fähigkeit zu befehlen, als Neigung zu gehorchen. Er verehrte ſeine Durchlauchtigen Aeltern, liebte ſeine Brüder und Schweſtern, und betete in geheim ſeine Kinder an. Eine Art von falſcher Schaam ließ ihn einen Theil ſeiner Zärtlichkeit für die letztern verbergen. Sein Eifer für den Staat und ſeine Liebe für das preußiſche Volk war ausnehmend. Ich darf beynahe in ein ſo glänzendes Bild keinen Schatten anbringen, und anmerken, daß er für den Adel und für den Officierſtand zu ſehr eingenommen wär, und hingegen gar zu wenig für die weſentlichen Verdienſte, wenn ſie dieſer zufälligen Vortheile beraubet waren.

Seine erſte Anrede war kaltſinnig, ſein Umgang aber ſehr geiſtreich, ſehr lebhaft und ſtets beluſtigend. Ich berufe mich auf das Zeugniß des beſten Richters, des ſchönſten Geiſtes und des berühmteſten Poeten Frankreichs,

reichs, welcher zu mir mehr als einmal geſagt hat: Niemals hat mir ein Menſch artigere Dinge geſagt, noch verfänglichere Fragen vorgelegt, als der Prinz von Preuſſen. Allein, Madam, wollen Sie ein noch weit gröſſres Zeugniß haben, ſo leſen Sie die Zueignungsſchrift der Denkwürdigkeiten von Brandenburg. Friedrich ſetzt darinnen ſeinem durchlauchtigen Bruder eine unſterbliche Krone auf, und die Blumen, wovon er ſelbige macht, ſind keine gekünſtelten, ſondern alle nach der bloßen Natur gebrochen. Dahero, Madam, nachdem ich Ihnen dieſes koſtbare Denkmaal von dem Ruhme des Prinzen, und von dem vortrefflichen Herzen des Königs für Augen gelegt habe, ſo iſt es mir nicht mehr erlaubt, auch nur den allergeringſten Zug, welcher zu ſeinem Ruhm etwas beytragen könnte, beyzufügen. Alles iſt in dieſem ſchönen Ausdrucke des Monarchen enthalten. Wie glücklich bin ich, mein lieber Bruder, ſo viele Tugenden in dem nächſten und liebſten meiner Anverwandten zu erblicken!

Ich ſchließe dahero, und verſichre Ihnen meiner größten Ergebenheit ꝛc.

Nachſchrift.

Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, Madam, daß dieſer verehrungswürdige Prinz

drey

drey Wochen vor ſeinem Tode an mich ein Einladungsſchreiben geſchrieben hat, auf einige Zeit zu ihm nach Oranienburg zu kommen; daß ich ganz und gar nichts von ſeiner gefährlichen Krankheit gewußt habe, und daß ich mich in einer ſehr zahlreichen Geſellſchaft auf dem ſchönen Landgute Versbeck befunden, als der Kammerdiener von dem Edelmanne dieſes Orts mir die grauſamen Zeitungen brachte, welche den Tod meines durchlauchtigen Beſchützers ankündigten, wobey er ohne Umſchweif und Vorſicht zu mir ſagte: Ach! der Prinz von Preußen hat dieſe Welt verlaſſen! Ich gedachte den Augenblick zu ſterben, und konnte mich mit vieler Mühe kaum erholen, allein, meine Betrübniß wird ewig dauern.

Sechs und neunzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Braunſchweig.

Hamburg, den 20. Dec. 1759.

Ungeachtet aller meiner Widerſtrebung und der Empörung meiner Eigenliebe habe ich es endlich gewagt, meine Einleitung in die Staatskunſt denen Augen der Welt vorzulegen. Herr Goſſe, der jüngere, des Prinzen von Oranien Hofbuchführer, hat ſolche ſehr ſchön aufgelegt. Es iſt der redlichſte und artigſte Mann, den ich kenne. Er hat weder Mühe noch Unkoſten geſparet, alle meine Wünſche zu erfüllen, und ſolche auf das geſchwindeſte zu befriedigen. Unterdeſſen habe ich ihm wohl zwanzig mal ſchreiben wollen: Ach! Herr Goſſe, drucken Sie mich nicht! Für einen beſcheidenen Schriftſteller iſt die Bekanntmachung ſeines Werks eine erſchreckliche Sache. Es ſcheint, als ob er ſeine Seele den Augen der ganzen Welt bloß zeige, und daß nunmehro die elendeſten Leſer ein Recht erlanget haben, alle ſeine

Feh-

Fehler auf das genauſte aufzuſuchen, und ihn darüber zu Rede zu ſetzen. So lange man noch Herr von ſeinem Manuſcript iſt, ſo iſt man voller Wuth; wie demüthig, wie furchtſam hingegen an dem Tage, an welchem der Buchführer das Buch zum Verkauf auslegt. Ich vor meine Perſon bin es mehr als ein andrer geweſen, weil ich ſo wohl mit der Materie ſelbſt, als auch mit der Sprache zu kämpfen hatte, in welcher ich zu ſchreiben mir vorgeſetzt. Ich habe mir aber, mißtrauiſch auf meine Kräfte, auf die Nachſicht der Welt große Rechnung gemacht. Die Gründe, welche mich bewogen haben, dieſes Werk zu unternehmen, der Nutzen und die Neuigkeit des Gegenſtandes, ſollten mich von meinen billigen und einſichtsvollen Leſern allerdings eine geneigte Aufnahme hoffen laſſen. Nur dieſen allein beſtrebe ich mich zu gefallen, und verachte hingegen den Tadel dererjenigen Kunſtrichter von Gewerbe, welche von ihrer Handthierung leben müſſen. Ich habe mich auch nicht betrogen. Nicht nur die Zeitungen und die Journale haben meiner Einleitung mit Lob erwähnet, ſondern auch der größte Theil der regierenden Fürſten in Europa, an welche ich ein Exemplar von dieſem Buche geſchickt habe, um an denen Höfen das Andenken eines Mannes, welcher

drey

drey Jahr lang in einem Winkel verborgen gelebet hat, wieder zu erneuern, haben mich mit einer überaus ſchmeichelhaften Antwort zu beehren geruhet. Ich habe davon eine Sammlung gemacht, welche noch meinen Nachkommen koſtbar ſeyn wird. Die freygebigſten unter dieſen Prinzen haben zu ihren Briefen zugleich auch wahre Merkmaale ihres Beyfalls hinzugefüget. Ob mich gleich die Vorſehung itzo die Laſt des Krieges, und die Wirkungen der Unglücksfälle, mit welchen ich überhäuft worden, empfinden läßt; ſo hat mich doch ihre Güte in einen ſolchen Zuſtand geſetzt, daß ich dieſe Arten von Wohlthaten, als Denkmäler von der Größe der Seele der Fürſten, welche im XVIII. Jahrhunderte regieren, und als koſtbare Merkmaale ihrer Hochachtung vor die Werke dererjenigen, welche die Sphäre nützlicher Erkenntniſſe zu erweitern ſuchen, zu erhalten fähig bin.

Ich glaube, mein lieber Bruder, daß Sie nicht verdrüßlich ſeyn werden, wenn Sie einige von denen Briefen, die ich bey dieſer Gelegenheit geſchrieben, und von denen liebreichen und gnädigen Antworten, die ich darauf erhalten habe, zu leſen bekommen. Ich ſchicke Ihnen hier die Abſchriften davon mit, und ſchmeichle mir, daß Sie

das Exemplar, welches ich vor kurzer Zeit in einem bloßen Einſchlage überſchickt, weil ich gleich damals wegen allzu vieler Beſchäfftigungen nicht ſchreiben konnte, richtig werden erhalten haben. Sagen Sie mir, ich bitte Sie darum innſtändigſt über alles dieſes, mit derjenigen Freymüthigkeit, welche ſtets mit der Freundſchaft, die ſich zugleich auf die Blutsfreundſchaft gründet, verbunden seyn muß, Ihre Meynung; antworten Sie mir ja bald, und halten Sie Sich meiner ganzen Zärtlichkeit verſichert.

Sie-

Sieben und neunzigſter Brief.

Geſchrieben

an Se. Majeſt. den König von Pohlen, Herzogen von Lothringen und Bar.

Sire!

Ein Prinz, welcher durch die Stimmen eines frey wählenden Volks zum Throne gerufen worden, deſſen Blut einer der anſehnlichſten Nationen in Europa ſo koſtbar geſchienen, daß ſie ein Verlangen getragen hat, ſolches mit dem Blute des Hauſes Bourbon vermiſcht zu ſehen, damit aus ſelbigen ihre Könige gebohren werden möchten; ein Prinz endlich, der, nachdem er den glorreichſten und merkwürdigſten Lauf in der Geſchichte vollendet, in einem hohen Alter alle Wohlthaten der Vorſehung genießt, ſeine Unterthanen mit dem Zepter des Titus regieret, die Wiſſenſchaften unterſtützt, die Künſte, den Fleiß und die Naturgaben ermuntert, und der Nachkommenſchaft die ſchönſten Denkmäler einer ſo weiſen, als be-

beglückten Regierung hinterläßt; einen ſolchen Monarchen kann man nicht anders als den mächtigſten Beſchützer der Gelehrten, und als den wahren Richter derjenigen Werke betrachten, welche von der großen Kunſt zu regieren handeln. Von dieſer Wahrheit durchdrungen, erkühne ich mich ſelbſt in dem Winkel meines einſamen Aufenthalts, die Einleitung in die Staatskunſt, deren erſten Entwurf ich ehedem zum Unterricht eines jungen Prinzen, der meiner Aufſicht anvertraut war, gemacht habe, und welche ich itzo der Welt in einer ſyſtematiſchen und regelmäßigern Form darbiete, für Ew. Maj. Füßen niederzulegen. Ich wollte wünſchen, daß das Opfer, welches ich Ew. Maj. hier überreiche, wirklich verdiente, Deroſelben dargebracht zu werden; allein, eine ſo erhabne, eine ſo großmüthige Seele, als Deroſelbige iſt, nimmt jederzeit nach dem göttlichen Beyſpiele die allergeringſten Gaben huldreich und gnädig auf. Die Mühe, ſo ich mir in dieſem Werke gebe, die Staatskunſt von den ſchändlichen Irrthümern des Machiavells zu reinigen, und ihre Grundſätze auf die Rechtſchaffenheit zu gründen; die Tugend und die Vernunft machen das einzige Verdienſt davon aus, und können die Verwegenheit, welche ich habe, Ew. Maj. dieſen

Zoll

Zoll meiner Bewunderung und meines tiefen Reſpekts darzubringen, noch entſchuldigen. Ich füge die brünſtigſten Wünſche für die Dauer Dero koſtbaren Tage hinzu, und halte es für den größten Ruhm, mit der tiefſten Unterthänigkeit zu ſeyn,

Sire ꝛc.

Antwort des Königs Stanislaus von Pohlen.

Lüneville, den 17. Apr. 1760.

Mein Herr! Ich habe ihr Werk mit deſto „größerm Vergnügen erhalten, da es „mir von ihrer Geſchicklichkeit und „von den weiſen Abſichten, welche ſie ſolches „zu unternehmen bewogen haben, einen ſehr „hohen Begriff beybringt. Ich zweifle nicht, „daß, da ſie von der Staatskunſt ſchreiben, „ſie, wie in einem Brennpunkt alle diejenigen „Erkenntniſſe wieder geſammlet haben, welche „dieſelbe ſicherer für die Fürſten, und un„ſchädlicher für die Unterthanen machen kön„nen;

„nen; daß ſie dieſe falſche Liebe zum Ruhm, „welche bloß zum Unterdrücken und zum Verderben abzielet, mit Nachdruck werden beſtritten und gezeigt haben, daß die Welt „in Ruhe zu ſetzen, ſie auf gewiſſe Art vergrößern heiße. Ich erſehe aus ihrem Briefe, „daß dieſes der Endzweck ihres Buches iſt, „welches ich nicht eher als vor zween Tagen „erhalten habe. Ich will ſogleich deſſen „Durchleſung vornehmen, der Eifer, welchen „ich dazu habe, iſt mir eine Art von Prophezeihung von der Genugthuung, welche es mir „verſchaffen wird. Ich bin in der That,

mein Herr,

Ihr ſehr gewogner Freund,

Stanislaus, König.

Dem Hrn. Baron von Bielfeld zu Hamburg.

Antwort Jhro Churfürſtlichen Durchlaucht von Cölln.

Man kann nicht empfindlicher gerührt „ſeyn, als ich es bin, mein Herr, „über die Achtung, die Sie für „mich gehabt haben, mir ihr Werk zu über„ſchicken, und über alle das Verbindliche, „das ſie mir in dem Briefe ſagen, der es „begleitet. Sie können verſichert ſeyn, daß „ich nichts ſo ſehr wünſche, als ihnen die „beſondre Achtung in der That zu erkennen „zu geben, mit welcher ich bin,

mein Herr,

Bonn, den 25. März, 1760.

Ihr gewogner Freund,

Clemenz Auguſt, Churfürſt.

Ant-

Antwort
Ihro Churfürſtl. Durchlaucht
von Bayern.

München, den 15. März, 1760.

Es iſt ſchon einige Zeit, Herr Baron, „daß man mir das Exemplar, wel„ches ſie mir von ihrer Einleitung in „die Staatskunſt überſchickt haben, nebſt „dem beygelegten Briefe vom verwichnen „4. October übergeben hat; ſo wohl das eine „als das andre iſt mir ſehr angenehm gewe„ſen, und ich muß ihnen dafür verbunden „ſeyn, daß ſie mir ein Werk bekannt gemacht „haben, welches eben ſo wohl wichtige als „lehrreiche Materien in ſich enthält, und „deſſen Durchleſung höchſt nützlich ſeyn muß; „das, was ich bereits ſchon aus ſelbigen weis, „giebt mir von der Geſchicklichkeit ſeines „Verfaſſers einen ſehr hohen Begriff, und „ich werde die Zeit gar nicht für verlohren „achten, die ich darzu anwenden werde, mich „damit zu beſchäfftigen. Ich füge hier ein „kleines Merkmaal meiner Erkenntlichkeit „bey, und verſichre ſie, Herr Baron, daß ich „eine wahre Achtung für ſie hege.

Max. Joſ. Churfürſt.

Antwort
Ihro Churfürſtl. Durchlaucht
von der Pfalz.

Mannheim, den 7. Jun. 1760.

Ich bin ihnen, Herr Baron, für das „Geſchenk, welches ſie mir mit ihrer „Einleitung in die Staatskunſt gemacht haben, ſehr verbunden, und ich werde „dieſes Werk als eine Frucht ihres Verſtan„des, welche den Beyfall der Welt, der ſie „ſolche gewidmet haben, verdient, jederzeit „hochhalten. Ich bin mit vieler Achtung,

Herr Baron,

Ihr gewogner Freund.

Dem Hrn. Baron von Bielfeld.

Brief
des Herrn von Voltaire,
bey eben dieſer Gelegenheit.

Ich glaube, mein Herr, daß mich Ihr „Brief geſund gemacht hat, denn „das Vergnügen iſt ein allgemeines „Hülfsmittel. Und ich habe ein ſehr lebhaf- „tes Vergnügen empfunden, da ich ſah, daß „Sie ſich meiner noch erinnern. Ich denke „weiter an nichts mehr, als mir die Zeit zu „verkürzen, und meinen Lauf vergnügt zu „vollenden; allein, an denen ernſthaften „Werken, die Sie herausgeben, nehme ich „ſehr großen Antheil. Ich erwarte dasjenige, „ſo Sie mir ankündigen, mit Ungeduld. „Lernen Sie denen Fürſten, gerecht zu ſeyn. „Es iſt jederzeit für diejenigen ein Troſt, welche „durch ihren Hochmuth, ihren Eigenſinn, „ihre Ungerechtigkeiten und ihre Laſter haben „leiden müſſen. Die Menſchen hören gern „vom Völkerrecht reden. Es ſind Kranke, „zu welchen man von einer Univerſalmedicin „redet. Haben Sie nicht auch ein Wörtchen

„von der Freyheit geſagt? ich bilde mir ein,
„Sie werden ſolche in Hamburg nach Wunſch
„genießen, ich vor meine Perſon genieße
„ſie, und ich bin ſeit 6 Jahren ganz trunken
„von ihrem Genuſſe, indem ich ſo glücklich
„bin, und an den franzöſiſchen Gränzen Frey-
„güter beſitze, und mich in einer gänzlichen
„Unabhängigkeit befinde. Einnern Sie ſich
„noch der Zeit, als es Ihnen nicht erlaubt
„war, auf Ihre Güter zu reiſen? Dieſes war
„allerdings wider das Völkerrecht.

„Ich wünſche Ihrem Deutſchlande den
„Frieden; allein, meine Seele beſitzt keine ſo
„erhabne Einſicht, daß ich die Zeit weißagen
„könnte, wo alles dies Schreckliche aufhören
„wird. Das Geheimniß, die Zukunft vor-
„herzuſehen, iſt mit dem beſcheidenen Präſi-
„denten verlohren gegangen. Ich umarme
„Sie von ganzem Herzen ohne alle Weitläuf-
„tigkeiten; unter Philoſophen dürfen gar
„keine ſtatt finden. Es iſt genug, wenn
„man nur unter ſeinen Brief das Datum
„ſetzt, und ſeinen Namen mit dem erſten
„Buchſtaben unterzeichnet, den 20. Jun.

V.

„Ihr Brief vom Monat Febr. iſt mir eben
„nicht von ſolchen Leuten überbracht worden,
„welche eilfertig ſind, ſich ihrer aufgetragnen
„Geſchäffte zu entledigen.

Brief

Brief des Herrn Grafen von Schouwalow.

Petersburg, den 27. Horn. 1761.

Mein Herr!

Ich bin niemals auf eine ſo angenehme „Art in Verwunderung geſetzt worden, „als da ich den Brief erhielt, womit „Sie mich beehrt haben. Ich machte mich „bereits gefaßt, Ihnen, vor meine eigne Per„ſon, für ein Werk, das uns ſo wohl unter„richtet, als auch Ihnen ſelbſt durchgängig „Ehre macht, meine Erkenntlichkeit zu bezei„gen. Ich habe es, mein Herr, mit der „größten Hochachtung für Dero Einſicht, „und mit aller Aufmerkſamkeit, die man „nöthig hat, wenn man Nutzen daraus ſchö„pfen will, geleſen, und durchlas es aufs „neue, als ich das Exemplar erhielt, das Sie „mir ſchickten, und welches ich als ein koſt„bares Merkmaal Ihrer guten Meynung, „die Sie von mir hegen, aufbehalte. Ich „glaube, daß ich meinem Vaterlande einen

„weſentlichen Dienſt gethan habe, daß ich „Ihre Einleitung in meine Sprache überſetzt, „und ich werde in kurzen das Vergnügen „haben, den erſten Theil aus der Preſſe kom„men zu ſehen; ich werde mir das größte „Vergnügen daraus machen, Ihnen davon „ein Exemplar zu überſenden; Erlauben Sie „mir, mein Herr, an Sie zu ſchreiben, und „beehren Sie mich mit Ihren Befehlen. Ich „werde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie mir „ſelbſt Gelegenheit an die Hand geben wollen, „Ihnen von der beſondern Hochachtung, die „ich für Dero Verdienſte hege, und von der „Ergebenheit zu überzeugen, mit welcher „ich bin,

mein Herr,

Dero

ganz gehorſamſter Diener,
J. Schouwalow.

Acht

Acht und neunzigſter Brief.

(Ein Fragment)

An den Herrn von M**

zu B**.

Hamburg, den 6. Jun. 1760.

Nein, mein Herr, ich habe nicht die Ehre, von allen den Akademien ein Mitglied zu ſeyn, von welchen Sie vorausſetzen, daß ich es ſey. In der berliniſchen habe ich ſeit ihrer Erneuerung eine Stelle, und die königlichen Geſellſchaften zu Königsberg in Preußen und zu Greifswalde in Schwediſch-Pommern haben mir die Ehre angethan, mich ſeit einigen Jahren unter ihre auswärtigen Mitglieder aufzunehmen. Ich habe alſo weiter keinen akademiſchen Titel, nnd ich bitte Sie zugleich, alle die andern Titel, die ich an dem berliniſchen Hofe habe führen können, in der Zueignungsſchrift ihres Werks, die Sie an mich richten wollen, gänzlich wegzulaſſen. Richten Sie ſich nur nach der ſchönen einfachen Sinnſchrift, die Sie unter meinem in Kupfer geſtochnen Bildniſſe finden. Ich ſuche gar nicht mit ſtolzen Titeln

zu prangen, und meine Wünſche würden erfüllet ſeyn, wenn ich durch irgend ein wahres Verdienſt, denen Titeln werde Ehre machen können, die ich von einem großen Monarchen erhalten habe, von welchem viele Geſchenke Lobeserhebungen ſind. In Berlin hatte ich ein ganzes halbes Dutzend Aemter, deren bloße Benennung die Aufſchriften dererjenigen Briefe erfüllte, welche meine Landsleute, als Freunde vom Gepränge, an mich ſchrieben, und wenn meine Dienſte meinem Herrn jemals nützlich ſeyn können, ſo werde ich mir eine Ehre daraus machen, den Titel von derjenigen Bedienung zu führen, worzu mich ſeine Gütigkeit wirklich beſtimmen wird. Uebrigens kommt mir ein Titel, wie ein Sackzettel vor; allein, Sie wiſſen mehr als zu wohl, mein Herr, daß der Zettel eines leeren Sacks nicht viel wichtiges in ſich enthält.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Neun

Neun und neunzigſter Brief.

An den Herrn Grafen von ***

zu Koppenhagen.

Hamburg, den 20. Oct. 1760.

Würdiger Freund!

Wären die Menſchen als Tiger geboren, beruhte ihre Erhaltung auf mörderiſchen Verrichtungen, und wären ſie verbunden, entweder zu ihrer Bedürfniß oder ihrem gemeinſchaftlichen Glücke einander todt zu ſchlagen, und zu verderben, ſo würde ich in der That in denen kriegeriſchen Künſten eine große Verdienſtlichkeit finden, und ein Held würde in meinen Augen ein ſehr vernünftiges Weſen ſeyn. Allein, da die göttliche Vorſehung das ganze menſchliche Geſchlecht mit allen demjenigen verſorgt, was zur Unterhaltung, Bekleidung und Wohnung eines jeden Menſchen nothwendig iſt, da die Vernunft, das natürliche Recht, und die errichteten Geſetze verſchiedner Nationen, einem jeden einzelnen Mitgliede der Geſellſchaft ſeinen Antheil von dieſen Gütern zugeſtehet; da

im

im buchſtäblichen Verſtande niemand vor Hunger oder Armuth in der Welt ſtirbt; da der Ueberfluß an den Bedürfniſſen des Lebens von der wechſelſeitigen Hülfe der Menſchen und von der Ruhe des Friedens abhängt, ſo ſcheint es mir wünſchenswerth zu ſeyn, daß dieſer Friede dauerhaft, der Krieg nicht einmal dem Namen nach bekannt und der Kriegsſtaat von der Erde verbannt ſeyn möchte. Jemehr ich hierüber ernſthaft nachdenke, deſto weniger finde ich, daß natürliche Neigungen oder die erlangte Geſchicklichkeit, unſers gleichen zu tödten oder zu verderben, achtungswürdige Eigenſchaften ſeyn ſollten, und daß alles das, was die menſchliche Thorheit mit dem ſchönen Namen der Tapferkeit und des Heldenmuths beleget, auch nur den geringſten Ruhm und Ehre verdiene.

Es iſt eine Art von Betrügerey, eine blaue Dunſt, welche die Großen den Kleinern vormachen, um ſich ihrer zu Werkzeugen ihrer Leidenſchaften, und vornehmlich ihres Ehrgeizes zu bedienen, welcher in den Augen des Weiſen ein neues Hirngeſpinnſt iſt. Unglücklicher Weiſe berücken und fangen ſie in dieſer Schlinge die vernünftigſten Leute.

Da aber, nach dem Zeugniſſe der ganzen Welt, der Krieg ein Uebel iſt, ſo dünkt mich, daß es vernünftig wäre, dieſes Uebel zu verrin-

ringern, und ſeine Wirkungen dem ganzen menſchlichen Geſchlechte überhaupt ſo wenig als möglich ſchädlich zu machen. Hierinne würde die wahre Menſchlichkeit, und folglich der Grund der wahren Ehre beſtehen. Welcher Anblick iſt in der That erſchrecklicher, als der Anblick einer Gegend, die durch den Krieg verheeret worden! wo man nichts als Schwerd, Flamme, Furcht, Verzweiflung, Untröſtlichkeit und den Tod erblickt. Welches Schauſpiel hingegen iſt angenehmer, als der Anblick eines Landes, worinnen der Friede wohnet, worinnen ein jeder Bürger die Früchte ſeiner Arbeit genießt, worinnen alle natürliche Geſchicklichkeit der Menſchen in ſteter Beſchäfftigung iſt, und immer noch ermuntert wird, worinnen die Künſte, die Wiſſenſchaften und die Handlung blühen, worinnen die Reize des geſellſchaftlichen Lebens, die Ruhe und die unſchuldigen Vergnügungen herrſchen.

Diejenigen Ueberwinder, welche die Wirkungen des Kriegs andern, als denen empfinden laſſen, welche ihre gewaffnete Arme wider ſie aufheben, diejenigen Generale, welche ihre ſchwere Hand auf den Ackersmann, auf den Kaufmann, auf den Bürger und auf den Edelmann, der auf dem Lande ruhig lebt, fallen laſſen, dieſe Krieger ſcheinen mir eben nicht heldenmäßig zu handeln, und es würde

nicht

nicht ſchwer fallen, ihnen zu beweiſen, daß ſie ſich auf ihren Vortheil ſehr ſchlecht verſtehen, indem ſie ſich um alle Früchte ihrer Siege bringen, von welchen der Ruhm nicht einer der geringſten iſt.

Das größte Unglück des Krieges iſt, wenn die ſeltenſten und koſtbarſten Denkmäler der Wiſſenſchaft und der ſchönen Künſte, worinnen das Alterthum ſich hervor gethan hat, der Wuth des ausgelaſſenen Soldatens überlaſſen ſind. Dieſer Schaden iſt unerſetzlich. Dieſes iſt ein ewiger Verluſt für das ganze menſchliche Geſchlecht, und die Nachkommenſchaft kann es denen Anführern der Armeen, welche Ausſchweifungen von dieſer Art entweder ſelbſt begangen oder zugelaſſen haben, nicht verzeihen. Die ſinnloſen Ausdrücke, Kriegsmanier und Wiedervergeltungsrecht, ſelbſt kann man hier nicht anwenden. Man zerſtöre immerhin alles, was einen Feind furchtbar machen, alles, was Müh und Fleiß wieder erſetzen kann; allein, Gegenſtände, welche nichts zum Reichthum oder zur Macht eines Landes beytragen, heilige Pfänder, welche die Vorfahren, ſo zu ſagen, einem jeden Menſchenalter übergeben haben, um ſie den künftigen Jahrhunderten wiederum getreulich zu überliefern, dergleichen Denkmäler einer kleinen Feindſeligkeit aufzuopfern, dieſes iſt eine

ſolche Barbarey, die einen jeden denkenden Menſchen aufbringen muß.

Wenn die Gothen und Vandalen weiter nichts als Eroberer geweſen wären, ſo würden wir unrecht handeln, wenn wir ſie itzo mit Verachtung anſehen, und ihr Andenken verabſcheuen wollten; allein, ſie verheerten alles das, was nur Griechenland und Italien vollkommnes, in der Baukunſt, in der Bildhauerkunſt, in der Malerey und Steinſchneiden hervorgebracht hatte. Eben dieſes macht, daß wir ſie jederzeit für Barbaren halten müſſen.

Der verſtorbne Cardinal von Polignac hatte mit vielen Koſten eine prächtige Sammlung von Statüen, Bruſtſtücken, halberhobner Arbeit, Tafeln von koſtbaren Steinen und andre Alterthümer, welche der Wut der Gothen entgangen waren, zuſammengebracht. Diejenigen, welche man verſtümmelt fand, und an welchen vornehmlich die Naſe abgeſtoßen waren, wurden durch die Hand des Bernini und der Pugets wiederum ausgebeſſert. Nach dem Tode Sr. Eminenz erhielt der König von Preußen dieſes prächtige Kabinet. Die Familie des Licomedes, Achilles in eine Frau verkleidet, und welcher ſich vermöge dieſer Verkleidung unter die Töchter des Königs begiebt, die Göttinn des Glücks, liegend und

mit

mit dem Knochenſpiel der Kinder beſchäfftigt, ein ſchlafender Morpheus und eine Menge andrer vollkommnen Statüen, ein unvergleichliches Bruſtſtück vom Cäſar, ein andres vom Domitian, alle dieſe Stücke waren die Bewunderung der Kenner und das Glück der Künſtler.

Aber, ach! dieſes prächtige Kabinet iſt nicht mehr. Es iſt am verwichnen 10. Oct. bey der Plünderung Charlottenburgs untergegangen. Ein unglücklicher Tag für die ſchönen Künſte und für die Menſchlichkeit. Ich wende meine Augen von einem ſo beweinenswürdigen Vorfall. Die Feder fällt mir aus meiner Hand, und ich bin nicht im Stande, Ihnen weiter etwas davon zu ſagen. Leben Sie wohl, mein Herr.

Hun-

Hunderter Brief.

An meine Söhne Heinrich und Ferdinand (*).

Meine lieben Kinder!

Die Hofluft, die ich ſeit zwanzig Jahren geathmet habe, hat mein Herz niemals ſo verdorben, daß es gegen meine Freunde und Anverwandte kaltſinnig geworden wäre, und ich habe jederzeit mit ihnen einen ganz ordentlichen Briefwechſel unterhalten. Aber von dem Augenblick an, da ein großer Monarch mich an ſich zu ziehen geruhet hat, habe ich ihm die gewiſſenhafteſte Treue gewidmet, und mich enthalten, in dieſe Briefe ein einziges Wort von demjenigen einfließen zu laſſen, was man politiſche Neu-

(*) Dieſer Brief iſt uns von dem Herrn Geheimden Rath von Bielfeld durch einen unſrer Freunde in L. mitgetheilet worden, und iſt in der franzöſiſchen Ausgabe nicht befindlich.

Neuigkeiten oder Staatsſachen nennt. Damit unterdeſſen dieſer vertrauliche Briefwechſel nicht zu trocken und unfruchtbar werden möchte, habe ich darinnen manchmal von den ſinnreichen Vergnügungen, welche der König ſeinen Hofleuten gemacht hat, von den Feſten, die er gegeben, von den Gebäuden, mit welchen er ſeine Staaten ausgezieret, und von allen denen von ihm aufgeführten Denkmälern ſeiner Größe geredet. Einige andre von dieſen Briefen haben von den Künſten und Wiſſenſchaften gehandelt, noch andre ſind entweder der Freundſchaft oder der Zärtlichkeit geheiligt geweſen, andre endlich haben Anmerkungen über meine Reiſen enthalten. Die Zahl davon hat ſich in einem Zeitraum von zwey und zwanzig Jahren beträchtlich vermehrt, und die zu große Ruhe, die ich wirklich in Hamburg genieße, hat mich verführt, dieſe Briefe durchzuſehen, ſie auszuſuchen, und eine Sammlung von denjenigen zu machen, welche euch künftig angenehm ſeyn können, indem ſie euch entweder von den vornehmſten Begebenheiten meines Lebens unterrichten, oder euch einige unſchuldige Anecdoten über einen der berühmteſten, der geiſtreichſten und artigſten Höfe verſchaffen, welchen man ſeit langer Zeit in Europa geſehen hat.

Ich

Ich ſuche hierbey weiter nichts, meine lieben Söhne, als euch zu beluſtigen, indem ich eine Neugierde befriedige, welche euch natürlich ſeyn muß, und die ich nicht anders als billigen kann. Aber wer weis, ob euch die Durchleſung derſelben nicht verdrießlich ſeyn wird? Die kleinen Geſchichten, welche ich erzählet habe, haben mich eingenommen, haben mir merkwürdig geſchienen, weil ſie unter meinen Augen geſchehen, und in das Gewebe meines Lebens eingeflochten ſind; aber wird dasjenige, was ich wirklich habe thun ſehen, nicht ſein größtes Verdienſt, ſeinen größten Reiz, ſeine größte Lebhaftigkeit bey der Erzählung verlieren? Ich befürchte es, meine lieben Kinder, um ſo mehr, da ihr bey Leſung dieſer Briefe anmerken werdet, daß ich niemals die Seegel meiner Beredſamkeit auszuſpannen geſucht, oder mir über eine ſchwülſtige und gekünſtelte Schreibart den Kopf zerbrochen, ſondern mich an einer einfachen und aufrichtigen Erzählung der Sachen begnügt habe, die ich meinen Freunden mittheilen wollte. Wenn euch die Materien ſelbſt nicht beluſtigen und einnehmen, ſo wird euch dieſes Werk durch keine äußerlichen Zierrathen gefallen können, und vielleicht behaltet ihr die zwey Manuſcripte davon in euren Bibliotheken nur aus Achtung

für einen Vater auf, welcher euch ſo zärtlich liebet. Mein Wille iſt es nicht, dieſen freundſchaftlichen Briefwechſel bekannt zu machen, unterdeſſen muß man nichts verſchwören. Tauſend Bewegungsgründe, triftig oder nicht, tauſend Verſuchungen, können ſich einem Schriftſteller darſtellen, und ihn ein dergleichen Gelübde brechen laſſen. Auf allem Fall wird es wahrſcheinlich die letzte Frucht meiner Muſe ſeyn, die ich der Welt alsdenn vorlege. Sie hat meine andern Geburten mit zu viel Nachſicht und Gütigkeit aufgenommen, daß ich nicht darüber unendlich empfindlich ſeyn ſollte, und ich werde mich mit einem von Erkenntlichkeit durchdrungenen Herzen bey ihr beurlauben. So viel ich voraus ſehen kann, habe ich bald das Ende meiner Laufbahn in der Gelehrſamkeit erreicht; Arbeiten von einer ganz verſchiedenen Art erwarten mich künftig, und werden den Reſt meines Lebens beſchäfftigen.

Verfolgt, meine lieben Söhne, den Weg, den ich euch geöffnet habe, mit Standhaftigkeit, und bemühet euch durch die ſchönſten Handlungen, unſern Namen auf die künftigen Jahrhunderte zu bringen. Meine Wünſche und meine Bemühungen widmen euch dem Dienſt der Könige. In was für einen Poſten ſie euch auch ſetzen mögen, ſo befleißiget

euch, ihm wohl vorzuſtehen. Schenket euch eurem Dienſte ganz zu eigen. Erwerbt euch eine gründliche Kenntniß von demjenigen, was zu eurer Verrichtung gehört; ſeyd ſehr genau in der Wiſſenſchaft ſelbſt, und ſehr zurückhaltend in Ausübung derſelben. Es iſt erlaubt, auf dieſe Art das Innerliche durch das Aeußerliche zu verbergen. Um Gottes willen, meine Kinder, verheelet einen guten Theil eures Genies und eurer Gaben, ſo lange ihr in untergeordneten Dienſten ſtehet. Ihr waget nichts bey dieſem weiſen Betragen. Da ihr nichts als die Befehle eurer Obern zu vollziehen habt, ſo müſſen ſie eure Handlungen verantworten. Unglücklich ſeyd ihr, wenn ſie bey euch vorzügliche Verdienſte und Einſichten entdecken, die ſich zu weit ausdehnen. Je mehr ſie Verſtand haben, je mehr werden ſie ſich eurer Erhebung entgegen ſetzen, und je weniger werden ſie euch in einen Stand verſetzen, wo ihr eure Gaben in einem Glanze zeigen könnet, der vermögend iſt, dem ihrigen die Waage zu halten. Aber, um klug zu ſeyn, höret niemals auf, Leute von vollkommener Rechtſchaffenheit zu ſeyn. Selbſt an den verdorbenſten Höfen macht ſich die Tugend ehrwürdig, und ſie wird faſt jederzeit am Ende ihre Belohnung erhalten. Es iſt mir unmöglich, alle die Zärtlichkeit auszu-

 drü-

drücken, die ich gegen euch empfinde. Vergeſſet einen Vater nicht, der euch von der Wiege an ſo viele Merkmaale davon gegeben hat, noch das Andenken einer verehrungswürdigen Mutter, welche, ach leider! nur kürzlich in meinen Armen geſtorben iſt, und deren letzte Seufzer Wünſche zum Himmel für euer Glück geweſen ſind. Verlieret die Urheber eurer Tage niemals aus den Augen. Ihr habet keinen ſicherern Freund, als mich, wohin auch eure Wiſſenſchaft, eure Reiſen oder Dienſte eure Schritte hinleiten mögen. Mein Andenken ſey euch, meine lieben Söhne, noch in dem Grabe heilig, und wenn ihr, wie ich hoffe, künftig zum Dienſt eines Monarchen berufen werdet, ſo folget jederzeit der Lehre der göttlichen Weisheit, die über alle Lehren iſt, die ich euch geben kann: Fürchtet Gott, ehret euren König.

Hamburg, den 1 Jenner
1763.

E N D E.

Innhalt.

Sechs und vierzigſter Brief.

An die Madam von *** zu Berlin S. 3

Sieben und vierzigſter Brief.

An den Herrn von M** zu Hannover. 9

Acht und vierzigſter Brief.

An Ebendenſelben 24

Neun und vierzigſter Brief.

An Herrn Lamprecht zu Berlin 31

Funfzigſter Brief.

An den Herrn von M** zu Hannover 40

Ein und funfzigſter Brief.

Von dem Herrn Jordan an den Autor 53

Zwey und funfzigſter Brief.

Antwort an den Herrn Jordan auf den vorhergehenden Brief 57

Drey und funfzigſter Brief.

An Ebendenſelben S. 67

Vier und funfzigſter Brief.

An die Madam von C*** zu Breßlau 77

Fünf und funfzigſter Brief.

An den Hern von M** zu Hannover 83

Sechs und funfzigſter Brief.

An Madame von C** zu D** 87

Ueberſetzung der Strohkranzrede, welche bey Vermählung des Prinzen von Preuſſen und der Prinzeßinn von Braunſchweig-Wolfenbüttel iſt gehalten worden 103

Sieben und funfzigſter Brief.

An den Herrn von M** zu Hannover 109

Acht und funfzigſter Brief.

An den Herrn Marquis d'Argens in Stuttgard 125

Neun und funfzigſter Brief.

An Madame von C** zu D** S. 135

Sechzigſter Brief.

An Ebendieſelbe zu D** 138

Ein und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von Hagedorn in Hamburg 142

Zwey und ſechzigſter Brief.

An die Frau von Stüven zu Bayreuth 158

Drey und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von M** zu Hannover 180

Vier und ſechzigſter Brief.

An die Madam von C** zu R** 188

Fünf und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Chriſtian-Erlangen 198

Sechs und ſechzigſter Brief.

An meine Mutter zu Hamburg 204

Innhalt.

Sieben und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Erlangen S. 208

Acht und ſechzigſter Brief.

An meinen Bruder zu Hamburg 214

Neun und ſechzigſter Brief.

An Ebendenſelben zu Hamburg 231

Siebenzigſter Brief.

An die Mademoiſelle von S** zu Breßlau 240

Ein und ſiebenzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Braunſchweig 254

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

An den Herrn von M** zu Hannover 259

Drey und ſiebenzigſter Brief.

An Ebendenſelben 264

Vier und ſiebenzigſter Brief.

An Ebendenſelben 273

Fünf

Innhalt.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

An den Herrn Generallieutenant und Grafen von R** zu Potsdam S. 278

Sechs und ſiebenzigſter Brief.

An Se. königl. Hoheit, den Prinz Ferdinand zu Potsdam 282

Sieben und ſiebenzigſter Brief.

An meine Schweſter von Brömbſen zu Lübeck 288

Acht und ſiebenzigſter Brief.

An meine Schweſter, die Baron. Mannteufel zu Leuwarden 292

Neun und ſiebenzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Braunſchweig 295

Achtzigſter Brief.

An den Herrn C** von A** zu D** 302

Ein und achtzigſter Brief.

An Madame von S** auf ihr Landgut zu B** 314

Zwey

Zwey und achtzigſter Brief.

An Milord E** zu London S. 323

Drey und achtzigſter Brief.

An meine Schweſter von Stüven zu Braunſchweig 326

Vier und achtzigſter Brief.

An den Herrn von M** zu Hannover 342

Fünf und achtzigſter Brief.

An die Madame von *** zu Hamburg 349

Sechs und achtzigſter Brief.

An meine Mutter 370

Sieben und achtzigſter Brief.

An die Madame von *** zu Hamburg 374

Acht und achtzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Braunſchweig 387

Neun und achtzigſter Brief.

An Ebendenſelben 398

Neun-

Neunzigſter Brief.

An die Gräſinn von B** gebohrne Gräſinn von A** zu Leipzig S. 405

Ein und neunzigſter Brief.

An den Herrn Pajon, Diener des Evangelii, und Prediger der franzöſiſchen Kirche zu Leipzig 412

Zwey und neunzigſter Brief.

An Ebendenſelben 416

Drey und neunzigſter Brief.

An meinen Bruder 418

Vier und neunzigſter Brief.

An die Frau Kanzlerinn von R** zu Altenburg 428

Fünf und neunzigſter Brief.

An Ebendieſelbe 433

Sechs und neunzigſter Brief.

An den Herrn von Stüven zu Braunſchweig 442

Innhalt.

Sieben und neunzigſter Brief.

An Se. Majeſt. den König von Pohlen, Herzogen von Lothringen und Bar S. 446

Antwort des Königs Stanislaus von Pohlen 448

Antwort von Ihro Churfürſtl. Durchlaucht von Cölln 450

Antwort Ihro Churfürſtl. Durchl. von Bayern 451

Antwort Ihro Churfürſtl. Durchl. von der Pfalz 452

Brief des Herrn von Voltaire 453

Brief des Herrn Grafen v. Schouwalow 455

Acht und neunzigſter Brief.

An den Herrn von M** zu B** 457

Neun und neunzigſter Brief.

An den Herrn Grafen von *** zu Coppenhagen 459

Hunderter Brief.

An meine Söhne, Heinrich und Ferdinand 465

✡ ✡ ✡

XX (1+2) VI 92

Bielfeld, Jakob Friedrich <<von>>,

Des Freiherrn von Bielfeld freundschaftliche Briefe nebst einigen andern
Aus dem Französischen

Bd.: 2

Danzig ; Leipzig (1765)

Epist. 81-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402225-6
VD18 80364659-001